

Ernst-H. Hoff (Hrsg.)

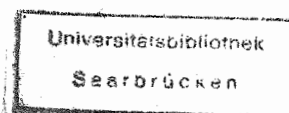
**Die doppelte Sozialisation
Erwachsener**

Zum Verhältnis von beruflichem
und privatem Lebensstrang

DJI Materialien

Das Deutsche Jugendinstitut e. V. (DJI) ist ein zentrales sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut auf Bundesebene mit den Abteilungen Jugendhilfe, Jugend und Arbeit, Jugend und Politik, Mädchen- und Frauenforschung, Familie/Familienpolitik, Kinder und Kinderbetreuung, Medien und neue Informationstechnologien, Sozialberichterstattung sowie Dokumentation. Es führt sowohl eigene Forschungsvorhaben als auch Auftragsforschungsprojekte durch. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit und im Rahmen von Projektförderung aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft. Weitere Zuwendungen erhält das DJI von den Bundesländern und Institutionen der Wissenschaftsförderung.

93-17589



Alleinauslieferung: Juventa Verlag, Weinheim und München
 © 1990 DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut e.V., München
 Umschlagentwurf: Erasmii und Stein, München
 Titelfoto: Eva Otto-Brock, München
 Datenkonvertierung: typo spezial Ingrid Geithner, Erding
 Druck: MaroDruck, Augsburg
 Printed in Germany
 ISBN 3-87966-315-7

Inhalt

Ernst-H. Hoff

Einleitung: Zur Entstehung dieses Bandes und zum Begriff der doppelten Sozialisation 5

Gudrun Axeli-Knapp

Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen 17

Helga Krüger und Claudia Born

Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen 53

Susanne Femers und Ulrike Hörrmann

Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit. Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern 74

Ditmar Brock

Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen? Veränderungstendenzen biographischer Orientierungsmuster bei männlichen Arbeitern seit den fünfziger Jahren 97

Ernst-H. Hoff und Wolfgang Lempert

Kontroll- und Moralbewußtsein im beruflichen und privaten Lebensstrang von Facharbeitern 125

Werner Kudera und Gerd-Günter Voß

Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung. Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck .. 155

Anton Amann

In den biographischen Brüchen der Pensionierung
oder der lange Atem der Erwerbsarbeit 177

Walter R. Heinz

Perspektiven einer künftigen Forschung zur doppelten
Sozialisation Erwachsener 205

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 219

Ernst-H. Hoff

Einleitung: Zur Entstehung dieses Bandes und zum Begriff der doppelten Sozialisation

Die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes hatte sich 1988 zu einem Symposium getroffen, das von den Sektionen Bildung und Erziehung beim gemeinsamen Kongreß der österreichischen, schweizerischen sowie deutschen Gesellschaft für Soziologie in Zürich organisiert worden war. Ihre Beiträge zu dieser Veranstaltung, die insgesamt dem Thema „Berufliche Sozialisations- und Bildungsprozesse im Wandel der Arbeit“ gewidmet war, paßten inhaltlich zwar nicht sehr gut zu einer Reihe anderer, stärker bildungssoziologisch orientierter Referate; sie wiesen jedoch untereinander wesentliche Gemeinsamkeiten auf:

- Alle Beiträge hatten Prozesse beruflicher Sozialisation zum Inhalt, auch diejenigen, in denen der Begriff Sozialisation selbst nicht verwendet wurde.
- Jedem Beitrag lag dabei paradigmatisch eine Subjektorientierung zugrunde: Biographische Verläufe und die darin stattfindenden individuellen Sozialisations- und Entwicklungsprozesse wurden nicht bloß als sozialstrukturell determiniert, sondern ebenso als subjektiv konstituiert begriffen. Mehr oder minder explizit war darüber hinaus in mehreren Referaten die Annahme leitend, daß der Wandel der Technik, der Arbeitsorganisation und der gesamtgesellschaftlichen Strukturen nicht nur zu unmittelbaren, sondern zunehmend auch zu vermittelten Formen einer Fremdbestimmung des einzelnen führt. Hier besteht Heteronomie paradoxerweise in einem schwerer erkennbaren Zwang zu Autonomie, der zugleich Möglichkeiten individueller Lebensgestaltung eröffnet. Subjektivität und selbstbestimmtes Handeln scheinen also auch vermehrt objektiv gefordert zu sein.
- Vielfach klang weiter Kritik an Einseitigkeiten und Verkürzungen an, wie sie sich aus der Betrachtung von Sozialisationsprozessen im Rahmen einzelner, voneinander losgelöster sozialwis-

senschaftlicher Forschungstraditionen, Disziplinen und Subdisziplinen ergeben.

- Durchgängig wurde schließlich in den mündlichen Referaten mehr (z. B. bei Amann und Krüger/Born) oder minder deutlich (z. B. bei Brock, Heinz und Hoff/Lempert) auf Beziehungen hingewiesen, die subjektiv zwischen den einzelnen Lebensbereichen, Lebenssträngen und Lebensphasen hergestellt werden (müssen). Kein Beitrag hatte „berufliche“ Sozialisation allein zum Gegenstand.

Diese gemeinsamen Aspekte, deren Zusammenhang gleich noch etwas genauer erläutert werden soll, hätten es bereits gerechtfertigt, die Referate in einem Band zusammenzufassen. Ausschlaggebend für den vorliegenden Sammelband war jedoch die Idee, ihn thematisch auf den letzten dieser Aspekte zuzuspitzen. Alle mündlich vorgetragenen Referate wurden also noch einmal so überarbeitet, daß als gemeinsames Thema das Verhältnis zwischen den Lebensbereichen und Lebenssträngen beziehungsweise die doppelte, aber gleichwohl ineinander verzahnte Sozialisation von Erwachsenen im Berufs- und im Privatleben in den Vordergrund gerückt wurde. Weiter erschien es sinnvoll, sie um weitere Beiträge (von Femers/Hörrmann, Knapp und Kudera/Voß) aus einschlägigen Forschungszusammenhängen zu ergänzen.

Es gibt meines Erachtens vor allem zwei Gründe für eine solche thematische Akzentuierung: *Erstens* werden die Probleme einer Integration der Lebensstränge bei erwerbstätigen Frauen besonders deutlich sichtbar, und innerhalb der Frauenforschung wird dieses zentrale Thema bereits seit langem behandelt. Es scheint an der Zeit zu sein, von dieser Forschung in anderen Bereichen Kenntnis zu nehmen und entsprechende Probleme auch bei Männern sowie mit Blick auf unterschiedliche Altersstufen und Kohorten zu thematisieren. *Zweitens* ergibt sich die wissenschaftliche Behandlung solcher Problemlagen einer subjektiven Verknüpfung von Lebenssphären und Lebenssträngen geradezu zwangsläufig aus der erwähnten paradigmatischen „Subjektorientierung“ in der Sozialisationsforschung und in den ihr benachbarten Wissenschaftsbereichen.

Auf beide Gründe möchte ich nun etwas ausführlicher eingehen und mit eher anekdotischen Hinweisen auf Begebenheiten und Diskussionspunkte während des Züricher Kongresses beginnen:

Vor dem Vortrag von Helga Krüger und Claudia Born betraten zum Leidwesen des Vorredners immer neue Schübe von Besucherinnen — und zwar ausschließlich Besucherinnen — den ursprünglich nur zum Teil gefüllten Hörsaal. Sie waren offensichtlich am Thema „Probleme der Integration von beruflicher und privater Biographie bei Frauen“ und der daran anschließenden Diskussion interessiert. Der folgende Referent trug dann sein Referat, in dem es unter anderem um die veränderte Arbeitssituation männlicher Industriearbeiter ging, wieder vor einem merklich geschrumpften und überwiegend männlichen Publikum vor.

Während der Diskussion zum Vortrag von Krüger/Born prägte sich mir als Diskussionsleiter eine weitere Erfahrung ein: Ich verwies nämlich im Zusammenhang mit der Vermutung, für Männer könnten ähnlich wie für erwerbstätige Frauen Probleme einer Integration der Lebensstränge zunehmend akuter werden, auf die einschlägige Literatur zur Relation von Arbeit und Freizeit. Bei der bloßen Erwähnung des Wortes „Freizeit“ gaben die anwesenden Sozialwissenschaftlerinnen anders als ihre männlichen Kollegen einmütig durch Lächeln sowie durch einige Kommentare zu verstehen, wie sehr sich bereits dieser Begriff der „Freizeit“ im alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf die Männer bezieht. Für sie ist damit in der Regel die von Erwerbs- und Hausarbeit freie Zeit gemeint, während es für erwerbstätige Frauen mit Familie neben diesen beiden Arten von Arbeit allenfalls eine Art „Rest“-Freizeit gibt.

Angeregt durch den Vortrag von Krüger/Born und dessen Begleitumstände stellten auch die folgenden Referenten Bezüge zur darin angesprochenen Problematik her; und dieser Fokus der Diskussion bildete dann eigentlich erst den Anlaß zur Konzeption und Anordnung der Beiträge des vorliegenden Readers:

Nachdem Sozialwissenschaftlerinnen in dieser Weise auf die Relevanz der Thematik bei Frauen und zugleich auf Probleme der an männlicher Sozialisation ausgerichteten sowie von Männern geprägten wissenschaftlichen Begriffsbildung aufmerksam gemacht hatten, erschien es nur folgerichtig, diesen Band mit Beiträgen von Frauen über Frauen beginnen zu lassen. Auch der im Titel verwendete Terminus der „doppelten Sozialisation“ wurde ebenso wie derjenige der „doppelten Vergesellschaftung“ ursprünglich von Regina Becker-Schmidt (vgl. z. B. 1987) und ihren Kolleginnen am Psychologischen Institut der Universität Hannover in einem empirischen Projekt zur „widersprüchli-

chen Realität und Ambivalenz“ der Erfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie (Becker-Schmidt 1980) entwickelt. Von daher erschien es sinnvoll, zusätzlich zu den Referenten in Zürich eine Autorin aus diesem Umkreis um einen Beitrag zu bitten. Der so entstandene theoretische Artikel von Gudrun Axeli Knapp steht ganz am Anfang des Bandes, um auf diesen Entstehungszusammenhang des Titels und auf die Anstöße aus diesem Forschungskontext hinzuweisen. Die anschließend dargestellten empirischen Befunde von Helga Krüger und Claudia Born bauen auf der Argumentation bei Knapp auf und stützen sie. Auch der dritte Beitrag von Susanne Femers und Ulrike Hörmann stammt von Sozialwissenschaftlerinnen, aber er handelt von Männern. Was von Krüger/Born noch als Vermutung geäußert wurde — daß nämlich ähnliche Probleme einer Integration von beruflichem und privatem Lebensstrang wie bei erwerbstätigen Frauen auch für Männer akut sein könnten — wird hier an einer spezifischen Berufsgruppe besonders prägnant belegt. In den folgenden Artikeln berichten Ditmar Brock sowie Ernst Hoff und Wolfgang Lempert anhand empirischer Fallstudien ebenfalls über Verknüpfungen zwischen den Lebensbereichen und Lebenssträngen bei Männern. Während bei Brock eine soziologische und eine historisch-vergleichende Perspektive im Vordergrund steht, wenden sich Hoff/Lempert stärker der psychologischen Fragestellung zu, wie sich Persönlichkeitsaspekte männlicher Erwachsener im Zusammenspiel der Lebensstränge entwickeln. In den dann anschließenden beiden Beiträgen von Werner Kudera und Günter Voß sowie Anton Amann werden exemplarisch und vergleichend für Frauen und Männer Erfahrungs- sowie Handlungsmuster herausgearbeitet, die sich auf die Abstimmung und Koordination von Arbeit und Privatleben richten, wobei eine solche „Balancearbeit“ (Amann) die langfristige Lebensbewältigung bis in den Ruhestand hinein bestimmt. Beide Geschlechter werden auch von Walter R. Heinz in seinem Schlußbeitrag berücksichtigt, dessen theoretische Bündelung aller zuvor behandelten Fragen in einen Ausblick auf die künftige Forschung einmündet.

Auf weitere Kennzeichnungen jedes einzelnen Textes kann an dieser Stelle verzichtet werden. Denn alle Autoren sind der Bitte nachgekommen, ihrem Beitrag eine Zusammenfassung voranzustellen, anhand derer sich der Leser einen Überblick verschaffen kann.

So wichtig der beschriebene Anlaß für die Konzeption dieses Readers auch war, so falsch wäre es, darin den alleinigen Grund für die Kooperationsbereitschaft aller Autorinnen und Autoren zu sehen. Irreführend wäre auch die Vermutung, hier werde durch vorschnelle Verallgemeinerung eine originäre Frauenthematik sofort wieder von männlich geprägten Forschungstraditionen vereinnahmt. Die Notwendigkeit einer integrativen Betrachtung beider Hauptlebensstränge von erwerbstätigen Erwachsenen ergibt sich nämlich unmittelbar aus der eingangs erwähnten, paradigmatischen „Subjektorientierung“.

Sie erzwingt eine grundsätzliche Kritik der nach Lebensbereichen segmentierten Teildisziplinen in Soziologie, Psychologie sowie Pädagogik und eine Erweiterung des ursprünglich auf Arbeit und Beruf begrenzten Gegenstandsbereiches der „beruflichen“ Sozialisationsforschung. Um dies zu erläutern, muß skizziert werden, warum eine solche Orientierung keineswegs selbstverständlich ist und wie es dazu kam.

Eine erste Ursache liegt im engen Bezug zwischen beruflicher Sozialisationsforschung und Industriesoziologie. Vor allem im Umkreis der sozialwissenschaftlichen Institute in München und des dortigen Sonderforschungsbereiches (vgl. die von Bolte herausgegebene Bilanz des SFB 101: Mensch, Arbeit und Betrieb 1988) ist eine derartige Subjektorientierung seit den siebziger Jahren vertreten worden (vgl. Beck u. a. 1976, Brock und Vetter 1979), die inzwischen in der gesamten Subdisziplin diskutiert wird (Schmiede 1988). Während in anderen industriesoziologischen Ansätzen zum Beispiel Branchen, Betriebe oder punktuelle Analysen von Arbeitsplätzen dominieren, rücken hier langfristige Berufsverläufe in den Blick, die den individuellen Lebenslauf bestimmen und von den Subjekten durchlaufen und ausgestaltet werden. Innerhalb der beruflichen Sozialisationsforschung ist diese Diskussion besonders in denjenigen Projekten auf Resonanz gestoßen, die sich mit Problemen des Übergangs vom Bildungs- in das Beschäftigungssystem befaßt haben (vgl. die von Kärtner u. a. 1983 oder von Kruse u. a. 1983 herausgegebenen Berichte von Tagungen im Deutschen Jugendinstitut, an denen auch Autoren dieses Sammelbandes beteiligt waren und die als Vorläufer dieses Bandes gelten können; als Überblick zu allen älteren und neueren „Lehrlingsstudien“ vgl. Lempert 1986).

Als zweite Ursache läßt sich für die Sozialisationsforschung insgesamt eine Kritik an disziplinär einseitigen Perspektiven beziehungsweise eine gegenseitige Öffnung von Soziologie und Psychologie konstatieren (vgl. Hoff 1981): Einerseits hat man sich von einem soziologistischen Verständnis von „Sozialisation“ als dem Prozeß einer bloß passiven Übernahme gesellschaftlich vorgegebener Rollen, Normen und Werte durch das Individuum verabschiedet; dem wurde das Modell vom „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekt“ (vgl. Hurrelmann 1983) gegenübergestellt. Sozialisa-

tion wird nun zumeist als Identitätsentwicklung im Sinne der auf G. H. Mead zurückgehenden Tradition verstanden, die immer schon das Zusammenspiel beider Komponenten von reaktiver Anpassung und subjektiv aktiver Ausgestaltung im individuellen Leben und Handeln berücksichtigt hatte. Andererseits und komplementär dazu sind in der Psychologie entsprechend einseitige Betrachtungsweisen von „Persönlichkeit“ und „Entwicklung“ obsolet geworden. Man begreift die Genese von Persönlichkeit immer weniger psychologistisch, das heißt ohne Berücksichtigung individueller Umwelten und darin wirksamer sozialstruktureller Faktoren, sondern „Entwicklung“ wird synonym wie „Sozialisation“ auf das lebenslange Zusammenspiel solcher Umweltkonstellationen mit psychischen Strukturbedingungen im individuellen Handeln bezogen. Auch innerhalb der beruflichen Sozialisationsforschung hat eine gegenseitige Öffnung — hier vor allem der industriesoziologisch und der arbeitspsychologisch orientierten Forschung — stattgefunden (vgl. den von Hoff u. a. 1985 herausgegebenen Bericht einer interdisziplinären Tagung am MPI für Bildungsforschung, an dem wiederum Autoren dieses Sammelbandes beteiligt waren und der ebenfalls als dessen Vorläufer gelten kann; erwähnt sei weiter, daß seitdem das Thema „Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung“ von Arbeits- und Entwicklungspsychologen ebenso kontinuierlich wie von Soziologen auf Tagungen behandelt wird).

Man geht also übereinstimmend davon aus, daß Sozialisation beziehungsweise Persönlichkeitsentwicklung neben Fremd- immer auch Selbstsozialisation (Heinz 1988) beinhaltet und daß sie nicht nur in der Reaktion auf externe Einflüsse, sondern gleichzeitig immer auch im subjektiven Ausgestalten des individuellen Alltags und Lebenslaufes besteht. (Welche technischen, welche sozialstrukturellen und welche normativen Wandlungen eine derartige subjektive Ausgestaltung, eine Einflußnahme der Menschen auf sich selbst, auf ihr eigenes Leben und Handeln zunehmend ermöglichen, erzwingen oder suggerieren, wird neuerdings im Zusammenhang mit der „Individualisierungsthese“ (Beck 1986) diskutiert und kann an dieser Stelle nicht erörtert werden). Die verschiedenartigen Formen von Subjektivität, Individualität, Persönlichkeit beziehungsweise Identität sowie der Fähigkeit zu autonomem

Handeln sind bei Erwachsenen in unserer Gesellschaft einmal Voraussetzung und dann Folge oder Ziel jeglicher Sozialisationsprozesse. Diese zentralen Begriffe implizieren nun aber nicht nur mit ihren alltagssprachlichen, zumeist positiven Konnotationen — etwa dann, wenn von der Persönlichkeit eines Menschen als dem Resultat einer gelungenen Entwicklung die Rede ist — die Vorstellung einer Ganzheit oder Einheitlichkeit einer Person. Auch ihre wissenschaftliche Verwendung legitimiert sich allein von daher. Besonders deutlich zielt der Begriff der Identität auf das Gleichbleiben der Person vor den eigenen und vor den Augen anderer. „Sich selbst gleich bleiben“ bedeutet hier erstens Konsistenz über unterschiedliche Rollen, Situationen und Lebensbereiche und zweitens Kontinuität über unterschiedliche biographische Phasen hinweg. Aber auch in der Persönlichkeitspsychologie kommt diesen Aspekten von Konsistenz und Kontinuität zentrale Bedeutung zu. Der Punkt, auf den es mir hier nun ankommt (vgl. dazu genauer Hoff 1988), ist folgender:

Identität als biographische und soziale Verortung der eigenen Person in ihrer Gesamtheit, als individuelles Postulat oder auch als individuelles Problem muß keineswegs allein aus Erfahrungen in nur einer zentralen Lebenssphäre oder einer in sich homogenen Lebenswelt hervorgehen. Sie kann auch und unter Umständen eher im Kontext objektiv inkonsistenter Anforderungen zum Beispiel im Berufs- und Privatleben entstehen beziehungsweise sich darin festigen. Gerade weil und wenn es deutlich unterscheidbare oder gar konfligierende externe Anforderungen, verschiedenartige Muster von Freiheiten und Zwängen in beiden oder mehreren Bereichen gibt, muß Identität behauptet und bewußt ausgebildet werden. Das gleiche gilt in biographischer Perspektive: Gerade aus der Erfahrung von Diskontinuität und Brüchen kann Identität als das Bewußtsein einer inneren Kontinuität entstehen. Ebenso geht der Psychologe, der einzelne Persönlichkeitsmerkmale einer Person von außen zu diagnostizieren versucht, in der Regel davon aus, daß sich diese Merkmale nicht völlig situations- beziehungsweise reichsspezifisch oder in voneinander isolierten Lebensabschnitten, sondern übergreifend manifestieren.

Die wissenschaftliche Betrachtung und Analyse von Sozialisationsprozessen macht also im Grunde nur dann Sinn, wenn man

sich dem gesamten Lebenszusammenhang von Personen, den *Relationen* zwischen ihren Lebensbereichen und Lebensabschnitten zuwendet, die für die Entwicklung von Identität beziehungsweise Persönlichkeit vielfach wichtiger erscheinen als die Einflüsse der Bereiche und Abschnitte per se. Dabei kann systematisch zwischen folgenden Ebenen und Perspektiven der Deskription unterschieden werden:

- (a) einer Ebene der makrostrukturellen Voraussetzungen der Segmentierung des Alltags und der Lebensstränge differenziert nach Berufsgruppen, Subkulturen, Geschlecht usw.;
- (b) einer Ebene individueller Lebenszusammenhänge aus der wissenschaftlichen Außenperspektive. Es wären quasi objektive Handlungsanforderungen zum Beispiel in Arbeit und Beruf mit denen in anderen Lebensbereichen zu vergleichen. In nahezu allen der hier relevanten Studien zu den Relationen zwischen Arbeit und Freizeit (vgl. Ulich und Ulich 1977) fehlt bislang ein einheitliches Begriffssystem zur Klassifikation und zum Vergleich derart unterschiedlicher Handlungsanforderungen (ganz abgesehen von der mangelnden biographischen Reichweite der Analysen in diesem Forschungsbereich);
- (c) einer Beschreibung der unmittelbar auf diese Relationen und die Integration der Bereiche und Lebensstränge gerichteten Koordinationsleistungen der Subjekte —wiederum zunächst aus der wissenschaftlichen Außenperspektive;
- (d) einer auf dieselben Punkte (b und c) zielende Erfassung aus der Perspektive der Subjekte selbst, deren Erfahrungen dann erst sozialwissenschaftlich zu interpretieren wären. Was das Denken, Fühlen und Handeln der Subjekte, ihre Erfahrungswahrnehmung und -verarbeitung anbelangt, wäre es sinnvoll, noch genauer zwischen ihrer Deskription einzelner, realer Handlungen in alltäglich sowie biographisch wichtigen Kontexten einerseits und ihren verallgemeinerten Evaluationen, ihren subjektiven Theorien und Überzeugungen zum Verhältnis von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Freizeit beziehungsweise von beruflichem und privatem Lebensstrang andererseits zu differenzieren;
- (e) einer Ebene der aus solchen Erfahrungen hervorgehenden Aspekte von Identität beziehungsweise Persönlichkeit, wobei es hier wiederum angebracht erschiene, zwischen Identität als der subjektiven Verortung der eigenen Person durch die Subjekte selbst und einer Diagnose von Persönlichkeit aus der wissenschaftlichen Außenperspektive zu unterscheiden.

In diesem Sammelband werden überwiegend die Ebenen beziehungsweise Perspektiven (c) und (d), vereinzelt auch (a) und (e) behandelt. Eine theoretisch und empirisch systematische Zusammenfassung, das heißt die aufeinander bezogenen Beschreibungen auf allen Ebenen aus der Perspektive der Subjekte wie aus der wissenschaftlichen Außenperspektive und deren integrative Analyse, steht noch aus.

Eine solche, auf den gesamten Lebenszusammenhang von Personen gerichtete Forschung muß sicherlich in kritischer Abgrenzung gegenüber den Defiziten und Verkürzungen der subdisziplinären Sichtweisen erfolgen. Pointiert könnte man die Konsequenzen, die sich mit einer Subjektorientierung für die bisherige sozialwissenschaftliche Arbeitsteilung ergeben, auch folgendermaßen formulieren: Nachdem zunächst die Trennung *zwischen* den Disziplinen zunehmend problematisch geworden ist, erscheint nun noch einmal *innerhalb* jeder Disziplin die Trennung nach Subdisziplinen gegenstandsineadäquat. Aus der gegenseitigen Öffnung von Soziologie und Psychologie resultiert eine Kritik an einer allzu strikten Segmentierung von Industrie- und Familiensoziologie, an einer Aufteilung in eine Psychologie der Arbeit und der Freizeit. Ebenso unangemessen erscheint schließlich die Differenzierung nach Berufs-, Familien- und Freizeitpädagogik. Für die Beiträge dieses Bandes erschiene inzwischen folglich auch das Etikett „berufliche Sozialisationsforschung“, das noch die ursprünglichen Referate in Zürich gekennzeichnet hatte, zu eng.

Angemerkt sei noch, daß die zweite Argumentationslinie in dieser Einleitung natürlich einen gewissen Widerspruch zur ersten Linie beziehungsweise zum Begriff der „doppelten“ Sozialisation und damit zum Titel darstellt. Wenn man von der einzigen Identität einer Person spricht und nicht bloß eine eher fragwürdige Ansammlung von beruflicher, privater oder sonstiger „Teil“-Identitäten meint, und wenn man Persönlichkeitsmerkmale nicht lediglich auf ganz spezifische Fähigkeiten zum Beispiel im Sinne funktionaler Arbeitsqualifikationen reduziert, sondern sie als übergreifend konzipiert, dann muß man eigentlich auch von einem einzigen, umfassenden Prozeß der Sozialisation als der lebenslangen Herausbildung von Identität beziehungsweise der Entwicklung von Persönlichkeit sprechen. Wenn hier gleichwohl der Terminus der „doppelten Sozialisation“ in Text und Titel beibehalten wird, so geschieht dies, um programmatisch auf die neuartige Perspektive eines gleichzeitigen Bezuges auf *beide* Lebensstränge zu verweisen. Gemeint ist also keineswegs eine Unabhängigkeit zweier synchron verlaufender Prozesse, sondern gerade deren Verschränkung, für die das Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang als ausschlaggebend gilt.

Zum Schluß möchte ich mich auch im Namen aller Autorinnen und Autoren herzlich bei den Personen bedanken, die dazu beigetragen haben, daß der Sammelband in dieser Form zustande gekommen ist: bei Hiltrud Albat und Barbara Redlitz im Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, die mir viele Schreib- und Organisationsaufgaben abgenommen haben; und schließlich besonders bei Hermann Schwarzer, der im Deutschen Jugendinstitut in München alle zum Druck erforderlichen Arbeiten so sorgfältig koordiniert und betreut hat.

Literaturverzeichnis

- BECK, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1986.
- BECK, U., M. BRATER UND E. TRAMSEN: Beruf, Herrschaft und Identität. Ein subjektbezogener Ansatz zum Verhältnis von Bildung und Produktion. Soziale Welt 27, 1, 8-44, und 2, 180-205 (1976).
- BECKER-SCHMIDT, R.: Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32, 705-725 (1980).
- BECKER-SCHMIDT, R.: Die doppelte Vergesellschaftung — die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Die andere Hälfte der Gesellschaft, Hrsg. L. UNTERKIRCHER und I. WAGNER. Österreichischer Soziologentag 1985, Wien 1987.
- BOLTE, K. M. (Hrsg.): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung“ der Universität München. VCH, Acta Humaniora, Weinheim 1988.
- BROCK, D. und H.-R. VETTER: Die Arbeiterexistenz als biographischer Lernprozeß. Zeitschrift für Soziologie 8, 3, 209—219 (1979).
- HEINZ, W. R.: Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt: Jugendliche zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken. Das Argument 168, 198—207 (1988).
- HOFF, E.-H.: Sozialisation als Entwicklung der Beziehungen zwischen Person und Umwelt. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1, 1, 91-115 (1981).
- HOFF, E.-H.: Identität und Arbeit. Berlin 1988 (hektographiertes Manuskript; erscheint in: Psychosozial 1990).
- HOFF, E.-H., L. LAPPE und W. LEMPert (Hrsg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Huber, Bern 1985.
- HURRELMANN, K.: Das Modell des produktiv realitätverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3, 1, 91-104 (1983).
- KÄRTNER, G., H. R. LEU, E.-M. OTTO und P. WAHLER (Hrsg.): Ausbildung und Arbeitsplatzrisiko Jugendlicher. Workshop-Bericht aus der empirischen Sozialisationsforschung. Verlag Deutsches Jugendinstitut, München 1983.
- KRUSE, W., G. KÜHNLEIN und U. MÜLLER (Hrsg.): Arbeitsmarkterfahrungen und Berufsorientierungen Jugendlicher. Workshop-Bericht aus der empirischen Sozialisationsforschung. Verlag Deutsches Jugendinstitut, München 1983.
- LEMPERT, W.: Sozialisation in der beruflichen Ausbildung: Der Beitrag der Lehre zur Entwicklung sozialer Orientierungen im Spiegel neuerer Längsschnittuntersuchungen. In: Bildung und Beruf. Soziale und ökonomische Aspekte von Bildung und Lernen, Hrsg. H. THOMAS und G. ELSTERMANN. Springer, Berlin 1986, 105-144.
- SCHMIEDE, R.: Arbeit und Subjektivität. Beiträge zu einer Tagung der Sektion Industrie- und Betriebssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Kassel, 21.-23.5.1987). Mit einer Auswahlbibliographie deutschsprachiger Literatur. Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn 1988.
- ULICH, E. und H. ULICH: Über einige Zusammenhänge zwischen Arbeitsgestaltung und Freizeitverhalten. In: Bürokratie — Motor oder Bremse der Entwicklung? Hrsg. Th. LEUENBERGER und K.-H. RUFFMANN. Lang, Bern 1977, 209-227.

Gudrun-Axeli Knapp

Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen

Zusammenfassung: Was ist das besondere an der weiblichen Sozialisation? Treffen die Vorstellungen zu, die im weiblichen Arbeitsvermögen ein Potential vermuten, das sich in gebrauchswertorientierten und personenbezogenen Aneignungsprozessen konstituiert? Diese Perspektive verlegt die Vergesellschaftung von Frauen einseitig in die Privatsphäre, wo sich dann die „Kontrasttugenden“ zum männlichen Sozialcharakter herausbilden sollen. Folgt man der These von der doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung, so wird erkennbar, daß auch die weibliche Sozialisation in doppelter Perspektive betrachtet werden muß. Frauen erfahren ihre Sozialisation sowohl in der Familie, im sozio-ökologischen Umfeld als auch in schulischen und beruflichen Ausbildungsgängen; sie werden sowohl auf reproduktive Arbeit im Privaten wie auf Anforderungen der Erwerbssphäre vorbereitet. Ihre Einbindung in beide Tätigkeitsfelder erfolgt allerdings nicht in linearer Weise, sondern unter den Bedingungen von Diskontinuitäten, Brüchen und Unvereinbarkeiten. Angesichts der doppelten Orientierung an zwei Praxisbereichen erscheint es unabdingbar, von einem komplexen weiblichen Arbeitsvermögen auszugehen. Es könnte durch spezifische Ambiguitätserfahrungen charakterisiert sein, die der Umgang mit widersprüchlichen Verhältnissen Frauen aufdrängt.

Einleitung:

Ein wenig beiläufig aber mit Überzeugung notiert Jürgen Habermas anno 1981: „Im übrigen verfügen die Frauen aus dem historischen Erbe der geschlechtlichen Arbeitsteilung, der sie in der bürgerlichen Kleinfamilie unterworfen waren, über Kontrasttugenden, über ein zur Männerwelt komplementäres, der einseitig rationalisierten Alltagspraxis entgegengesetztes Wertregister“ (Habermas 1981, S. 579).

Hätte hundert Jahre zuvor Hedwig Dohm diese Passage in der „Theorie des kommunikativen Handelns“ gelesen, so hätte sie

ohne Umschweife deren Verfasser in ihre Polemik einbezogen, die den Zeitgenossen im Preußen Bismarcks galt: „O über dieses Geschwätz von der Sphäre des Weibes, den Millionen Frauen gegenüber, die auf Feld und Wiese, in Fabriken, auf den Straßen und in Bergwerken, hinter Ladentischen und in Bureaus im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot erwerben. Wenn die Männer vom weiblichen Geschlecht sprechen, so haben sie dabei nur eine ganz bestimmte Klasse von Frauen im Sinn: Die *Dame*. (...) Geht auf die Felder und in die Fabriken und predigt eure Sphärentheorie den Weibern, die die Mistgabel führen und denen, deren Rücken sich gekrümmt hat unter der Wucht centnerschwerer Lasten!“ (Dohm 1986, S. 126)

Die Frauen, an deren Existenz Hedwig Dohm beharrlich erinnert, könnten auch den modernen „Sphärenfabrikanten“ (Dohm 1986) und Theoretikern des Kontrasts auf die Sprünge helfen, die „Weiblichkeit“, „weibliche Sozialisation“ und Frauenarbeit mit einer sozialen Selektivität und Geradlinigkeit betrachten — als triebe sie ein verschwiegene Interesse an der Fortschreibung des patriarchalen Weiblichkeitsmythos. Was aber treibt die Theoretikerin?

Die Frauenforschung hat in aufklärerischer und praktischer Absicht den „weiblichen Lebenszusammenhang“ (Prokop 1977) ins Zentrum ihres Interesses gerückt und ihn in seiner widersprüchlichen Verfaßtheit analysiert; sie hat von Anbeginn sowohl die Verschiedenartigkeit der Lebenslagen von Frauen untersucht als auch ihre im Vergleich zu Männern gesellschaftlich durchgängige Minderbewertung thematisiert und sie hat das Skandalon von Herrschaft, Dominanz und sexistischer Gewalt im Geschlechterverhältnis benannt. Es wäre anzunehmen gewesen, daß diese Analysen des Geschlechterverhältnisses als eines Zusammenhangs von Differenzierung, Segregation, Hierarchisierung und Sexismus auch die überlieferten Vorstellungen von „Weiblichkeit“ tangiert hätten. Und dennoch: auch in gängigen feministischen Entwürfen, die sich auf diese Einsichten berufen, hält sich hartnäckig jene Vorstellung weiblicher Eigenschaften und Verhaltensweisen, wie sie auch Habermas' Rede von den „Kontrasttugenden“ kolportiert: wir sind intuitiv, verharrend, einfühlsam, geduldig, kontextbezogen, sorgend, anpassungsfähig, mimetisch, kooperativ, expressiv, wir verfügen auch über eine eigene Logik. Wir sind nicht: nüchtern,

rational kalkulierend, instrumentell, machtbetont, ehrgeizig, aggressiv usw.

Offensichtlich greift eine Kritik, die in Weiblichkeitsbildern männlicher Wissenschaftler nichts als androzentrische Projektionen erkennt — bei aller Berechtigung im Einzelfall — zu kurz. Die Auseinandersetzung mit entsprechenden feministischen Konstruktionen des „Weiblichen“ (und „Männlichen“) zeigt, daß es eine Reihe weiterer Gründe geben muß, die es so schwer machen, aus dem Bannkreis der Geschlechterstereotypen herauszufinden. Die auffällige „Überschußproduktion“ von „binär-klassifikatorischer Ordnung“ in der symbolischen Repräsentation des Geschlechtersystems, die für unseren kulturellen Kontext konstatiert wird (Tyrell 1986, S. 468), setzt sich anscheinend auf spezifische Weise in der Wissenschaft fort.¹

Folgenden Fragen will ich nachgehen und versuchen, sie in einer Skizze zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen zu verbinden:

Was wird verdeckt durch derartig einspurige Definitionen von Frauen über den Kontrast zum „Männlichen“ und den damit assoziierten Eigenschaften? Welche Differenzen *unter Frauen* unterschlägt diese Art der „Versämtlichung“ (Dohm 1986) qua Geschlechtszugehörigkeit? Wie kommt es, daß in der Frauenforschung einerseits die Frage nach den historisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen gestellt wird, in denen geschlechtsspezifische Potentiale ausgebildet und realisiert werden, daß sogar von Zwang, Reduktion und Bornierung die Rede ist, die die soziale „Zurichtung“ des weiblichen Geschlechts begleitet haben und begleiten, daß aber andererseits die Resultate jener Prozesse häufig so erscheinen, als wären sie davon unberührt geblieben. Warum erscheint das Konstituierte wie abgeschnitten von den widersprüchlichen Bedingungen seiner Konstitution?

Welche Vorstellungen von geschlechtsspezifischer Sozialisation liegen solchen Auffassungen vom „Weiblichen“ zugrunde, in welchen sozialen Praxisfeldern werden Frauen verortet?

Differenz ohne Differenzierung

Moderne Weiblichkeitsmythen gibt es in verschiedenen Varianten, die sich in zwei Richtungen unterscheiden lassen: als Mythos der *Identität*, der ein Weiblich-Mütterliches positiviert und der patriarchalen Kultur als ihr Anderes, als politische Alternative oder gar als „letzten Ausweg“ (Garaudy 1982) entgegenhält; aber auch als Mythos der *Nicht-Identität*, wie etwa bei Mary Daly, die Feminität als patriarchale Maskerade, als Entfremdungsphänomen bloßstellt, das die eigentliche, ursprüngliche Potenz von Frauen verpuppt (Daly 1986).

Zwischen diesen Extremen liegen die für unseren Zusammenhang aufschlußreicheren Versionen.

Ich beziehe mich auf die in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der Bundesrepublik entwickelten, in der Frauenbewegung und darüber hinaus populär gewordenen Konzepte eines „weiblichen Arbeitsvermögens“ (Ostner 1978; Beck-Gernsheim 1979, 1981) und „weiblichen Gegenstandsbezugs“ (Mies 1980, 1983, 1988), auf das Konzept der „weiblichen Aneignungsweise“ neuer Technologien, wie es etwa am hannoverschen Institut Frau und Gesellschaft (Schiersmann 1987) vertreten wird und auf Ansätze, die sich um den Begriff „Mütterlichkeit“ gruppieren (z. B. Erler 1985).

Unter methodischen Gesichtspunkten ließen sich auch Christina Thürmer-Rohrs Überlegungen zur „Mittäterschaft von Frauen“ einbeziehen, in deren Mittelpunkt das Konstrukt vom „weiblichen Sozialcharakter“ steht, den sie allerdings nicht affirmiert, sondern in seiner Komplizenschaft mit „dem Patriarchat“ kritisiert (Thürmer-Rohr 1987, 1989).

Obwohl diese Ansätze sich in ihren Fragestellungen, in einzelnen theoretischen Ableitungen, Begründungen und vor allem in ihren politischen Folgerungen unterscheiden, ist ihnen eines gemeinsam: ihre *zentralen Kategorien*, in denen Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen als „spezifisch weibliche“ gebündelt sind, bleiben in dem polarisierenden Schema des Geschlechterdualismus befangen, dessen gesellschaftliche Realität sie kritisieren. Aus dem Blick geraten damit sowohl jene Potentiale oder Eigenschaften von Frauen, die auf der bipolaren Skala der Geschlechterklischees als

genuin „männliche“ gelten (z. B. Sachlichkeit und Durchsetzungsvermögen) als auch solche, die nicht im engeren Einzugsbereich von „Geschlechtseigenschaften“ liegen. Die Aussagen haben einen Allgemeingrad, der seinen Preis fordert: es wird weitgehend abstrahiert von der historisch-spezifischen Ausprägung von Eigenschaften und Eignungen, von ihrer jeweils konkreten gesellschaftlich-kulturellen Einbindung, ihrer Brechungen und Blockierungen, damit auch von Konfliktpotentialen, die die Möglichkeit der Veränderung in sich bergen können.

Durch Kontrastbildung, Selektion und Generalisierung wird auf der *kategorialen* Ebene ein schöner Schein von Vollständigkeit und Widerspruchsfreiheit erzeugt, der Frauen letztendlich doch wieder verschleiert. In diesem Schein von Identität eines Weiblichen, das mit sich selber eins ist, erhält sich ungewollt eine essentialistische Suggestion, welche auch Konzepte der Frauenforschung in verblüffender Kontinuität mit den Weiblichkeitsbildern des 18. und 19. Jahrhunderts verbindet.

Was sie von ihnen unterscheidet, ist vor allem der *sozialwissenschaftliche Begründungszusammenhang*, in dem diese Konstruktionen weiblicher Besonderheit stehen: hier wird historisch, sozialisationstheoretisch und auch gesellschaftstheoretisch argumentiert.

Der Unterschied zwischen dem alten Mythos vom „Geschlechtscharakter“ und den aufgeklärteren Sekundärmythen, die an das Konzept vom Sozialcharakter anknüpfen, liegt also weniger in den Antworten auf die Frage: *Wie* Frauen sind und was das spezifisch Weibliche sei als in den Antworten auf die Frage nach dem: *Warum*, *wodurch* und *auf welche Weise* Frauen „so“ werden.

An den genannten Ansätzen, die sich ergänzen ließen durch vergleichbare Auffassungen männlicher Autoren (z. B. Habermas 1981; Marcuse 1974; Negt/Kluge 1972) interessiert mich das *Verhältnis* zwischen den positivierten Aussagen, die sie über Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen treffen (die Bestimmung des „Wie“), und der sozialwissenschaftlichen Perspektive des „Warum“ und „Auf welche Weise“, die nach der Konstitutionsgeschichte dieser Potentiale fragt. Wie erklärt sich die merkwürdige Diskrepanz zwischen den *Kategorien* („weiblicher Gegenstandsbezug“, „weibliches Arbeitsvermögen“, „weibliche Aneignungsweise“

sen“ usw.), in denen ein selektiv-identifizierend gedachtes Weibliches vorgestellt wird, und den mit einzelnen Akzentunterschieden durchaus konflikttheoretisch orientierten Gesellschaftsanalysen, auf die sie zurückgreifen, in denen zumindest Klassen- bzw. Schichtunterschiede vorgesehen sind. Warum verschwindet die Differenzierung, was wird aus der Differenz?

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen würde den hier gegebenen Rahmen überschreiten.²

Einige der systematischen theoretischen und methodischen Probleme, die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchen, seien jedoch wenigstens benannt.

Frauen gehen unter und tauchen in der Reduktionsform „weiblicher Eigenschaften“ wieder auf in einer Art sozialwissenschaftlichem Bermuda-Dreieck aus:

1. historisch undifferenzierten bzw. verengten Auffassungen von geschlechtlicher Arbeitsteilung und Kristallisierung der Vorstellung von „Frauenarbeit“ um Kindergebären, Nähren und Versorgen;³
2. aus eindimensionalen Theorien zur weiblichen Sozialisation.⁴ Geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse erscheinen darin wie ein makelloser Enkulturationsvorgang, an dessen glücklichem Ende kleine Mädchen und Jungen genau zu dem geworden sind, was sie der gesellschaftlichen Idee nach sein sollen;
3. fehlender objektiver Strukturanalyse sowohl des Geschlechterverhältnisses als auch der Formdifferenzen zwischen den verschiedenen sozialen Sphären, in denen Frauen Erfahrungen machen und sozialisiert werden.

Verbreitet ist innerhalb dieses Bermuda-Dreiecks ein einzelwissenschaftlicher (soziologischer) Reduktionismus, der sich trotz des Anspruchs auf Interdisziplinarität durchhält. Er äußert sich u. a. in Analogieschlüssen bzw. ableitungslogischen Folgerungen, die auf die Frage nach den konkreten Vermittlungsebenen zwischen „Verhältnissen und Verhalten“ (Ottomeyer 1974) und die eigenwilligen Dynamiken in der Genese von Subjektpotentialen nicht eingehen. Eine Bedingung der Möglichkeit analogisierender Argumentationen liegt darin, daß weder die Widersprüchlichkeit der objektiven Lebensverhältnisse, die Unterschiedlichkeit der sozialen Praxen

von Frauen, noch die subjektiven Verarbeitungsweisen dieser durchaus heterogenen Erfahrungen zureichend bedacht werden.

Betrachtet man die hier charakteristischen Argumentationskonstellationen aus der Vogelperspektive, so läßt sich ein immer wiederkehrendes Muster aus dualistischen Oppositionspaaren erkennen: den polaren Eigenschaftszuschreibungen der Geschlechter korrespondiert sowohl der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit als auch die darauf bezogene Vorstellung der Vergesellschaftung von Frauen und Männern, von sozialen Geschlechtsrollen und die ihnen entsprechende geschlechtliche Arbeitsteilung.

Aus der Immanenz dieses „Verweisungssystems“ gewinnen die genannten Konstruktionen des Weiblichen ihre Schlüssigkeit, aber auch ihre Hermetik. Ich vermute, daß ihre vordergründige Plausibilität und die Gewißheitsgefühle, die sie hervorrufen gerade darauf beruhen, daß dieses Raster von Dualen auch der Wissenschaft Orientierungs- und Anknüpfungspunkte bietet für jene „Überschußproduktion“ an Binarität im kulturellen „Erkennungsdienst“ der Geschlechter, von der Tyrell spricht (Tyrell 1986, S. 463). Die Realität ist darüber hinaus. Eine Wissenschaft aber, die (sozialstrukturell ausweisbare) Diversität in der Wirklichkeit entweder nicht zur Kenntnis nimmt oder sie in ihren Kategorien nicht mehr zu erkennen gibt, wird – entgegen ihrem eigenen Anspruch – zur Legitimationswissenschaft.

Mir ist dabei bewußt, daß die Entstehung und Entfaltung einer Tradition wie der Frauenforschung, die einen vernachlässigten und verdunkelten Gegenstandsbereich wie das Geschlechterverhältnis neu und auf andere Weise erschließen will, sehr ungleichzeitige und arbeitsteilige Lern- und Abarbeitungsprozesse impliziert. Auch die kritische Zwischenbilanz gehört als Form der Selbstreflexion in einen solchen Prozeß hinein, an dem sie sich selber lernend abarbeitet und den sie vorantreiben will. Bewußt ist mir ebenso die politische Bedeutung, welche die Positivierung weiblicher Potentiale im Zusammenhang der Frauenbewegung hatte und hat, ohne die die Geschichte der feministischen Wissenschaft nicht verstanden werden kann.⁵

Vor diesem Hintergrund wage ich eine generalisierende Einschätzung zum gegenwärtigen Stand der Theoriebildung in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung:

Die „Entdeckung“ und Neubewertung von Hausarbeit als gesellschaftlich notwendiger Tätigkeit in den Anfangstagen der Frauenforschung in der Bundesrepublik und die Konzentration auf die Untersuchung der geschlechtlichen Arbeitsteilung und ihrer sozio-ökonomischen Folgen für Frauen waren sicherlich wichtige Schritte in ihrer Entwicklungsgeschichte. Von heute aus gesehen wird jedoch auch ihre zwiespältige Funktion deutlicher erkennbar: sie banden die Aufmerksamkeit ein Stück weit innerhalb jenes oben bezeichneten Horizonts von Oppositionen, in dem auch die genannten Konstruktionen von Weiblichkeit zu Hause sind. Es ist nicht oder erst ansatzweise gelungen, die zum Teil zeitgleich entstandenen Untersuchungen über Gewalt im Geschlechterverhältnis, die Vergesellschaftung der Gebärfähigkeit und der Körperlichkeit von Frauen, ihre symbolische und ideologische Vergesellschaftung und Forschungsergebnisse über die strukturelle Positionierung von Frauen in den unterschiedlichen sozialen Bereichen zu integrieren in einer „Theorie der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses und der Mechanismen seiner Reproduktion“, wie es Regina Becker-Schmidt genannt hat. Sie verweist damit auf ein Forschungsprogramm.

In der feministischen Diskussion zur Wissenschaftskritik steht darüber hinaus die „Form“ von Theorie selber zur Debatte. Trotz vieler auch für mich in dieser Hinsicht offener Fragen halte ich an der Wichtigkeit kategorialer Anstrengungen fest. Ihre Fruchtbarkeit allerdings hätte sich an der „Empirie der wirklichen Verhältnisse“ (Negt) zu erweisen.

Aspekte widersprüchlicher Vergesellschaftung

Die empirische Frauenforschung der vergangenen Jahre hat den begrenzten Erkenntniswert von theoretischen Konstrukten deutlich gemacht, die im engen Feld stereotyper Vereigenschaften der Potentiale von Frauen verbleiben. Es zeigte sich zum einen, daß der in solchen Theoremen angelegte Blick über die Unterschiedlichkeit von Männern und Frauen die Wahrnehmung von Verschiedenheit unter Frauen erschwert, die von der Empirie her sichtbar werden.⁶

Es zeigte sich zum anderen, daß die ihnen innewohnenden Vorstellungen von Weiblichkeit mehr aussagen über den gesellschaftlichen *Zugriff* auf Frauen und ihr Arbeitsvermögen, über die legitimatorische Funktion, die sie vor allem für Männer im Kontext eines hierarchischen Geschlechtersystems und der Konkurrenz um Positionen haben, als über das wirkliche Verhalten von Frauen, ihre tatsächlichen Fähigkeiten und Eignungen.⁷

Zwar haben Bilder von Weiblichkeit und die mit ihnen assoziierten Eigenschaften zweifellos auch einen Stellenwert im Selbstverständnis vieler, vielleicht der meisten Frauen. Ihnen ist aber auch bewußt, daß sie darin nicht aufgehen, und sie erfahren überdies, was ihnen als „weiblich“ gilt, nicht ausschließlich positiv, sondern durchaus als konflikthaft, ambivalent und zuweilen nachteilig. Diese Diskrepanzen gilt es ernstzunehmen.

Im folgenden will ich versuchen, solche Einsichten in eine Skizze zur doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen aufzunehmen. Ich greife dabei zurück auf Diskussionen, Erfahrungen und empirische Befunde in einem Forschungszusammenhang am Psychologischen Institut der Universität Hannover, in dem es um die Lebensgeschichten und die Lebenssituationen von Arbeiterinnen und um Probleme geschlechts- und klassenspezifischer Sozialisation im Vergleich zweier Generationen ging. Insbesondere rekurriere ich auf die theoretischen Arbeiten zur doppelten Vergesellschaftung und doppelten Sozialisation, die Regina Becker-Schmidt in diesem Kontext verfaßte.⁸ Ich werde sie zu bündeln versuchen und dabei einige Argumentationslinien vor allem in Bezug auf die Widersprüchlichkeit weiblicher Vergesellschaftung weiter ausziehen.

Den obengenannten Konzepten ist — wie deutlich geworden sein sollte — eines gemeinsam: sie fassen „Geschlecht“ primär als Merkmalskategorie, die — auf der Achse Feminität/Maskulinität den Frauen und Männern jeweils spezifische polare Eigenschaften zuschreibt. Wenn wir dagegen vom Geschlechterverhältnis als sozialem Strukturzusammenhang ausgehen, wird schnell erkennbar, daß „Geschlecht“ mehr und anderes ist als ein soziales Konstrukt im Sinne der Rollentheorie, als ein normativ-kulturelles Phänomen oder Summe typischer Eigenschaften.

Besonders drastisch zeigt sich das in einer Perspektive, die das

positionelle Gefälle im Geschlechterverhältnis hervorhebt: „Frauen erfahren ihre Diskriminierung qua Geschlechtszugehörigkeit in klassen- und ethniespezifischen Ausprägungen — aber die *Kumulation* von Benachteiligungen in allen sozialen Sphären und Erfahrungsbereichen (Sexualität, Arbeit, Kultur, Politik, Systeme sozialer Sicherheit usw.) ist in der Männer privilegierenden Geschlechterhierarchie angelegt“ (Becker-Schmidt 1988, S.46).

Soziale Realität ist also geschlechtlich differenziert und in dieser Differenzierung zugleich auch hierarchisiert. Die Geschlechtszugehörigkeit bestimmt über die unterschiedliche Zuordnung und Bewertung von Erfahrungsorten und Praxisfeldern, deren Grenzen nur zum Teil durchlässig sind.

Für Frauen beinhaltet diese Konstellation des Geschlechterverhältnisses: Ausgrenzung aus bestimmten Bereichen und Abordnung in andere, damit eine spezifische Ausprägung von *Aneignungschancen*; und eine soziale Positionierung, die durchgängig mit eingeschränkten *Anerkennungschancen* einhergeht. Auch in der ungleichen Verteilung von Aneignungs- und Anerkennungschancen, deren Kehrseite Erfahrungen von Enteignung und Entwertung sind, drückt sich das Geschlechterverhältnis als ein Hierarchisches aus (vgl. Becker-Schmidt 1982).

Bezogen auf den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang läßt sich ein Widerspruch ausmachen, der die Vergesellschaftung von Frauen spezifisch betrifft: Unter gegebenen Verhältnissen vollzieht sich ihre *Integration* in die Gesellschaft durch *Segregation* und *Deklassierung qua Geschlecht*.⁹ Dies gilt für Frauen generell. Es treibt den Stachel des Widerspruchs auch in die gesellschaftliche Konstitution und Geltung von „Weiblichkeit“.

Vom status quo aus gesehen zeigt sich ein mehrschichtiges Bild: Frausein impliziert zum einen weitgehenden und noch relativ stabilen Ausschluß aus Sphären gesellschaftlicher Macht (Politik, Ökonomie, Wissensproduktion). Die soziale Segregation ist längs dieser Machtachse besonders stark ausgeprägt. Unterhalb dieser Ebene gesellschaftlicher Männerherrschaft, die zugleich Klassenherrschaft ist, finden sich Frauen — genauer: ihre Arbeitskraft — in der Form einer doppelten Vergesellschaftung.¹⁰ Darin unterscheiden sie sich strukturell klassenübergreifend von Männern, die erst die Verhältnisse der geschlechtlichen Arbeitsteilung zu Hause

revolutionieren müßten, um in dieser Dimension gleichgestellt zu sein.

Das Theorem von der doppelten Vergesellschaftung bezieht sich darauf, daß Frauen heute in der Regel zumindest phasenweise in zwei Praxisbereichen tätig sind: dem privaten Arbeitsbereich und der Erwerbssphäre. Diese doppelte Vergesellschaftung von Frauen gilt auch in historischer Perspektive, wäre dann allerdings zur Seite der jeweils dominanten Vergesellschaftungsform, klassenspezifisch und nach den jeweiligen Verhältnissen von Öffentlichem und Privatem näher zu bestimmen. Von einem können wir jedoch ausgehen: Es waren immer nur sehr kleine Gruppen von Frauen, die es sich leisten konnten oder die gezwungen waren, sich durchgängig auf das familiäre und häusliche Praxisfeld zu beschränken (Müller, Willms, Handl 1983; Willms-Herget 1985). Die Akzentuierung der weiblichen Eigenschaften des Arbeitsvermögens oder Gegenstandsbezugs von Frauen suggeriert jedoch, daß das gesamte weibliche Geschlecht nur von einer Seite der doppelten Vergesellschaftung berührt und auf sie hin sozialisiert sei. Damit sind derartige Konstruktionen von einem bürgerlichen und ethnozentrischen Bias durchzogen, in dem sich die ahistorische und patriarchale Sicht auf Frauen, ihre Fähigkeiten und Praxen noch einmal unter anderem Vorzeichen bestätigt: Sie verdecken durch „Entnennung“ (Barthes 1964) und sind damit wider bessere „parteiliche“ Absicht in anderer Weise Partei.¹¹

Das Theorem von der „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen hat Konsequenzen für die Auffassung von „geschlechtsspezifischer Sozialisation“: sie kann nicht mehr in der Engführung gedacht werden als Sozialisation von Weiblichkeit/Mütterlichkeit und den damit verbundenen Orientierungen und Spezialisierungen, sondern muß die Sozialisation von Berufsorientierungen, Arbeits- und Arbeitszeitnormen und die Aneignung entsprechender historisch bestimmter Grundqualifikationen von Arbeitskraft einbeziehen.¹² Die doppelte Sozialisation beinhaltet überdies mehr als daß Frauen grundsätzlich „befähigt“ würden, auch außerhalb oder neben der Familie eine „Rolle“ zu übernehmen; sie impliziert, daß der Bezug auf außerfamiliäre Tätigkeit und Praxisfelder in ihrer *Bedürfnisstruktur* verankert, zum eigenständigen *Motiv* wird. Die Zerreißproben, denen Frauen ausgesetzt sind bei dem

Versuch, beides unter gegebenen Bedingungen zu *leben* und die Kosten, die sie dabei tragen, deuten auf die *objektive* Unvereinbarkeit dieser Bedürfnisse mit den historisch entwickelten Strukturen von Arbeit und Arbeitsteilung in der Erwerbsphäre und im Privaten. Daß sie es immer wieder — und zwar nicht allein aus ökonomischen Gründen — versuchen, verweist auf die starke Verankerung von nicht-familiaristischen Motiven in den Subjekten.

Wenn die Rede von einer geschlechtsspezifischen Vergesellschaftung und einer entsprechenden Sozialisation unter gegebenen Bedingungen überhaupt einen historisch-konkreten „Sinn“ ergeben soll, so ginge es darum, diese Zusammenhänge genauer auszu-leuchten. Das hieße zunächst: die *Spezifik* struktureller Konflikt-konstellationen zu fassen, in denen Frauen und Männer leben, und sie zur Seite der Erfahrung hin zu öffnen. Dazu gehörte unter anderem eine Analyse des objektiven Interdependenzverhältnisses zwischen der Erwerbsphäre und der sogenannten „Privatsphäre“, wie wir sie im obengenannten Forschungszusammenhang zu entwickeln versuchten. Ihre Formbestimmtheit, gesellschaftliche Funktionen und die Strukturen, die sich in ihnen historisch herausgebildet haben, bilden zwar nicht die einzigen, aber dennoch wichtige „Rahmenbedingungen“, in denen Menschen Erfahrungen machen und (auf die hin sie) sozialisiert werden.

Ich will das hier nur exemplarisch und knapp am Beispiel der Organisation des Geschlechterverhältnisses in dem bei uns noch vorherrschenden Familientypus der Kleinfamilie verdeutlichen, die in der Literatur nahezu durchgängig als Stammplatz weiblicher Sozialisation gehandelt wird, ohne auf die ihm eigenen Zwiespältigkeiten einzugehen und danach zu fragen, was diese für Frauen, ihre Töchter und deren „geschlechtsspezifische Sozialisation“ bedeuten.¹³

Im Rahmen ihrer privaten Organisationsform werden in der Familie grundlegende gesellschaftliche Funktionen erfüllt wie die der Prokreation, Sozialisation und Regeneration von Menschen und ihres Arbeitsvermögens sowie der Bearbeitung und Konsumtion von Lebensmitteln im weitesten Sinne. Im Zuge ihrer historischen Entwicklung haben sich innerhalb dieser Institution Strukturen herauskristallisiert, umgeformt und ihre heute vorfindliche Gestalt angenommen: Kompetenz- und Autoritätsstrukturen, Kommunikations- und Interaktionsstrukturen sowie eine alters- und geschlechtsspezifisch ausgeprägte Struktur der Arbeitsteilung. Schauen wir in diesem Kontext nach der gegenwärtigen Positionierung der Geschlechter, so zeigen sich Ungleichzeitigkeiten bzw. Friktionen innerhalb und zwischen den einzelnen

Strukturebenen. Widersprüchlich ist zum Beispiel in der Regel das Verhältnis von Arbeitsteilungs- und Kompetenzstruktur zur überkommenen patriarchalen Autoritätsstruktur: einerseits sind Frauen — ob sie berufstätig sind oder nicht — nach wie vor zuständig und kompetent für den häuslichen Arbeitsbereich, die Betreuung und Erziehung von Kindern; andererseits sollen sie sich männlicher Autorität unterordnen. Und immanent erfahren sie auf der Ebene der häuslichen Arbeitsteilung den Widerspruch, eine gesellschaftlich notwendige Arbeit zu tun, die gleichwohl weniger zählt als die Erwerbsarbeit. Quer zu dieser Konfliktlinie zwischen gesellschaftlich anerkannter, bezahlter und gesellschaftlich nicht anerkannter, unentgelteter Arbeit, sie partiell überlagernd, liegt eine weitere: die symbolische Wertehierarchie von Tätigkeiten. In ihr überkreuzen sich bürgerlich-kapitalistische Wertungen (z. B. von Kopf- und Handarbeit) mit patriarchalen.¹⁴

Die genannten Strukturmomente haben sich — mit klassen- bzw. schicht-spezifischen Variationen — ausgeprägt im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung der Intimisierung persönlicher Beziehungen unter den Familienangehörigen. Es entstand ein dichtes und brisantes Geflecht von Abhängigkeit und Anhänglichkeit, Emotionen und Interessen, paternalistischer Dominanz, Bevormundung, nicht-egalitärer Interaktion und spezialisierter Arbeitsteilung, zugleich aber auch partnerschaftlicher Verhältnisse mit der Möglichkeit liebevoller Momente und geteilter Verantwortung.

Schon diese grobrastrige Beschreibung von Widersprüchen und Reibungspunkten innerhalb jenes Bereichs, der als Domäne des „Weiblichen“ gilt, läßt ahnen, daß damit für Männer und Frauen spezifische und unterschiedliche Momente von Attraktion und Repulsion in Bezug auf die Privatsphäre gesetzt sind. Ihre Dynamik läßt sich jedoch erst entschlüsseln, wenn sie im Zusammenhang mit der Erwerbsphäre gesehen wird. Auch hier gilt — wie wir anhand der Erfahrungen von Akkordarbeiterinnen ausführlich dokumentiert haben — die Gleichzeitigkeit von bindenden und abstoßenden Dimensionen, die objektiv verankert sind im quasi öffentlichen Charakter privateigentümlich (oder staatlich) organisierter Erwerbsarbeit, in ihren Arbeitsteilungs- und Anweisungsstrukturen und der differenziert-hierarchischen Verortung der Geschlechter in ihrem Zusammenhang.

Fassen wir die in diesem Kontext zentralen Aspekte widersprüchlicher Vergesellschaftung von Frauen kategorial zusammen: Generell galt, daß die *Integration* von Frauen in die Gesellschaft sich vollzieht durch *Segregation* und *Deklassierung qua Geschlecht*.

In der Dimension der zweifachen Einbindung der Arbeit von Frauen konkretisiert sich dies in einem weiteren Widerspruch: jede

der beiden Sphären setzt ihre Maßstäbe und Anforderungen unter Absehung von dem jeweils anderen Arbeitsbereich.¹⁵ Jede Sphäre nimmt die ganze Arbeitskraft „für sich“ und schottet sich ab gegen die andere, auf die sie doch angewiesen ist. Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen geht also in der Regel einher mit ihrer faktischen Ausblendung auf der Ebene familialer und betrieblicher *Anforderungsstrukturen*. Objektive Bedingungen der Möglichkeit dieses Nichtzurkenntnisnehmens liegen in der Trennung von Erwerbs- und Privatsphäre sowie im Fortbestehen der scheinbar naturwüchsigen Arbeitsteilung im Privaten.

An anderer Stelle bin ich näher auf Konfliktkonstellationen eingegangen, die sich aus den ungleichzeitigen gesellschaftlichen Bestimmungen ergeben, denen das Arbeitsvermögen von Frauen unterliegt:

- den ungleichzeitigen gesellschaftlich-ökonomischen Formbestimmungen als *Arbeitskraft* und als *Ware Arbeitskraft* sowie
- den ungleichzeitigen Herrschaftsbestimmungen von Patriarchalismus und Kapitalismus.¹⁶

Im Kontext unserer Skizze weiblicher Vergesellschaftung mag es genügen ein dort ausführlicher begründetes Problem zumindest zu benennen: die kontrastierenden *inhaltlichen* Bezugnahmen auf das Arbeitsvermögen von Frauen in beiden Praxisfeldern. Es ist ein Spezifikum der Arbeit in der Privatsphäre, daß sie — strukturell — noch nicht aufgehört hat, „nur in besonderer Form gedacht werden zu können“ (Marx, o.J., S. 25). Während das Arbeitsvermögen von Frauen hier beansprucht wird innerhalb der als geschlechtsspezifisch geltenden Form, ist es im Rahmen der Anforderungen in der Erwerbssphäre nicht in gleicher Weise inhaltlich durch Merkmale der geschlechtlichen Arbeitsteilung festgelegt. Diese Unterscheidung wird wichtig, wenn es um die Frage von Aneignungs- sowie Enteignungsprozessen und deren subjektiver Wahrnehmung geht.

Differenzieren wir jedoch innerhalb der Rede von der „besonderen Form“ nach *inhaltlichen* und *positionellen* Aspekten, so zeigt sich ein doppeltes: während in der Dimension arbeitsinhaltlicher Beanspruchung gravierende Unterschiede bestehen zwischen den jeweiligen Tätigkeiten zu Hause und an den Erwerbsarbeitsplätzen, so hält sich in der positionellen Dimension der niedrige Status

weiblicher Arbeit in beiden Bereichen tendenziell durch. Was variiert, sind lediglich die Momente, die den Minderwert im jeweiligen Kontext begründen und „legitimieren“.

In der Erwerbssphäre zeigt sich dabei eine spezifisch widersprüchliche Konstellation: in der Hierarchie von Tätigkeiten finden sich Frauen in Relation zu Männern durchgängig in unteren Positionen, andererseits ist ihre Leistung hier gesellschaftlich anerkannt über den Lohn. Sie sind also gleich- und ungleichgestellt in einem. Dieser Widerspruch erschließt sich allerdings nicht unmittelbar. Zu den Mechanismen, welche die Diskriminierung verdecken, gehören sowohl ideologisierende Definitionen weiblicher Arbeitskraft als auch die Mikrostruktur betrieblicher Arbeitsteilung selber: die Differenzierung von Tätigkeiten in „Männerarbeitsplätze“ und „Frauenarbeitsplätze“ liegt wie ein legitimatorischer Schleier von Objektivität über der Hierarchisierung der Geschlechter, die sich darin zugleich auch offenbart. Der innere Zusammenhang solcher Verstellungen ist gut abgesichert: Zum einen wird durch „Vergeschlechtlichung“ der Differenzierung das *sexistisch-patriarchale* Moment in der betrieblichen Rangordnung verdeckt; darüberhinaus gibt die *kapitalistisch-industrielle* Ausprägung der Arbeitsteilung ein dichotomes Deutungsschema vor (Anordnende — Ausführende, Kopfarbeit — Handarbeit), das den Klassenaspekt in den Vordergrund rückt und ebenfalls den Blick auf die Geschlechterhierarchie versperrt.

Welche Sozialisationspotentiale die auseinanderweisenden Inanspruchnahmen und zählbaren Hierarchien bergen, wie sie erfahren und verarbeitet werden, zum Beispiel in Bezug auf soziale Identität und „Weiblichkeit“, kann aus den Merkmalen dieser Anforderungen und der Rangordnung, in die sie eingebettet sind, zwar nicht abgeleitet werden. Im Hinblick auf die gängigen Vorstellungen vom weiblichen Arbeitsvermögen und die Dimension ideologischer Vergesellschaftung läßt sich jedoch feststellen, daß Weiblichkeitsklischees in diesem Kontext sehr unterschiedlicher Erfahrungen von Arbeit, Anerkennung und Deklassierung ständig sowohl bestätigt als auch durchkreuzt werden.

Untersuchen wir betriebliche Definitionen der weiblichen Ware Arbeitskraft, so zeigt sich, daß auch in der Sphäre, in der vorgeblich ökonomische Rationalität herrscht, patriarchale Deutungen von Frauenarbeit, sexistische Ressentiments und wirtschaftliches Kalkül trübe Legierungen eingehen. Hier werden „weibliche“ Arbeitseigenschaften je nach Opportunität als „besondere“ oder „bornierte“ angesprochen, abgewiesen oder instrumentalisiert. Die Doppelbödigkeit solcher „Ansprachen“, die ideologische Flexibilität ökonomischer Interessen und die ökonomische Funktionalität ungleichzeitiger patriarchaler Deutungsmuster, gälte es weitaus näher zu untersuchen, als das bisher geschehen ist.

Ein Fixpunkt scheint sich jedoch in den Definitionen der weiblichen Ware Arbeitskraft durchzuhalten, der sie nach den Maßstäben der Erwerbssphäre per se entwertet: die Ware von Frauen ist in einem spezifischen Sinne nicht

frei, sie gilt als grundsätzlich überschattet von ihrem Gebärvormögen. In der betrieblichen Arbeitskraftdefinition sind Frauen im gebärfähigen Alter deshalb ein Unsicherheitsfaktor: „Arbeitskräfte mit Uterus“.¹⁷ Ihr Körper macht sie — in dieser Perspektive — unwägbare und unberechenbare, nicht die Umstände. Dieser Zusammenhang geht zu ihren Lasten: sei es, daß der Gebärfähigkeit von Frauen in Form von Schutzbestimmungen Rechnung getragen wird, die als Kostenfaktoren zugleich Makel sind; sei es in Fragen des beruflichen Aufstiegs, Vergabe von Positionen und betrieblichen Investitionen in Weiterbildung, wo die Möglichkeit einer Schwangerschaft ebenfalls negativ zu Buche schlägt. In dieser Art der Definition der Ware Arbeitskraft von Frauen ist unter der Decke wirtschaftlichen Pragmatismus ein Abwertungsmechanismus am Werk, in dem eine soziale Definition von Reproduktion und Elternschaft sich als biologische rationalisiert und immunisiert. Im ökonomischen Kalkül des Betriebes wird hierin — wenn auch auf verquere Weise — die Existenz der „anderen“ Sphäre zur Kenntnis genommen, die Frauen allein verkörpern.

Für empirische Untersuchungen wäre die hier angerissene Geschlechtsspezifität von Konfliktkonstellationen, die sich aus der doppelten Vergesellschaftung von Frauen ergeben, weiter zu präzisieren und zu beziehen auf übergreifende Prozesse gesellschaftlicher Reproduktion.

Im Blick auf aktuelle Problemlagen lassen sich in unserem Zusammenhang beispielsweise folgende Spannungsfelder ausmachen:

- Diskrepanzen zwischen gestiegenen Berufsaspirationen von Frauen einerseits, sinkenden Chancen auf qualifizierte Beschäftigung andererseits;
- Desillusionierung auf dem Arbeitsmarkt und im Erwerbsleben einerseits und Labilisierung der traditionellen Form der „Ernährer-Familie“ andererseits;
- das Nebeneinander von offenen, nicht über „Weiblichkeit“ definierten Selbstkonzepten einerseits und geschlechtsstereotypen Erwartungen von Vorgesetzten und Kollegen andererseits; aber auch: Unvereinbarkeiten zwischen traditionell weiblichen Elementen des Selbstverständnisses einerseits und Verhaltenserwartungen andererseits, denen Frauen beim Versuch begegnen in Männerdomänen vorzudringen.

Die Doppelorientierung von Frauen auf Familie bzw. Partnerschaft/Kinder und Beruf, ihre doppelte Sozialisation in Bezug auf beide Praxisfelder ist vielleicht gerade das, was sie unter gegebenen Bedingungen als „flexibilisierbare“ Ressource für den Arbeits-

markt so funktional macht; es ist aber zugleich auch etwas, was sie in Konflikt mit den Verhältnissen bringt: die Beharrlichkeit beider Orientierungen läßt sich nicht ohne weiteres in ein friktionsloses „Nacheinander“ übersetzen, „Lösungen“ sind meist Notlösungen mit Kompromißcharakter, deren Folgen Frauen auszutragen haben. Sozialstrukturelle Konsequenzen dieser Konstellation zeigen sich sowohl in der Fortschreibung ökonomischer Angewiesenheit auf ein Zusatzeinkommen (verblümt in der ideologischen Gestalt eines notwendigen „Ernährers“), sie werden offenkundig in der durchgängigen Schlechterstellung im staatlichen System sozialer Sicherheit (Arbeitslosengeld, Rente) und kumulieren gesellschaftlich im Phänomen der Feminisierung der Armut (vgl. Gerhard/Schwarzer/ Slupik 1988).

Doppelorientierung und weibliche Sozialisation

Wir sind von „Geschlecht“ als sozialer Strukturkategorie ausgegangen und haben in einer (noch unvollständigen)¹⁸ Skizze Dimensionen der zweifachen und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen nachgezeichnet. Es sollte deutlich geworden sein, daß diese Zugangsweise Konsequenzen hat für die Auffassung von der Sozialisation von „Weiblichkeit“ oder für die Konstruktion eines „weiblichen Sozialcharakters“. Eine ungebrochene und ausschließliche Aneignung dessen, was als „weiblich“ gilt oder mit ihm assoziiert ist, könnte danach nur noch unter den Prämissen behauptet werden:

- daß Frauen sozialisierende Erfahrungen nur im familiären Kreis und in persönlichen Beziehungen machen;
- daß die bezeichneten Widersprüche entweder nicht wahrgenommen und erfahren bzw. daß sie subjektiv verarbeitet werden, indem sie verdrängt würden;
- oder daß es schließlich verallgemeinerbar bei Frauen Prioritätensetzungen für den familialen Lebensbereich gäbe, die die Bedeutung außerfamilialer Tätigkeit grundsätzlich relativieren. Dagegen sprechen fast durchgängig die empirischen Befunde.

Die „doppelte Sozialisation“ von Frauen konnte ich in der bisherigen Argumentation insofern implizit *unterstellen*, als die faktisch vorfindliche Einbindung von Frauen in Erwerbsarbeit und private Praxis überhaupt nicht denkbar wäre, wenn es nicht entsprechende Subjektpotentiale und -orientierungen gäbe.

Dennoch ließe sich einwenden, daß doppelte Vergesellschaftung und doppelte Sozialisation eher parallelisierend oder aus der Perspektive der Erfahrungen erwachsener Frauen diskutiert wurden. Die Berührung und Konfrontation mit den verschiedenen gesellschaftlichen Praxisfeldern und den darauf bezogenen symbolischen Repräsentationen des Geschlechterverhältnisses variiert jedoch im biographischen Verlauf von der frühkindlichen Sozialisation, über Sozialisation in Kindergarten, allgemeinbildendem Schulsystem, im System beruflicher Bildung, im weitergefaßten „ökologischen Milieu“ bis hin zu den sozialisierenden Erfahrungen, die Frauen als Erwachsene machen. Auch die Konfliktlinien, die in der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses objektiv angelegt sind, vermitteln sich zu den Subjekten in unterschiedlicher Direktheit, Vehemenz und in phasenspezifisch typischen Konstellationen und Erfahrungsräumen.

Wechseln wir deshalb im folgenden den Blickwinkel: wurde schon durch die Betonung der objektiv-widersprüchlichen Vergesellschaftung die Hermetik der zur Debatte stehenden Konstruktionen deutlich, so fällt darauf aus der Perspektive der Subjektkonstitution noch klareres Licht.

Konstitution von Subjektivität als gleichzeitiger Prozeß von Individuation und Vergesellschaftung¹⁹ meint nicht einfach die Geschichte der kontinuierlichen und kumulativen Aneignung und „Ablagerung“ biographischer Erfahrungen. Sie bezeichnet vielmehr ein von Diskontinuitäten, Verunsicherungen, Bestätigungen, Lernimpulsen und Neuorientierungen durchzogenes Geschehen in der Konfrontation des Subjekts mit der Außenwelt sowie inneren Prozessen der psychischen Ausdifferenzierung und Umstrukturierung, die in die Wahrnehmung äußerer Realität eingehen.

Regina Becker-Schmidt hat den grundsätzlichen Doppelcharakter subjektiver Konstitutionsprozesse hervorgehoben, der erst die Dynamik der Vermittlungsverhältnisse, die Bezogenheit und Inkongruenz zwischen psychischer und objektiver Realität zu den-

ken erlaubt: „In der Differenzierung seines Inneren, in der Strukturierung seiner psychischen Regulative und Systeme ist das Subjekt Ausdruck seiner Trieb- und Erkenntnisschicksale. In dieser intrapsychischen Dynamik ist es aktiv und passiv, Opfer und Täter. Es ist abhängig von den Triebobjekten und den Erkenntnischancen, die die Umwelt bereithält. Es nimmt aber ebenso Objektwahlen und Besetzungen nach eigenen Bedürfnissen vor. Die Phantasietätigkeit, die Fähigkeit zur Imagination, unterläuft die Grenzsetzung von Erlaubtem und Verbotenem und bringt — gegenüber der objektiven Realität — eine psychische ins Spiel. (...) Das Subjekt ist das Ensemble seiner Introjekte und Identifikationen: Ich bin eine Reihe Anderer, die ich von außen nach Innen genommen habe. Die anderen waren weibliche und männliche Liebes- und Haßobjekte. Wie könnte ich also in der Polarisierung aktiv/passiv, männlich/weiblich aufgehen?“ (Becker-Schmidt 1987, S.17)

Subjektivität bildet sich jedoch nicht allein in personalen Beziehungen heraus, in denen gesellschaftliche Wertungen und Deutungen immer mitrepräsentiert sind, die zusammen mit der Internalisierung von *Beziehungsmodi* verinnerlicht werden. Sie entwickelt sich darüberhinaus an *gegenständlichen* Aneignungserfahrungen: „Die Realitätserprobungen, die sich an Dingen, sachlichen Gegebenheiten, verschiedenen Praxisfeldern entzünden, hinterlassen ebenfalls ihre Spuren.“ (Becker-Schmidt 1987, S. 18) Auch die gegenständlichen Aneignungserfahrungen sind dabei nicht unabhängig zu denken von den sozialen Kontexten, in denen sie stehen. Insofern ist das Subjekt ein Ensemble aus personalen Identifizierungen und Introjekten sowie außerpersonalen Aneignungserfahrungen, die beide eingebunden sind in historisch-bestimmte Verhältnisse.

Für beide Dimensionen der Subjektkonstitution von Frauen ist es eher unwahrscheinlich, daß sie geradlinig im Sinne geschlechts-differentieller Selektion, Verstärkung und Kumulation wirken. Bei einer solchen Annahme würden sowohl „unorthodoxe“ Identifikationen unterschlagen, die zumal im Zusammenhang mit der Loslösung aus der engen Mutter-Kind-Dyade in der frühkindlichen Sozialisation geradezu eine entwicklungspsychologische Notwendigkeit darstellen, als auch die grundsätzlich triadische Struktur von Internalisierungsprozessen im Rahmen gegenwärtig noch

dominierender Ehe- und Familienformen unterschätzt. Übersehen würden darüberhinaus sowohl die Grenzverwischungen in der praktischen Aneignung der gegenständlichen Welt im Spiel und in der Phantasie, ihre schicht- und zeitspezifischen Ausprägungen, als auch das aktive Moment der subjektiven „Wahlen“ im Sozialisationsprozeß.

Angesichts der Geschlechtertrennung und der hierarchischen Ordnung im Geschlechterverhältnis, die sich stets auch in der unterschiedlichen Wertung von Frauen und Männern und ihrer „Angelegenheiten“ ausdrückt, ist nicht einzusehen, daß Mädchen sich nicht angezogen fühlen sollen von dem, was Großväter, Väter, Brüder und andere männliche Bezugspersonen tun und darstellen. In dieser Hinsicht wäre das „Erbe der Väter“ in der Sozialisation von Mädchen erst noch eingehender zu erforschen.²⁰ Im „Erbe der Väter“ scheint prinzipiell beides angelegt: sie können Vorbild sein und Grenzüberschreitungen motivieren, sie sind aber auch Spiegel der Differenz, in denen Töchter sich als das „andere“ erkennen und bestätigt sehen in der Asymmetrie, die eine Abbildung am anderen Geschlecht mit sich bringt (de Beauvoir 1978, S.100 ff; Woolf 1981, S.43; Zurmühl 1984, S.21).

Aber auch Analysen zum „Erbe der Mütter“ (Chodorow 1985) zeigen, daß dieses nicht in einer gleichsam naturwüchsigen Übernahme des weiblichen „Rollenvorbilds“ aufgeht, sondern durchaus mehrschichtig und mit erheblichen „Erbaueinandersetzungen“ verbunden ist. In der psychologischen Literatur und in empirischen Untersuchungen wird der ausgeprägt ambivalente Charakter von Mutter-Tochter-Beziehungen immer wieder hervorgehoben. Die starke mütterliche Präsenz in der Familie, findet anscheinend ihren spezifischen psychischen Niederschlag in einem verwirrenden Beieinander von Identifikationen und Abgrenzungen.

Damit sind Grundprobleme im Prozeß weiblicher Subjektkonstitution und Identitätsbildung berührt, die sich im biographischen Verlauf in unterschiedlichen Situationen immer wieder aktualisieren: weiblich zu sein, es sein zu wollen und „weiblich“ werden zu sollen unter Verhältnissen, die die ungebrochene Aneignung des eigenen Geschlechts und insbesondere der ihm traditionell zugeschriebenen Rolle unmöglich machen.

Diese perspektivische Skizze mag für unseren Zusammenhang genügen; es ist hier nicht der Raum, auf die angeklungenen Probleme in der doppelten Sozialisation von Mädchen näher einzugehen. Ich verweise — als ein empirisches Beispiel und eigenen Forschungshintergrund — auf die Befunde aus dem hannoverschen „Arbeiterinnenprojekt“.²¹ Sie belegen nachdrücklich die Fragwürdigkeit generalisierenden Aussagen über das weibliche Arbeitsvermögen qua *Geschlechtseigenschaften*, sie zeigen sowohl den durchgängig triadischen Charakter von Identifikationen als auch deren Variationsbreite im Hinblick auf berufliche und familiäre Orientierungen; sie dokumentieren im Fokus eines intergenerativen Vergleichs darüberhinaus die Notwendigkeit der historisch genauen Analyse von Lebensverhältnissen — bevor über die Möglichkeit von verallgemeinerbaren Aussagen über *frauenspezifische Erfahrungen* neu nachgedacht werden kann.

Spezifika weiblichen Arbeitsvermögens: Komplexität, Doppelorientierung und Ambiguitätserfahrung

Bis hierher habe ich in der Beschreibung einiger „Motive“ der Vergesellschaftung und doppelten Sozialisation von Frauen die Dimension „Arbeit“ hervorgehoben; dies auch vor dem Hintergrund des Anliegens, den Blick auf das weibliche Arbeitsvermögen aus seiner Einengung auf „Kontrasttugenden“ zu befreien. Doch ist auch dieser erweiterte Blick auf das Arbeitsvermögen noch zu eng, wie die eingangs umrissene Skizze von den verschiedenen Dimensionen widersprüchlicher Vergesellschaftung deutlich gemacht haben dürfte. Eine Konkretisierung von geschlechtsspezifischen Erfahrungs- und Konfliktkonstellationen in der oben angedeuteten Richtung würde wahrscheinlich auf ein erhebliches Potential an Ungleichzeitigkeiten zwischen den verschiedenen Dimensionen der Vergesellschaftung stoßen. Bezogen auf den hier interessierenden Kontext vermute ich z. B. Ungleichzeitigkeiten zwischen den Dimensionen der Vergesellschaftung von Körperlichkeit, u. a. in Form von Sexualität und Generativität, und der Vergesellschaftung von Frauen in den Dimensionen ihres Arbeitsvermögens

im engeren Sinne. Die jeweiligen Konstellationen verschieben sich allerdings je nach der Perspektive, aus der sie betrachtet werden. Hatten wir oben am Beispiel der betrieblichen Arbeitskraftdefinition eine spezifisch interessierte Form der Zusammenschau von Gebärvermögen und Arbeitskraft analysiert, so stellt sich aus der Subjektperspektive ein anderer Zusammenhang zwischen ihnen her.

Zwar sind heute sowohl Berufstätigkeit als auch der Wunsch nach Kindern, bzw. einer „Familie“ zentrale Orientierungspunkte der sozialen Identität von Frauen geworden. Dennoch wird eine Ergündung der Entwicklungs- und Aneignungsgeschichte beider „Motivbündel“ zum Teil unterschiedlichen Spuren folgen müssen. Die Konstituierung des komplexen Arbeitsvermögens (in Bezug auf allgemeine soziale Grundqualifikationen, auf Hausarbeit und außerhäusliche Tätigkeitsbereiche) ist auf andere Weise eingebunden in den Zusammenhang der psychosexuellen Entwicklung von Frauen und die Herausbildung von Geschlechtsidentität als die Entstehung des Kinderwunsches und heterosexueller Orientierungen.

In der sozialwissenschaftlichen Literatur wird die genetische Differenz häufig unterschlagen: es kommt zu einer Verdichtung der Motivbündel in Begriffen wie „Familienorientierung“ oder „Geschlechtsrollensozialisation“, die sowohl den Kinderwunsch, den Wunsch nach einem (Ehe)Mann und die Sozialisation zur Hausarbeit zu einem harmonischen Akkord zusammenziehen. Ich würde stattdessen dafür plädieren, zumindest aus heuristischen Gründen, die Sozialisation von Mädchen in Bezug auf Hausarbeit zu trennen von der Genese des Bedürfnisses, Kinder zu gebären und mit Kindern zu leben.

Der Zusammenhang zwischen Mutterschaft und Zuständigkeit für Hausarbeit ist ja kein „organischer“, sondern eine Form der gesellschaftlich „erzwungenen“ Synthesis. Ähnliches – wenngleich viel stärker als die häusliche Arbeitsteilung durch staatlich-rechtliche Normierung und Konvention gestützt – gilt für den Zusammenhang von Mutterschaft, Ehe- und Familienform. Innerhalb dieser überkommenen und naturwüchsig erscheinenden Figuration: Kinder, Ehe/Familie, Hausarbeit scheint sich zumindest für Teilgruppen der Bevölkerung die Selbstverständlichkeit ihres Zu-

sammenhangs gelockert zu haben. Ob sich aus der Zunahme selbständig erziehender Mütter und Väter, nicht-traditioneller Lebensformen aber auch steigender Scheidungsraten in allen Bevölkerungsgruppen „Tendenzen“ ablesen lassen, wage ich nicht zu behaupten.

Von Bedeutung für die doppelte Sozialisation von Mädchen scheint mir jedoch ein sich neu ausprägendes Konfliktfeld zu sein, in dem die fraglose Zuordnung von Hausarbeit ans weibliche Geschlecht brüchig wird. Angesichts der verbreiteten mütterlichen Erwerbsarbeit erfahren sie zum einen die zunehmende Problematisierung der tradierten häuslichen Arbeitsteilung, die sich im familiären Belastungsdiskurs äußert. Aber auch in der weiteren Öffentlichkeit ist die Arbeitsteilung ins Gerede gekommen. Eine Reihe von Indizien sprechen darüberhinaus dafür, daß sowohl Standards als auch Inhalte und Umfang von Hausarbeit sich verändert haben. Im Zuge solcher Prozesse verschieben sich die subjektiven Bedeutungsgehalte dieser Form von Arbeit und der Stellenwert, den sie für die eigene Selbstdefinition von Mädchen/Frauen haben.

Anders als im Bereich der Hausarbeits-Sozialisation, die in Bewegung geraten ist, vermute ich ein vergleichsweise größeres Maß an Kontinuität in Bezug auf die Orientierung auf Mutterschaft. Nach wie vor vermittelt sich Mädchen mit hoher Selbstverständlichkeit, daß Frauen -irgendwann- Kinder haben. Die Bedeutung von Mutterschaft und Mütterlichkeit ist (nicht nur in unserer Gesellschaft) stark überdeterminiert. Der Kinderwunsch spielt deshalb – trotz deutlich sich artikulierender Ambivalenzen – eine herausragende Rolle für die soziale Identität von Frauen. Nancy Chodorow hat die Mütterzentriertheit unserer Familienform analysiert und unter Rückgriff auf die psychoanalytische Theorie der Objektbeziehungen die Beziehungsdynamiken vor allem zwischen Müttern und Töchtern nachgezeichnet, in deren Zusammenhang der Wunsch von Töchtern entsteht, auch Mutter zu werden (Chodorow 1985). Ihre Studie wirft Licht auf die tiefe psychische Verankerung des Kinderwunsches.

Dem korrespondiert auf gesellschaftlicher Ebene die Mütterlichkeitsideologie²²: sie bezeichnet die wahrscheinlich durchschlagendste Dimension sozialen „Identitätszwangs“, der auf Frauen ausgeübt wird. Die „Nicht-Mutter“ gilt auf der symbolischen Werte-

skala der Geschlechter erst recht als die „NurFrau“, deren Minderwert sich daran festmacht, daß sie kein Mann ist. Andererseits bedeutet Mutterschaft -jenseits aller Ideologien- die genuine Realisation und Aneignung des gattungsgeschichtlich wichtigen (vorerst technologisch nicht ersetzbaren) Vermögens von Frauen, Kinder gebären zu können.

Von kleinauf werden in der weiblichen Sozialisation von verschiedenen Quellen her Mutterschaft und Weiblichkeit eng miteinander verknüpft: diese Verknüpfung ist intensiv und ambivalent zugleich. Es ist für Frauen schwer, die oft unbewußten Motive des Kinderwunsches und ihre lebensgeschichtlichen Ursprünge, zu unterscheiden von der ideologischen Dimension des „Identitätszwangs“ und biographischem „Opportunismus“ als halbherziger Lösung eines Ambivalenzkonflikts.

Ob sich im internen Verhältnis der verschiedenen Konstitutionselemente der Kinderwünsche zueinander in den vergangenen Jahren etwas verschoben hat, wie u. a. die laute Debatte über „Gebärmüdigkeit“ und Abtreibung indiziert, müßte allerdings genauer erforscht werden.²³ Dies besonders auch im Hinblick auf die Bedeutung ethnischer Unterschiede und die sozialpsychologische Verarbeitung der rassistischen Diskurse über Mutterschaft soweit es um nicht-deutsche Frauen geht.

Von einem läßt sich jedoch ausgehen: Auf der Seite der *subjektiven* Motive spielen heute beide Orientierungen (Beruf / Kinder, Partnerschaft) trotz ihrer spezifischen Genese eine identitätsrelevante Rolle für Frauen. In den ideologischen „Antworten“ auf beide findet sich jedoch eine erhebliche Diskrepanz. Nach wie vor werden Motive, die sich auf andere Praxisfelder als die Familie richten, immer wieder gegen Frauen ausgespielt und über Mobilisierung von Schuldgefühlen abgewertet. Unterstellt wird das völlige Aufgehen mütterlicher (nicht auch väterlicher) Interessen im „Kindeswohl“, genauer: in dem, was im gesellschaftlichen Diskurs dafür gehalten wird. Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller kommen in ihrer repräsentativen Studie über den „Mann“ sogar zu dem Schluß, daß „Männer die Zuschreibung der Kinderbetreuungspflicht zur Mutter als strategisches Moment nutzen.“²⁴ Auch auf diesen Ebenen wird – ähnlich wie in den wissenschaftlichen Formen der „Entnennung“ – Realität ausgeblendet, in die-

sem Fall die subjektive Realität von Interessen und breiter angelegten Potentialen von Frauen. Sie werden in die Latenz gedrückt und sichern von dort den Kreislauf der Normativität des Faktischen.

Unter den gegebenen Bedingungen scheint daher weniger die traditionelle Arbeitsteilung als die Mutterschaft *objektiv* das entscheidende Glied in jener Verstärkerkette zu sein, über welche sich die hierarchische Organisationsform des Geschlechterverhältnisses reproduziert.²⁵ Aus der Sicht von Frauen heute ist das nicht nur ein Skandal, sondern eine Perversion von Gesellschaftlichkeit, wenn eine Sozietät die Erhaltung ihrer selbst nur garantieren kann unter der Struktur der Ungleichstellung der Hälfte ihrer Mitglieder.

Ich habe darzulegen versucht, wie die Annahme einer doppelten und widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen und einer entsprechenden doppelten Sozialisation den Einzugsbereich von Kategorien wie dem „weiblichen Arbeitsvermögen“ verändert. Die komplexe „Grundausrüstung“ des Arbeitsvermögens kommt dabei ebenso in den Blick wie die doppelte Bezogenheit von Frauen auf „Familie“ und „Beruf“. Innerhalb der doppelten Sozialisation ließen sich jedoch Unterschiede in der Herkunft einzelner Motivbündel ausmachen und Verschiebungen in der Konstellierung der einzelnen Elemente zueinander. Der Wunsch, Kinder zu haben/ Mutter zu sein, erwies sich aufgrund seiner mehrfachen Determination als nach wie vor wichtiger Bezugspunkt psychosozialer Identität von Frauen, aber auch als entscheidende Klammer, die subjektive Motive, Aspekte weiblicher Identität, Ideologien und Interessen einbindet in die Reproduktion des Strukturzusammenhangs der Frauenunterdrückung.

Damit ist auch das „definitorische Herzstück“ aller Aussagen über die Besonderheiten weiblichen Verhaltens (die Beziehung zum Kind) einbezogen in den Kontext gesellschaftlicher Widersprüche, die nichts ungeschoren lassen. Selbst die „Einfühlsamkeit“ – als eines der meistgenannten Spezifika weiblichen Arbeitsvermögens – ist unter diesen Verhältnissen nichts als ein schönes Abstraktum, wenn nicht die Umschlagpunkte von Einfühlsamkeit in Kontrollbedürfnisse, in Psychoterror, „Magdseligkeit“ (Dohm 1876) benannt werden und die Frage nach den Grenzen der Empathie gestellt wird. Wie weit reicht die weibliche Einfühlsamkeit

hinaus über das „eigene“ Kind und den „eigenen“ Mann? Per definitionem müßte sie auch soziale Charaktereigenschaft jener Frauen im Faschismus gewesen sein, die erst ihre Kaufgewohnheiten änderten und dann wegsahen, als ihre Nachbarn geholt wurden; per definitionem müßten auch Frauen einfühlsam sein, die voller Idiosynkrasien stecken gegenüber allem, was „ausländisch“ ist oder auf andere Weise „abweicht“. Auch Frauen schließlich, die aus bloßer Erfahrungslosigkeit und Fremdheit soziale Vorurteile gegenüber anderen Gruppen (zum Beispiel gegenüber Fabrikarbeiterinnen) hegen, mögen einfühlsam sein: selbst als positives Potential bliebe es hier wirkungslos, es verallgemeinert sich nicht.

Offensichtlich gibt es in der Realität wie in der Wissenschaft eine Reihe von Problemen mit der Verallgemeinerbarkeit von Besonderheiten. Doch bleibt ein Moment von Irritation im Spiel: mag die oben geäußerte Kritik an der Konstruktionslogik des „Weiblichen“ auch schlüssig scheinen, es gibt einen Rest Zweifel, der darauf insistiert, dies möge nicht alles gewesen sein. Sind Frauen nicht doch ganz anders als Männer? Was bleibt von der Differenz bei all der Differenzierung?

In solchen Befürchtungen schwingt selber ein Nachhall des großen Bedarfs an Ordnung im Geschlechterverhältnis mit, den das System der Zweigeschlechtlichkeit mit seinen Dualismen, Polarisierungen, Komplementaritätsvorstellungen und Stereotypen einstweilen stillt. Aufgelöst werden soll ja nicht die Geschlechterdifferenz, sondern das stereotype und statische Bild von ihr, das Wissenschaft und Alltagsmetaphysik übriglassen. Und verändert werden soll die hierarchische Organisationsform des Geschlechterverhältnisses, die sich zu seiner Legitimation eben jener stereotypen Frauen- und Männerbilder bedient. Gewonnen werden könnte ein Bewußtsein von Vielfältigkeit und Beschränkung sowohl in der Ähnlichkeit wie im Unterschiedenen.

Es ist eine alte Einsicht der Vorurteilspsychologie, daß die Bedeutung von Stereotypen als „Prüfungs- und Auswahlentwurf, um Denken und Wahrnehmen einfach zu halten“ und ihre Funktion als Rationalisierung und Rechtfertigung stets größer ist, als ihre Funktion, wirkliche „Gruppeneigenschaften“ anzuzeigen (Allport, 1971, S.205). Das „Körnchen Wahrheit“, das Stereotype nach Gordon W. Allport immer enthalten, ist ein Körnchen, das sich im

Klischee verallgemeinert und behauptet durch selektive Wahrnehmung und selektives Vergessen. Uns interessierten die Mechanismen solcher Selektion und ihr Preis. Die wählerische Generalisierung von *Eigenschaften*, soviel dürfte immerhin deutlich geworden sein, wirft mehr Probleme auf als sie zu klären erlaubt.

Das historisch Spezifische am „weiblichen Arbeitsvermögen“ scheint mir nach dem Gesagten eher in der Doppelorientierung an zwei Feldern gesellschaftlicher Praxis und dementsprechenden Grundqualifikationen zu bestehen als in den sympathischen Eigenschaften der „Sonderart“ (Weber 1919). Historisch-spezifisch und geschlechtsspezifisch könnten neben dieser Breite und Kombination ihres Arbeitsvermögens auch besonders ausgeprägte Ambiguitäts Erfahrungen bei Frauen sein; zumindest liegt es angesichts der Widersprüchlichkeit des weiblichen Lebenszusammenhangs nahe, daß sie durchgängiger als Männer herausgefordert sind, mit Ambivalenzkonflikten „umzugehen“.²⁶ Dies gilt — wie vor allem die schwierige Balance von Nähe, Identifikation und Abgrenzung zur Mutter zeigte — von frühester Kindheit an. Im Zuge des Heranwachsens, aber auch noch als Erwachsene müssen sie die Wechselbäder verarbeiten, die ihnen die Symbolwelt der Gesellschaft in ihren Präsentationen der Geschlechterdifferenz und des Geschlechterverhältnisses beschert. Frauen sehen in diesem Spiegel „Das Weibliche“, dem sie entsprechen sollen, als widersprüchliche Trinität: als Besonderes — Minderes — Anderes zugleich.²⁷ Schließlich erfahren sie in Form dilemmatischer Situationen, in heteronomen Anforderungen und Zerreißproben die Widersprüche, die mit der doppelten Vergesellschaftung ihrer Arbeitskraft einhergehen. Die Auseinandersetzung mit derartigen Erfahrungen und die Konflikte, die sie provozieren, sind eingreifend und heftig, da sie implizit stets einen Bezug zur Frage weiblicher Identität haben bzw. zu dem, was gesellschaftlich dafür steht.

Sowohl in der komplexen Kombination von Orientierungen und Eignungen als auch in der Spezifität von Erfahrungen, die sie als „Grenzgängerinnen“ (Eckart 1988) machen, repräsentieren Frauen ein besonderes Potential. Ihr Gemeinsames liegt damit eher auf der Ebene der *Struktur* von Erfahrungen und Erfahrungskontexten, anstatt in identischen Eigenschaften des weiblichen Sozialcharakters.²⁸

Drei Aspekte scheinen mir dabei charakteristisch:

- Die Komplexität des Lebenszusammenhangs von Frauen heute ist nicht reduzierbar: dies gilt sowohl unter der Prämisse ihrer doppelten Vergesellschaftung als auch in der Perspektive der Bedeutung beider Praxisbereiche für die soziale Identität;
- Mit der Nichtreduzierbarkeit von Komplexität und der Widersprüchlichkeit beider Bereiche ist ein strukturell angelegtes Hemmnis gegen rücksichtslose Vereindeutigung, Ausblendung und Hierarchisierungszwang verbunden. Dies heißt nicht, daß Frauen nicht ausblenden, vereindeutigen und hierarchisieren *würden*, sondern bezeichnet ein objektiv gesetztes Möglichkeitsverhältnis. Es liegt darin begründet, daß die Lebensbedingungen ihnen immer wieder sehr handfest die Erfahrung der objektiven und subjektiven Interdependenz der Sphären aufnötigen und damit Verdrängung ihrer jeweils problematischen Seiten und Harmonisierung erschweren²⁹.
- Die Erfahrung des Zusammenhangs und der Differenz beider Lebens- und Arbeitsbereiche ermöglicht potentiell Vergleiche zwischen ihnen, in denen sich Kriterien der Zustimmung und Maßstäbe der Kritik an beiden konturieren können. Damit verfügten Frauen „an sich“ über einen Horizont, der seine Weite aus der Konfrontation mit zwei zentralen Formen der Vergesellschaftung gewinnt.

Vor diesem Hintergrund ließen sich auch den eingangs erwähnten „Kontrasttugenden“ von Frauen – genauer: der Rede über sie – neue Reize abgewinnen. Ihre Stärke läge allerdings nicht mehr in ihrer tröstlichen Ferne zu den Makeln der Männerwelt, sondern in dem spezifischen Reservoir an gesellschaftlichen *Kontrasterfahrungen*, auf das sie zurückgreifen können und müssen. Aus deren Material, aus Dissonanzen wird die Melodie komponiert, die Frauen den Verhältnissen vorzuspielen hätten.

Anmerkungen

¹ Tyrell bezieht sich in seinem Aufsatz „Geschlechterdifferenzierung und -klassifikation“ vor allem auf ethnomethodologische Untersuchungen aus den USA (z. B. Kessler/Mc Kenna, 1978). In der Frauenforschung der Bundesrepublik hat vor allem Carol Hagemann-White diese Tradition fortgeführt und für die Untersuchung der „alltäglichen Konstruktion der Geschlechter“ produktiv gemacht.

² Dazu ausführlicher: Knapp, Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen, 1987; Knapp, Die vergessene Differenz, 1988; Knapp, Männliche Technik – weibliche Frau? Zur Analyse einer problematischen Beziehung, 1989.

³ Zur Kritik an diesem Punkt vergl. aus geschichtswissenschaftlicher Sicht: Medick/ Sabeau, 1984, S. 19.

⁴ Besonders geradlinig ist die Schilderung geschlechtsspezifischer Sozialisationsverläufe in den Untersuchungen von Belotti, 1975 und Scheu, 1977, auf die in den Anfangszeiten der Frauenforschung immer wieder zurückgegriffen wurde. Kritisch dazu: Hagemann-White, 1984; Haug, 1987.

⁵ Das Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, in dem die feministische Wissenschaft sich entwickelte und nach wie vor steht, ist in jüngster Zeit mehrfach Gegenstand intensiver Diskussionen im Rahmen der Sektion Frauenforschung gewesen. Zum Problemspektrum dieser Diskussion siehe die Dokumentation der Beiträge auf dem Workshop: „Frauenforschung – Frauenpolitik“, Hannover, April 1988.

⁶ Das dokumentiert die Untersuchung von Christiane Schiersmann, Computerkultur und weiblicher Lebenszusammenhang. Zugangsweisen von Frauen und Mädchen zu neuen Technologien, 1987, die von dem im ifg entwickelten Konzept der „weiblichen Aneignungsweise“ ausgeht. Zur Kritik an diesem Ansatz vergl. Knapp, 1989.

⁷ Vgl. hierzu die Untersuchung von Cynthia Cockburn, Die Herrschaftsmaschine, 1989.

⁸ Siehe dazu: Becker-Schmidt 1982, 1983, 1984, 1987, 1988.

⁹ Auch in der Vergesellschaftung von Männern gibt es Phänomene von Segregation und Deklassierung: sie machen sich aber weniger an der Geschlechtszugehörigkeit fest, sondern eher an sozialstrukturellen Kriterien wie Klasse oder ethnische Herkunft.

¹⁰ Auch Eckart (1988) verwendet den Begriff der „doppelten Vergesellschaftung“, sie bezieht dies allerdings auf die Vergesellschaftung von Frauen als Körper/Natur und als Arbeitskraft. Es erscheint sinnvoll, die unterschiedlichen inhaltlichen Bezugsdimensionen noch weiter auszudifferenzieren; darüberhinaus gilt es, auch die jeweilige Formbestimmtheit der Vergesellschaftung zu bestimmen, etwa in der Richtung, wie ich es für die Vergesellschaftung des Arbeitsvermögens von Frauen versucht habe. Siehe dazu: Knapp, 1987.

¹¹ Diese Kritik trifft auch auf sozialistisch-feministische Positionen wie die von Frigga Haug zu, für die von ihrem politischen Hintergrund her die Ana-

lyse von Klassenverhältnissen immer zentral war und deren begriffliches Instrumentarium es ermöglichen müßte, die doppelte Vergesellschaftung von Frauen in ihrer Widersprüchlichkeit zu erkennen. Auch sie verlagert die Vergesellschaftung von Frauen vorrangig in die Privatsphäre: „Vereinfacht gesprochen sind die Frauen in unseren westlichen Industriegesellschaften heute für das unmittelbar individuelle Leben, für die Sorge um die Körper zuständig — wenn auch weniger für den eigenen Körper —, Männer mehr für die vermittelte gesellschaftliche Arbeit. Dies gilt auch für das Selbstbewußtsein der beiden Geschlechter, für ihre Lebenspläne und ihre Perspektiven. Frauen, so können wir zusammenfassend sagen, leben weitgehend in Unmittelbarkeitsbeziehungen.“ Haug, 1987, S. 53. Dies ist in der Tat sehr vereinfachend gesprochen: Selbst das „bürgerliche Lager“ — bis in die Programme der CDU/CSU hinein — muß heute in seiner Politik die Doppelorientierung von Frauen berücksichtigen. Frigga Haug dagegen meint, gestützt auf Erfahrungen in ihrem Gruppenprojekt „kollektive Erinnerungsarbeit“: „Als Dimensionen weiblicher Identität hatten wir herausgearbeitet, daß Frauen sich wesentlich familiär orientieren, ihre Selbstkonstruktion sie auf Unmittelbarkeit, Körperlichkeit, Nähe und Zweisamkeit lenkt. Die Hoffnung, die wir in solche weibliche Ausrichtung legen, gilt der Notwendigkeit, das Leben zu retten in einer Gesellschaft, die sich ansammelt, es endgültig zu zerstören. Allerdings wäre es eine Voraussetzung, ihre ‚Zuständigkeit‘ aus den Privatfesseln zu lösen und auf die Gesamtgesellschaft zu übertragen. Vereinfacht gesprochen gilt heute mehr denn je: Frauen müssen in die Erwerbsarbeit und in die Politik.“ Haug, 1987, S. 65.

Daß in den vergangenen Jahrzehnten von den Frauen zwischen 15 und 60 Jahren immer etwa die Hälfte erwerbstätig war (Willms 1983, S. 34), wenn auch ihre Art der „Integration in die Berufswelt“ geschlechtsspezifische Verläufe aufweist, wird bei Haug nicht zum systematischen Bezugspunkt der Analyse. Insofern reproduziert sie auf dieser Ebene die bürgerliche Ideologie von Frauenarbeit. Ähnliche Akzente setzt auch Kornelia Hauser in ihrer Dissertation über den „Strukturwandel des Privaten“: „In heutigen Verhältnissen, in denen durchschnittlich jede/r an der vergesellschafteten Arbeit teilhaben kann, sind Frauen strukturell davon ausgeschlossen und weiter zuständig für unmittelbare individuelle Reproduktion. Strukturell meint hier ein komplexes Gebilde aus politischen, kulturellen Elementen, die sich nicht unmittelbar aus ökonomischen Notwendigkeiten ableiten lassen.“ 1987, S. 99. Daß Frauen nach wie vor primär zuständig sind für die „unmittelbare individuelle Reproduktion“ ist zwar eine erhebliche Barriere in Bezug auf Erwerbstätigkeit; die pauschale Rede von einem Ausschließungsverhältnis erschwert jedoch den Zugang zu den historisch-spezifischen Formen weiblicher Vergesellschaftung und deren Widersprüchlichkeit.

¹² Vgl. Krovova, Produktion und Sozialisation, 1976.

¹³ Auf das Verhältnis von Bezogenheit und Differenz zwischen den Sphären privatförmig organisierter Reproduktion und gesamtgesellschaftlicher Reproduktion kann ich hier nicht ausführlich eingehen. Siehe dazu: Becker-Schmidt/Knapp, 1985, Kap. V. Ich entnehme diesem Kapitel jedoch die Analyse der Privatsphäre.

¹⁴ Die gesamtgesellschaftlich unterschiedliche Deutung und Bedeutung von „männlicher“ und „weiblicher“ Arbeit setzt sich fort bis in die häusliche Feinverteilung von Aufgaben und geht häufig einher mit entsprechenden „Verteilungskämpfen“. Siehe dazu: Becker-Schmidt u. a., 1984, Kap. VI, 1985, Kap. III.

¹⁵ Wir haben dies in dem genannten Forschungsprojekt vor allem unter dem Belastungsaspekt untersucht. Dabei zeigte sich, daß der Zwang zum „Prioritätenwechsel“, der mit dem Wechsel zwischen Fabrik und Familie verbunden ist, eine besonders gravierende Belastung für die Arbeiterinnen darstellte.

¹⁶ Siehe dazu: Knapp, 1987, S. 242 ff.

¹⁷ Diese Formulierung drückt durchaus den Zynismus der Verhältnisse aus: die Schilderungen von Frauenbeauftragten sind eine reichhaltige Quelle entsprechender Beispiele. In Hannover wurde beispielsweise einer Ärztin, die sich an einer Entbindungsklinik bewarb, von dem dortigen Chefarzt mitgeteilt, sie könne die Stelle bekommen, wenn sie ihren Uterus in Spiritus bei ihm abliefern würde. Vergleichbares Verhalten gegenüber Männern im zeugungsfähigen Alter wird nicht berichtet. Zur Frage der geschlechtsspezifischen Arbeitskraftdefinition vgl. auch Ilona Ostner, in: Müller, Willms, Handl 1983, S. 228.

¹⁸ Unvollständig deshalb, weil auch die Dimension der Vergesellschaftung in Bezug auf die Sphäre staatlich-politischer Machtausübung einbezogen werden müßte. Auch hier gibt es historisch widersprüchliche Konstellationen von Partizipation/ Integration und Ausschluß, die in den Rahmen einer Analyse der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses gehören.

¹⁹ Näher ausgeführt ist der Doppelcharakter von Sozialisation bei: Becker-Schmidt 1983, S. 30ff.

²⁰ Vgl. zum „Erbe der Väter“: Zurmühl, 1984; auch: Eckart, 1988.

²¹ Vgl. Becker-Schmidt u. a. 1983, 1984, 1985.

²² Karin Hausen hat am Beispiel der Einführung des Muttertags die Produktion solcher Ideologien sehr genau nachgezeichnet. In ihrem Aufsatz „Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren“ verfolgt sie, wie „familial begründete Emotionen, Verhaltensweisen und Interessen auf dem Umschlagplatz wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Interessen vermarktet und genutzt werden und wie umgekehrt die u. a. in der Werbung kollektiv produzierten Bilder und Interpretationen der gesellschaftlichen Wirklichkeit den familialen Lebenszusammenhang durchdringen und prägen.“ Hausen, 1984, S. 476.

²³ Vgl. E. Beck-Gernsheim, 1985; G. Pauritsch u. a., 1988.

²⁴ Metz-Göckel / Müller, 1986, S. 551.

²⁵ Aber auch dieser Zusammenhang müßte in seiner Mehrschichtigkeit näher untersucht werden: unter ökonomischen Aspekten und dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Positionierung von Frauen trifft die Aussage sicherlich zu. Für andere Dimensionen (z. B. Wertehierarchie, Partnerbeziehungen) wäre genauer zu verfolgen, wie sie sich aufgrund der Mutterschaft von Frauen verändern. Innerhalb der Mikrologie solcher Veränderungen vermute ich die Entstehung neuer Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche.

²⁶ Ob aus dieser zunächst objektiv vorgegebenen Herausforderung zum Umgang mit Widersprüchen und Ambivalenzerfahrungen tatsächlich eine spezifische Ambiguitätstoleranz resultiert, müßte mit Blick auf unterschiedliche subjektive Verarbeitungsweisen noch näher erforscht werden.

²⁷ Vgl. dazu Knapp, 1987, S. 264

²⁸ Über dessen Physiognomik und psychosexuelle Verfaßtheit, ja selbst über seine bloße Möglichkeit, wäre im Anschluß an die feministische Kritik zentraler Prämissen der Konstruktion eines zeitgenössischen Sozialcharakters erst noch weiter nachzudenken. Siehe dazu: Dubiel, 1988, S. 40ff;

²⁹ Vgl. zu diesem Zusammenhang den Abschnitt „Wirklichkeitssinn und gesellschaftliche Widersprüche“, in: Becker-Schmidt, Knapp, Geschlechtertrennung, 1987, S. 42 ff

Literaturverzeichnis

- ALLPORT, G. W.: Die Natur des Vorurteils. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1971.
- BARTHES, R.: Mythen des Alltags, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1964
- BEAUVOIR, S. DE: Memoiren einer Tochter aus gutem Hause, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1986.
- BECKER-SCHMIDT, R.: Widersprüchliche Realität und Ambivalenz: Arbeitserfahrungen in Fabrik und Familie. In: KZfSS, Heft 4, 1980.
- BECKER-SCHMIDT, R., U. BRANDES-ERLHOFF, M. KARRER, G. A. KNAPP, M. RUMPF UND B. SCHMIDT: Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Neue Gesellschaft, Bonn 1982 a.
- BECKER-SCHMIDT, R.: Entfremdete Aneignung, gestörte Anerkennung: Lernprozesse. Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen. In: Beiträge zur Frauenforschung am 21. Deutschen Soziologentag, Bamberg 1982 b.
- BECKER-SCHMIDT, R., U. BRANDES-ERLHOFF, M. RUMPF UND B. SCHMIDT: Arbeitsleben — Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Neue Gesellschaft, Bonn 1983.
- BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP UND B. SCHMIDT: Eines ist zu wenig beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Neue Gesellschaft, Bonn 1984.
- BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP: Arbeiterkinder gestern Arbeiterkinder heute. Erziehungsansprüche und -probleme von Arbeiterinnen im intergenerativen Vergleich. Neue Gesellschaft, Bonn 1985.
- BECKER-SCHMIDT, R., G. A. KNAPP: Geschlechtertrennung Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Neue Gesellschaft, Bonn 1987a.
- BECKER-SCHMIDT, R.: Die doppelte Vergesellschaftung die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Die andere Hälfte der Gesellschaft. Hrsg. I. Wagner und L. UNTERKIRCHNER. Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, Wien 1987 b, 10 28.
- BECKER-SCHMIDT, R.: Perspektiven einer feministischen Theorie gesellschaftlicher Reproduktion. In: Frauenforschung Frauenpolitik. Dokumentation des Workshops der Sektion Frauenforschung, Hannover, 15.-17.4.1988, Hrsg. SEKTION FRAUENFORSCHUNG.
- BECKER-SCHMIDT, R.: Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Köln 1989, Heft 24.
- BECK-GERNSEIM, E.: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt 1976.
- BECK-GERNSEIM, E.: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf; Frauenwelt Familie. Frankfurt 1980.
- BECK-GERNSEIM, E.: Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit ? Über private und politische Interessen am Kind. Fischer, Frankfurt a.M. 1985.
- BELOTTI, E. G.: Was geschieht mit kleinen Mädchen ? Frauenoffensive, München 1976.
- CHODOROW, N.: Das Erbe der Mütter. Frauenoffensive, München 1985.
- COCKBURN, C.: Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how. Argument, Hamburg 1988.
- DALY, M.: Gyn-Ökologie. Frauenoffensive, München 1981.
- DALY, M.: Reine Lust. Frauenoffensive, München 1986.
- DOHM, H.: Der Frauen Natur und Recht. Berlin 1876, Reprint: Alav Verlag, Neunkirch 1986.

- DUBIEL, H.: Kritische Theorie der Gesellschaft. Juventa, Weinheim und München 1988.
- ECKART, CH.: Verschlingt die Arbeit die Emanzipation ? Von der Polarisierung der Geschlechtscharaktere zur Entwicklung der Arbeitsmonade. In: Autonome Frauen. Schlüsseltexte der Neuen Frauenbewegung seit 1968, Hrsg. A. ANDERS. Athenäum, Frankfurt a.M. 1988, 200-223.
- ERLER, A. G.: Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschieds. Wagenbach, Berlin 1985.
- GARAUDY, R.: Der letzte Ausweg. Feminisierung der Gesellschaft. Walter, Olten und Freiburg 1982.
- HABERMAS, J.: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1 und 2, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1981.
- HAGEMANN-WHITE, C.: Sozialisation: Weiblich männlich ?, Leske und Budrich, Opladen 1984.
- HAUG, F.: Subjekt Frau. Zur Politik der Erinnerung. In: Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen, Hrsg. B. ROMMELSPACHER. Campus, Frankfurt a.M. 1987.
- HAUSEN, K.: Mütter, Söhne und der Markt der Symbole und Waren: Der deutsche Muttertag 1923 1933. In: Emotionen und materielle Interessen, Hrsg. H. Medick und D. SABEAN, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984, 473-523.
- HAUSER, K.: Strukturwandel des Privaten ? Das „Geheimnis des Weibes“ als Vergesellschaftungsrätsel. Argument, Hamburg 1987.
- KESSLER, S. und W. McKENNA: Gender. An Ethnomethodological Approach, New York 1978.
- KNAPP, G. A. und R. BECKER-SCHMIDT: Arbeiterkinder gestern Arbeiterkinder heute. Neue Gesellschaft, Bonn 1985.
- KNAPP, G. A. und R. BECKER-SCHMIDT: Geschlechtertrennung — Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Neue Gesellschaft, Bonn 1987 a.
- KNAPP, G. A.: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Hrsg. U. BEER, AJZ-Verlag, Bielefeld 1987b.
- KNAPP, G. A.: Die vergessene Differenz. In: Feministische Studien, 6. Jg., Bd.1, Oktober 1988.
- KNAPP, G. A.: Männliche Technik weibliche Frau ? Zur Analyse einer problematischen Beziehung. In: Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie. Hrsg. D. BECKER, R. BECKER-SCHMIDT, G. A. KNAPP, A. WACKER, J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1989.
- KROVOZA, A.: Produktion und Sozialisation. EVA, Frankfurt 1976.
- MARCUSE, H.: Marxismus und Feminismus. In: Jahrbuch Politik 6 (Schriften 9), Berlin 1974.
- MARX, K.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. EVA, Frankfurt o.J.
- MEDICK, H. und D. SABEAN (Hrsg.): Emotionen und materielle Interessen. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1984.
- METZ-GÖCKEL, S. und U. MÜLLER: Die Partnerschaft der Männer ist (noch) nicht die Partnerschaft der Frauen. Empirische Befunde zum Geschlechterverhältnis aus der Frauenperspektive. In: WSI-Mitteilungen, 39, 8, 545-558 (1986).
- MIES, M.: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Frauen, die letzte Kolonie. Hrsg. C. v. WERLOFF, M. MIES und V. BENNHOLDT-THOMSEN. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1983, 164-190.
- MIES, M.: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Rotpunktverlag, Zürich 1988.
- MÜLLER, W., A. WILLMS und J. HANDL: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Campus, Frankfurt a.M. 1983.
- NEGt, O. und A. KLUGE: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1972.
- OSTNER, I.: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Campus, Frankfurt a.M. 1978.
- OSTNER, I.: Diskussionsbeitrag auf der Konferenz „Beschäftigungssystem im gesellschaftlichen Wandel“. In: Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980. Hrsg. W. MÜLLER, A. WILMS und J. HANDL. Campus, Frankfurt a.M. 1983.
- OTTOMEYER, K.: Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus. Politladen Erlangen, Gaiganz 1974.
- PAURITSCH, G, B. FRAKELE, E. LIST (Hrsg.): Kinder machen. Strategie

- gien der Kontrolle weiblicher Fruchtbarkeit. Wiener Frauenverlag, Reihe Frauenforschung, Band 6, Wien 1988.
- PROKOP, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang, Frankfurt a.M. 1977.
- SCHIERSMANN, CH.: Computerkultur und weiblicher Lebenszusammenhang. Zugangsweisen von Frauen und Mädchen zu neuen Technologien. Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft 49, Bonn 1987.
- SEKTION FRAUENFORSCHUNG (Hrsg.): Frauenforschung — Frauenpolitik. Dokumentation des Workshops der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Hannover, 15.-17.4.1988.
- THÜRMER-ROHR, CH.: Vagabundinnen. Feministische Essays. Orlanda Frauenbuchverlag, Berlin 1987.
- TYRELL, H.: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: KZfSS, 38, 3, 450-489 (1986).
- WEBER, M.: Frauenfragen und Frauengedanken, J.C.B. Mohr, Tübingen 1919.
- WILLMS-HERGET, A.: Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt. Campus, Frankfurt a.M. 1985.
- WOOLF, V.: Ein Zimmer für sich allein. Fischer, Frankfurt a.M. 1981.
- ZURMÜHL, S.: Lachende Liebe Leuchtender Tod. Frauenbuchverlag, München 1984.

Helga Krüger und Claudia Born

Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen

Zusammenfassung: Anhand der Ergebnisse aus unseren letzten drei empirischen Projekten, die für verschiedene lebensbiographische Phasen von Frauen Entwicklungsmuster der *Zweidimensionalität* weiblicher Sozialisation zeigen, greifen wir die von R. Becker-Schmidt u. a. aufgestellte These von der Doppel-Sozialisation, Doppel-Orientierung und Doppel-Qualifizierung, dort für die *synchrone* Betrachtung der Bewältigung von Familien- und Erwerbsarbeit bei Fabrikarbeiterinnen entwickelt, für den weiblichen Lebenslauf als *Prozeß* auf. Anstelle eines der sog. weiblichen Normalbiographie entsprechenden „Lochmuster-Sozialisations-Konzepts“ mit nacheinander geschalteten Orientierungswechseln zwischen Beruf und Familie betrachten wir diese doppelte Vergesellschaftung als Grundmuster des weiblichen Lebenslaufs: als *perspektivische* Parallelisierung in der Jugendphase, als *zeitliche* Parallelisierung in der Phase der Mutterschaft und als *inhaltliche* Differenzierung selbst in Tätigkeitsfeldern mit hausarbeitsnahen Strukturen. Wir diskutieren forschungsstrategisch die Notwendigkeit, die für die weibliche Sozialisation festgestellte Zweidimensionalität der Sozialisationsanforderungen, Orientierungen und Qualifizierungsprozesse auch für die Analyse männlicher Sozialisationsprozesse zu nutzen.

1. Theoretischer Rahmen

Betrachtet man Sozialisationsprozesse im größeren gesellschaftlich-strukturellen Kontext der Organisation von Arbeit und ihrer Veränderungen, so erfordert dieses die Ausweitung der Sozialisationsforschung aus selbstgewählter Begrenzung auf die Kindheits- und Jugendphase. Spätestens mit dieser Erweiterung müßte das Geschlechterverhältnis und seine Ausformung unter Bedingungen der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation in den Mittelpunkt gerückt werden. Das Leben der Frauen von der Berufsseite her zu reflektie-

ren, ist seit gewisser Zeit üblich. Das Leben von Männern mit Blick auf den Familienzyklus zu untersuchen, geschieht jedoch höchst selten, und es gibt kaum Forschungsansätze, die beide Stränge für Männer oder Frauen zusammenzubringen suchen, da die Anlehnung an die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die daraus resultierende kategoriale Trennung zwischen Berufs- und Familienarbeit bis hin zur Zuständigkeit einzelner Spezialdisziplinen für das Familien- oder das Berufssystem eine Zweiteilung in der Betrachtung zementiert, durch die die Verbindung beider Bereiche schwierig wird.

Die Sozialisationsforschung, wiewohl zunächst auf den familialen Rahmen als Ort des Geschehens festgelegt, bietet hier keine Ausnahme. Der Vater als instrumentell-normative Sozialisationsinstanz — als Berufs- und Öffentlichkeitsvertretung — und die Mutter, als emotional-integrative Sozialisationsfigur — als Familienvertretung — passen allerdings nicht mehr so recht zum Bild ihrer faktischen Einbindung ins Erwerbssystem und ins Familiensystem, die alten Paradigmen zur Analyse der Ausprägung der Geschlechtsrolle verändern sich aber nur langsam. Die *vorberufliche* und *berufliche* Sozialisationsforschung reklamiert dann endgültig die Dominanz des Berufssystems, wiewohl Forschungen über den weiblichen Lebenslauf eine Reihe von interessanten Ergebnissen zutage fördern, die diese Präferenz nicht ungebrochen stützen, aber dies hat nicht zu einem Perspektivenwechsel in der Sozialisationsforschung geführt. Der Begriff der *geschlechtsspezifischen* Sozialisation assoziiert Mädchen-Forschung, nicht Jungen-Forschung, bestenfalls: vergleichende Forschung aus der Jungenperspektive. So ist denn auch auffällig, daß Forschungen zum Übergang vom Kindheits- in den Erwachsenenstatus überwiegend geprägt sind durch den Blick auf die Entwicklung der männlichen Arbeitskraft und männlichen Funktionsbestimmung als Berufs-Erwachsene, während Forschungen über Mädchen und ihre veränderte Sichtweise von der Welt überwiegend unter dem Begriff „Veränderungen der Geschlechtsrolle“ diskutiert werden (Allerbeck/ Hoag 1985; Sinus 1985; kritisch hierzu: Bilden/ Diezinger 1988)¹.

Erst die Reintegration der gesellschaftlich strukturierten Etappen der Subjekte in Form des Lebenslaufs eröffnet neue Perspektiven, v. a. seit der Studie von Levy über (die männliche und) die

weibliche „Normalbiographie“. Durch die Organisierung und Beschreibung des weiblichen Lebenslaufs als Phasenbiographie wird jedoch die grundlegende Frage, was es *sozialisatorisch* bedeutet, eine in Phasen strukturierte Berufs- und eine in Phasen strukturierte Familienrolle gesellschaftlich ausfüllen zu müssen, nicht beantwortet. Ebenso wenig wird geklärt, was es für die männliche „Normalbiographie“ bedeutet, wenn sozialisationstheoretisch davon ausgegangen wird, daß ihr Lebenslauf durch die Berufsrolle determiniert sei, und damit Vorbereitung und Ausfüllung der Berufsposition als zentral für die Identitätsbildung angesehen wird. Es ist leicht einsichtig — und wird auch so angenommen —, daß der Wegfall der Berufsrolle für die männliche Biographie den Zusammenbruch biographischer Kontinuität mit sich bringt. Sich zu fragen, was die Integration von Mädchen in die männlich ausgerichtete vorberufliche und berufliche Sozialisation für sie bedeutet, wie sie individuell verarbeiten, was gesellschaftlich als vollkommener Wechsel des Berufs- in das Familiensystem für Frauen programmiert ist, und wie Frauen mit beiden Optionen umgehen, ist der Gegenstand unseres Beitrages.

Obwohl wir keine entsprechenden Analysen über den männlichen Lebenslauf besitzen, vermittelt das reiche empirische Material über den Lebenslauf von Frauen eine hohe Komplexität, die in deutlichem Kontrast zum männlichen Lebenslaufkonzept steht. Ziel unseres Beitrages ist es, das Auseinanderklaffen sozialisationsrelevanter Dimensionen in den Mittelpunkt zu rücken und hierüber den Blick freizubekommen auf die gesellschaftliche Strukturierung von Sozialisationsprozessen, da — wie hinlänglich bekannt — sowohl in der Einbindung der Subjekte in die Organisation der privaten Reproduktion (Familienarbeit) als auch in die Organisation der öffentlichen Reproduktion (Erwerbsarbeit) und damit in den institutionalisierten Lebenslaufprogrammen Veränderungen vor sich gehen, äußerlich ablesbar an erhöhten Scheidungsraten, Unterbrechungen der Berufsbiographien durch Arbeitslosigkeit etc. Diese sind von sozialisatorischer Relevanz, ohne daß diese Veränderungen innerhalb beider Systeme über die jeweiligen Systemgrenzen hinaus untersucht wären. Gleichwohl gelten sie für die Subjekte als zwei Seiten *derselben* Medaille, d. h. zwei Seiten *eines* Lebenslaufs.

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den beiden Seiten dieser Medaille, die interessanterweise im weiblichen Lebenslauf heute deutlicher sichtbar werden als im männlichen. Wir plädieren mit diesem Beitrag für einen Shift in der Sozialisationsforschung, so daß Jungen und Mädchen, Frauen und Männer jeweils bezüglich der vorberuflichen *und* vorfamilialen Sozialisation, d. h. der auf späteres Berufs- *und* Familienleben vorbereitenden Prozesse betrachtet werden. Wir bieten dies mit der Betrachtung beider Dimensionen für Frauen an, um hierüber den Blick für die gesellschaftliche Strukturierung von Sozialisationsprozessen als *mehrdimensionalem* Geschehen mit durchaus *gegenläufigen* Tendenzen in *einzelnen* Dimensionen zu schärfen.

Unsere Ausgangsüberlegung: Frauen sind, so in Erweiterung der These von Regina Becker-Schmidt (1987) für das Leben von Fabrikarbeiterinnen, im gesamten Lebenslauf doppelt sozialisiert, doppelt orientiert und doppelt qualifiziert: Nämlich nicht nur — wie es dem komplementär arbeitsteiligen Modell entspräche — für die Aufgaben der sozialen Reproduktion in der Familie, sondern gleichermaßen für die Berufsarbeit; eine Berufsausbildung zu durchlaufen, einen Beruf auszuüben, erwerbstätig zu sein, ist zumindest außerhalb der Phase der Kinderfamilie für zunehmend mehr Frauen ebenso selbstverständlich wie für Männer, ohne daß die Familie als biographische Gewißheit aufgegeben würde.

Mit der These von der Doppelsozialisation führte Becker-Schmidt erstmalig einen Ansatz ein, über den die übliche, für die geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung charakteristische Vergleichsperspektive bezüglich der Herausbildung einzelner Fähigkeitsspektren zwischen den Geschlechtern verlassen wird. Jedoch: Doppelt sozialisiert — was heißt das? Zunächst wollen wir uns im folgenden Abschnitt anhand eigener empirischer Projekte, in denen die Verknüpfung von Berufs- und Familienarbeit bei Frauen im Mittelpunkt stand, dieser Frage empirisch nähern. Wegen des hier vorgegebenen Rahmens tun wir dies auf eine etwas prekäre Weise, indem wir entlang dieser Forschung anhand einzelner Zitate aus qualitativen Interviews die „Gefühlslagen“ von Mädchen/jungen Frauen an den Wendemarken zwischen der Berufs- und der Familiensphäre nachzeichnen, um dann generalisierend auf die Hintergrundmuster einzugehen, d. h. auf die ideologischen

Mechanismen der Kontrolle, welche die soziale Strukturierung ebenso wie die individualisierte Wahrnehmung dieser Übergänge aufrechterhält.

Durch diese Blickrichtung wird durchaus deutlich, daß Übergänge und Wechsellpunkte geschlechtsspezifisch Unterschiedliches bedeuten, aber daß sie dennoch weder natürlich noch zufällig, sondern kritisch kontrolliert und beeinflusst werden durch kulturelle Diktate und strukturelle Restriktionen. Diese kulturellen Diktate finden wir nicht nur im Alltagsbewußtsein sondern auch im kategorialen Gerüst der Forschung selbst. Deshalb hat dieser Beitrag durchaus ideologiekritischen Charakter nach dem Muster: erst aufräumen, dann neue Forschungsansätze für beide Geschlechter entwickeln. Dieser Aufgabe wenden wir uns im letzten Teil des Beitrages zu.

2. Frauen zwischen zwei Sozialisationsinstanzen: empirische Ergebnisse zur perspektivischen, zeitlichen und inhaltlichen Parallelisierung von Beruf und Familie

Das empirische Material, das diesem Teil des Beitrages zugrunde liegt, ist nach der biographischen Abfolge dieser Übergänge strukturiert und über drei Projekte erhoben. Wir beginnen mit einem Blick auf den Übergang vom Allgemeinbildenden in das Berufsbildungssystem, schauen dann auf den Übergang von der vollständigen Teilhabe am Erwerbssystem in die Phase der Kleinstkindbetreuung und blicken schließlich auf das Verknüpfungsangebot zwischen Berufs- und Familienarbeit in einem als für die weibliche Identität besonders geeignet angenommenen Berufsbereich: bei Kinderpflegerinnen und Erzieherinnen. Dreimal stehen allgemeine forschungstheoretische Annahmen gegen unser empirisches Material.

- a) Wir beginnen mit einem Zitat aus dem Projekt „Berufsfindung und Arbeitsmarkt“ (Heinz/Krüger u. a. 1985), in dessen Mittelpunkt der Verlauf des Berufsfindungsprozesses bzw. der Berufseinstimmung bei Hauptschülerinnen und Hauptschülern ab der 7. Hauptschulklasse bis ein Jahr nach Einstimmung in ein

Ausbildungsverhältnis nachgezeichnet wurde sowie parallel dazu die Orientierungsprozesse bei Schülerinnen und Schülern in verschiedenen chancenreichen vollzeitschulischen Maßnahmen zwischen Hauptschule und Lehrverhältnis. Insgesamt wurden auf der Basis struktureller Analysen über die objektive Chancenstruktur rund 270 Interviews durchgeführt. Besonderes Interesse erhielten dabei die Berufswahl und Orientierungsprozesse der Mädchen, die in typisch weibliche Ausbildungsgänge übergewechselt sind, unter der These, daß die bislang kaum infrage gestellte Annahme von Berufsfestlegungen der Mädchen durch ihre geschlechtsspezifische — d. h. dominant auf den familialen Bereich hin orientierte — Sozialisation auf typische Frauenberufe gilt.

Nun hier das erste Zitat, das für eine Reihe ähnlich lautender steht. Am Ende der Hauptschule sagt eine Schülerin:

„... dann habe ich mich ein paarmal beworben, und daraus ist dann nichts geworden, und nun bin ich zum Arbeitsamt gegangen. Und dann haben die mir die Schule vorgeschlagen (hauswirtschaftliche Berufsfachschule, Abteilung Kinderpflegerinnen), und da habe ich gesagt: ja, ist gut, denn: ich will dahingehen und werd' sehen, was ich kriegen kann, ob da noch ein Platz frei ist. Und dann, einesteils wollte ich denn auch Kinderpflegerin werden, also, da ich sowieso immer schon gerne mit Kindern zusammen war, hab' ich mich auch dafür entschieden, daß ich das jetzt mache, weil vorher sonst nichts frei war.“

Obwohl sich dieses Zitat zunächst wie die Bestätigung der oben genannten These von der sozialisatorischen Dominanz der Familienorientierung liest, wird daran deutlich, daß die in der Tat in einen typischen Frauenberuf erfolgte Berufseinmündung weniger Ausdruck selbstgewählter Orientierungen als vielmehr das Resultat geschlechtsspezifischer Lenkung über Arbeitsmarkt und Arbeitsamt, das Berufssystem und die beteiligten Sozialisationsinstanzen ist. Deutlich wurde insgesamt, daß das Spektrum gewünschter Berufe in der 7. und 8. Hauptschulklasse bei den Mädchen zunächst nicht begrenzter ist als bei den Jungen. Auch die Art der Informationssuche, der eigenen Fähigkeitseinschätzungen, der Interessen und Überlegungen zur Nützlichkeit der erreichten Berufsausbildung für den privaten Bereich weisen dieselben Strategien zur Bewältigung kognitiver Dissonanzen auf: Mädchen (wie Jungen) landen in geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktsegmenten

und söhnen sich mit dem Resultat über erklärende Rückgriffe auf jene Segmente ihrer Sozialisation aus, die mit dem *Ergebnis* korrespondieren. Hier liegen bei Mädchen und Jungen dieselben Deutungsmuster vor. Die Berufsorientierung, die Mädchen inzwischen konzipiert wird, vor allem aber die Berufseinmündung ist entsprechend kein Beleg für die Dominanz ihrer familialen Orientierungen. Nicht, daß es sich um einen *Frauenberuf* handelt, ist für die Mädchen das entscheidende Kriterium seiner Akzeptanz, sondern vielmehr die Einschätzung, daß auch ein Frauenberuf ein *Beruf* ist, der ihnen — durch die entsprechende Ausbildung — die angestrebte Berufsbiographie eröffnet. Die Existenz beruflicher und familialer Orientierungen scheint parallel — im Sinne von unabhängig voneinander — und vor allem nicht hierarchisch aufeinander bezogen zu bestehen; dies ist auch das Fazit der Ergebnisse der im folgenden vorgestellten Projekte.

b) Nun ein Zitat aus unserem nächsten Forschungsprojekt, in dem wir (Krüger/Born u. a. 1987) uns mit den Lebensbedingungen von Müttern mit kleinen, unter drei Jahre alten Kindern befaßt haben, d. h. einem Lebensabschnitt, in dem sich die Zuweisung der privaten Reproduktionsaufgaben an die Frauen am deutlichsten darstellt. In diesem Projekt haben wir auf Basis strukturanalytischer Untersuchungen (Repräsentativbefragung, Arbeitsmarktstudie) mit 54 nach den Merkmalen „Tätigkeit der Mutter“ und „Betreuungsform des Kindes“ ausgewählten Frauen Interviews durchgeführt. Der Buchtitel umreißt die Aufgabfelder der Mütter: „Ich habe Kind und Beruf und außerdem noch Haushalt, Garten, Mann und Wäsche“, sagt eine Kontoristin.

Das für unseren Kontext ausgewählte Zitat:

I.: „Insgesamt betrachtet, fänden Sie es für sich selbst idealer, wenn Sie zu Hause wären?“,

N.: „Für mich selber?“

I.: „Ja, nur von Ihnen aus gesehen.“

N.: „Das ist schwer zu beantworten, weiß ich nicht, muß ich passen, kann ich keine Antwort drauf geben. Für's Kind ja, würd' ich mir das manchmal wünschen. Aber von meiner Seite aus gesehen ...“

Die Frauen sitzen mit ihren Interessen und Orientierungen zwischen den Stühlen. Die Strukturanalyse über den Arbeitsmarkt für

Frauen mit kleinen Kindern zeigt, daß Frauenberufe — die die Annahme mitsuggerieren, daß sie für Frauen besonders geeignet seien — keine Mütterberufe sind: Gerade die in typischen Frauenberufen geltenden Arbeitszeitstrukturen machen Konzeptionen der Verbindbarkeit, der zeitlichen Parallelisierung von Familien- und Berufstätigkeit faktisch besonders schwer, nahezu unmöglich, und konstruieren damit — auch ideologisch — die Phase der Mutterschaft als Zeit der Nichterwerbstätigkeit. Aber selbst in diesem biographischen Segment, in dem Frauen die bezüglich der Arbeitszeitstrukturen geltenden negativen Implikationen der Frauenberufe zu spüren bekommen, in dem die Erwerbsarbeit zusätzlich durch entsprechende kulturelle Normen und politische sowie infrastrukturelle Steuerungen gegen die familiäre Arbeit am schwersten durchzusetzen ist, versuchen Mütter, sie nicht gänzlich aufzugeben, die weiterhin existierenden beruflichen Orientierungen zu realisieren. Sie nehmen dazu Arbeitsplatzwechsel in Kauf, beruflichen Abstieg und stundenweise Beschäftigung. Mit Blick auf das Kind: den Verzicht auf eine Erwerbsarbeit; mit Blick auf die der pädagogischen Arbeit abträgliche Unzufriedenheit: erneute Erwerbstätigkeit. Mütter kleiner Kinder springen wie Flöhe hin und her, bleiben doppelt orientiert, doppelt sozialisiert und doppelt qualifiziert, die Dominanz einer der beiden Seiten läßt sich auch in dieser biographischen Phase nicht eindeutig formulieren.

- c) In dem dritten Projekt, das sich mit den Konstitutionsbedingungen von Frauenberufen beschäftigt (Krüger/ Heintze u. a. 1989), haben wir uns u. a. mit der Frage befaßt, wie Berufe, deren Anforderungen inhaltliche Nähe zu Qualifikationsanforderungen in der Hausbzw. Familienarbeit aufweisen — wie die Arbeit der Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen — von Frauen mit entsprechender Berufsausbildung verarbeitet und beurteilt werden. Sind diese Berufe die Lösung aus der Doppelorientierung, wie unter der These der weiblichen Sozialisation als einem konsistenten Ganzen angenommen wird? Hier das ausgewählte Zitat:

„Das hab' ich gerne abgegrenzt“, sagt eine Mutter, das Verhältnis von Beruf und Kindererziehung zu Hause (selbst) reflektierend, „(weil sonst) ... sozusagen mein Job überhaupt nicht mehr aufhört ...“

Es zeigt sich in dieser Untersuchung, daß die Frauen die Berufsarbeit von der Arbeit in der Familie trennen möchten. Es bestätigt sich, daß sie ihre Berufsausbildung ausschließlich mit Blick auf den Arbeitsmarkt durchlaufen haben. Nicht einmal angesichts desolater Arbeitsmarktchancen und im nachhinein wird der Nutzen der Ausbildung für die Arbeit in der Familie, die Versorgung und Betreuung der eigenen Kinder betont. Im Gegenteil, er wird explizit geleugnet, und in der Phase der Mutterschaft wird die inhaltliche Nähe von den Frauen eher negativ erlebt. Nicht Berufstätigkeit generell, wohl aber diese spezifische Berufsarbeit verliert aufgrund strukturell ähnlicher Anforderungsstrukturen an Attraktivität. Positiv hervorgehoben werden die zur familialen Arbeit *kontrastierenden Elemente* in der Erwerbsarbeit. Diese wie andere Ergebnisse aus Mütterbefragungen (Becker-Schmidt u. a. 1982; BMA 1986) zeigen, daß die Berufsarbeit für Frauen in dieser Lebensphase eine Art Gegenpol darstellt, der sie — trotz aller damit verbundenen und artikulierten Doppelbelastungen — so etwas wie eine Entspannungsfunktion zuschreiben. Becker-Schmidt spricht in diesem Zusammenhang davon, daß für Frauen gerade der Kontrast der Anforderungen in Beruf und Familie „das Salz in der Suppe“ sei. Die von uns befragten Erzieherinnen und Kinderpflegerinnen bestätigen dies mit umgekehrten Vorzeichen: Für sie wird — um im Bild zu bleiben — die Erzieherinnen- und Kinderpflegerinnentätigkeit in der Phase der Mutterschaft eine ausgesprochen „fade“ Angelegenheit.

Zu resümieren ist, daß für Frauen heute die Erwerbsarbeit von zentraler lebensgeschichtlicher Bedeutung ist, die Orientierung auf Familie, vor allem auf Kinder, aber hierüber nicht abgeschaltet, sondern überlagert wird. Die Gewißheit der Zuständigkeit für die Familie und die verantwortliche Übernahme dieser Aufgabe bleibt für Frauen als besondere Problemlage dementsprechend relevant, aber sie bildet sozusagen einen „Gegenpart“, der sich nicht in einer Sozialisationslinie auflösen läßt. Die geschlechtsspezifisch weibliche Sozialisation läuft über zwei Dimensionen, und zwar in lebensphasen- und tätigkeitsunabhängiger Weise, biographisch zunächst in der Perspektive getrennt, dann faktisch zeitlich parallelisiert und zugleich inhaltlich als zwei Bereiche aufrechterhalten.

Familiale und berufliche Sozialisation, Qualifikation und Orientierung bestehen bei Frauen gleichzeitig und in einer komplizierten Beziehung zueinander: sie lassen sich nicht als *kompensatorisches* Verhältnis begreifen, sondern laufen *parallel*, denn die Realisierung der einen Dimension hebt das Interesse an der parallelen Verwirklichung der anderen nicht auf. Die gewünschte Komplementarisierung und gleichzeitige Verwirklichung aber stößt aufgrund der für den weiblichen Lebenslauf vorgesehenen strukturellen und kulturellen Muster an Grenzen².

So beschreibt denn der oben benutzte Begriff der Parallelität das Verhältnis der weiblichen Sozialisationsdimensionen zutreffend und ungenau zugleich. Wie die alltäglichen und biographischen Erfahrungen von Frauen nicht in die Bereiche Erwerbsarbeitssituation und Privatleben auseinanderfallen, so sind die Bereiche nicht gegeneinander abgeschottet, nicht parallel, unberührt voneinander, im Sinne von sich nicht beeinflussend. Im Gegenteil: Die der Berufsarbeit zugemessene Bedeutung ist nicht loszulösen von den Erfahrungen und Bedeutungszumessungen des privaten, familialen Bereiches und vice versa. Die Bewertung und Beurteilung eines jeden zentralen Lebensfeldes geschieht zum einen aus der Sicht der an diesem Handlungssystem Partizipierenden, gleichermaßen aber auch aus dem Blickwinkel der zum anderen Bereich Gehörenden.

Becker-Schmidt u. a. (1982) haben in ihrer Studie deutlich machen können, daß die Erfahrungen in den beiden Bereichen zwispältig sind, daß die Lebensbereiche in sich und gegeneinander widersprüchlich strukturiert sind. Betrachtet man beide Felder im Zusammenhang, so wie sie im Erleben der Frauen zusammenhängen und erst in ihrer Zusammenschau den weiblichen Lebenszusammenhang darstellen, so lassen sich Unterschiede konstatieren, Unverträglichkeiten, widersprüchliche Verhaltensanforderungen und -zumutungen. Daß aber die Beteiligung an beiden Feldern von den Frauen als psychische Entlastung trotz hoher körperlicher Belastung empfunden wird, dürfte ein sozialisationstheoretisch hochrelevantes Ergebnis sein. Dieses gewinnt zur Beurteilung des konstatierten Wandels in der Berufs- und Familienrolle beider Geschlechter nochmals zusätzlich an Bedeutung.

3. Doppelte Sozialisation im Kontext der weiblichen Normalbiographie – ideologiekritisch betrachtet

Aus diesen Ergebnissen eröffnet sich nun ein erster kritischer Blick auf das theoretische Konstrukt der sogenannten „weiblichen“ Normalbiographie, in dessen Rahmen der „Lauf“ als „Phasen“ mit Wechseln zwischen „Alternativrollen“ konzipiert wird. Beschreibt man das Lebenskonzept, das den Lebensentwurf in planerischer und damit zeitlicher Perspektive meint, als Biographie, und definiert man Biographie als Produkt von Sozialisations- und Selbstsozialisationsprozessen, so wird deutlich, daß Phasenmodelle das weibliche – zweidimensionale – Sozialisationsmuster nicht adäquat fassen.

In der Biographieforschung ist als Grundvoraussetzung akzeptiert (Schumm 1987), daß zu unterscheiden ist zwischen dem gesellschaftlich normierten Lebenslauf, den kulturell vorgegebenen institutionalisierten biographischen Schemata, wie Kohli sie nennt (1987), und der eigenständigen biographischen Thematisierung durch das Subjekt, der individuellen Aneignung bereitgestellter oder erschlossener Möglichkeiten. Die Frage nach den Problemen der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen unter der Annahme der Dominanz entweder der beruflichen oder der familialen Sozialisation in Phasen aufzulösen, würde bedeuten, für sie bzw. die jeweilige Dimension ihrer Sozialisation ein Lochmuster zu stricken – in Übernahme und Verlängerung des normativen Konzepts weiblicher Lebensgestaltung, wonach diese sich in sequenzieller Verknüpfung von Berufs- und Familienarbeit strukturiert, als Nacheinander von Beruf, Familie und wieder Beruf gedacht. Wie dieses individuell geleistet werden kann, welche Anforderungen an die subjektive Ausbalancierung gegenläufiger Ansprüche damit verbunden sind, welche Fähigkeiten durch den Zwang zur Verknüpfung und Aufrechterhaltung beider Perspektiven entwickelt werden und welche individuellen Kosten damit verbunden sind, wird über dieses normative Modell jedoch verdeckt. Von daher auch der Vorwurf der Frauenforschung, daß die subjektive Seite der Problematik gebrochener Lebensläufe von Frauen in konventionellen Vorstellungen von Lebenslaufmustern verschleiert wird: „In order to simplify men's

lives“ (Allatt u. a. 1987, S. 3). Auch wenn man die Lücke zwischen: vorfamiliärer und der sogenannten „empty nest“-Erwerbsarbeit über das nur für Frauen (und nicht für Männer) formulierte Theorem der Alternativrollen begrifflich faßt, bleibt die Frage nach den sozialisatorischen und qualifikatorischen Voraussetzungen für die angenommene, problemlose Ausfüllung dieser Rollen — wenn sie denn wirklich Alternativen darstellen — ungeklärt, und das Besondere der weiblichen Sozialisationsmuster verschüttet. Durch die oberflächliche und leichtfertige Gleichsetzung der Frauenrolle mit der Familienrolle bleibt verdeckt, daß die Versuche von Mädchen und jungen Frauen, in ihrem Lebenslauf beiden Dimensionen zugleich Rechnung zu tragen, durchaus als Widerstand gegenüber kulturellen Mustern und gesellschaftlichen Zuschneidungen des weiblichen Lebenslaufs zu diskutieren sind, als subjektive Form der Auseinandersetzung mit sozialstrukturellen Problemen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und darauf aufsitzen den Normen.

Denn trotz der Untauglichkeit des Phasenmodells und Alternativrollenkonzepts zur Analyse und Beschreibung subjektiver Gestaltungsprinzipien weiblicher Lebenskonzepte erfüllt dieses durchaus seine gesellschaftliche Kontroll- und Ordnungsleistung für die Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen und patriarchalischer Geschlechterverhältnisse, obwohl es gerade keine Verhaltenskontinuierung für die weibliche Rolle bietet und dem Problem der Integration von Berufs- und Familienbiographie der Frauen keinen Raum gibt. Es existiert weiter und hat eine kaum zu unterschätzende normative Kraft. Versuche gegenläufigen Handelns der Individuen stoßen entsprechend auf strukturelle und normative Grenzen, die — wie Kohli 1985 zu Recht betont — für jede Erwerbsarbeitsphase gelten, auch — so zeigen unsere Ergebnisse — für die vorfamiliäre, ja selbst für die der beruflichen Erstausbildung.

Anders als Männer, die erst schichtspezifisch und ansatzweise beginnen, die Rolle des alternativlos einseitig auf den Berufsbe reich Festgelegten nicht mehr nur als Privileg, sondern auch als Benachteiligung und Reduzierung zu betrachten (Paul-Kohlhoff/Kruse 1987; Born 1987), überwiegend aber noch die Verhaltensanforderungen und -zumutungen zum Lebensbereich Beruf als vorge-

zeichnetes Lebensmuster akzeptieren „wie den Wechsel von Tag und Nacht“ (Pross, 1978), nehmen Frauen aller Schichten die Reduzierungen, Unterdrückungen und Deformationen der für sie geltenden normierten Lebensentwürfe wahr und leisten individuell dagegen Widerstand. Sie setzen in ihrem subjektiven Verhalten dem Entweder-Oder ein Sowohl-Als-Auch, dem Nacheinander ein Gleichzeitig-Beides, der Hierarchisierung der Bereiche deren Gleichwertigkeit entgegen.

Jedoch: normative Muster basieren immer auf faktischen Gegebenheiten. Die Basis für weibliche und männliche Normalitätskonzepte ist die Strukturierung der Familien- und der Berufsarbeit als jeweils den ganzen Menschen fordernder Bereich, und zwar klassischerweise die Frau für die Familie, den Mann für den Beruf, verbunden mit individuell-existenzieller und normativer Dominanz des Erwerbs- über das Familiensystem. Auch wissenschaftliche Entwürfe, so Rauschenbach/Trede 1988, sitzen der Zentrierung auf Lohnarbeit auf und weisen dieser die alleinige gesellschaftliche Fundamental- und Schlüsselkategorie zu. Das normative Lebenslaufkonzept für Frauen zementiert dieses Grundmuster und führt dazu, daß die inhaltlich-sozialisatorische Leistung in der subjektiven Verbindung beider Bereiche weder in der Forschung noch im Bewußtsein der Frauen selbst als Bereicherung individueller Handlungskompetenz gesehen werden kann und der Nachweis der doppelten Sozialisation, der doppelten Orientierung und der doppelten Qualifikation nicht als komplexe Befähigung zusammen gedacht wird, Frauen sich selbst nicht doppelt wert fühlen. Eher das Gegenteil scheint der Fall. Unsere Untersuchung (Krüger/Born u. a. 1987) erwerbstätiger Mütter zeigt, daß die Realisierung dieser Befähigung, Mutter und Arbeitnehmerin zu sein, häufiger mit Versagensgefühlen denn mit Stolz einhergeht. Frauen betonen nicht die emanzipatorischen Elemente dieses realisierten Verhaltensmusters gegenüber den gesellschaftlich normativ geforderten, sondern fühlen sich, den anderen Bereich aufrechterhaltend, der Mutterideologie gegenüber, die ihnen lebensphasenspezifisch das vollständige Aufgeben jeder berufsförmig verfaßten Arbeit abverlangt, als Raben- oder halbe Mütter; ebenso wenig sehen sie den Emanzipationsgehalt, der darin liegt, sich gleichermaßen einem Berufssystem zu widersetzen, das verlangt, „sich selbst zu verausgaben, ja

auszubeuten“ (Beck 1984), sondern fühlen sich als halbe Arbeitskraft.

So kann der in diesem Verhalten liegende Impuls zu sozialem Wandel im Berufssystem und zur notwendigen Neuorganisation der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als gesellschaftlich relevante Kraft kaum artikuliert und verallgemeinert aufgegriffen werden. Es ist an der Zeit, das Geschlecht als soziale Kategorie zu begreifen, aber es für Männer wie für Frauen abzulösen von der Berufs- oder der Familienrolle. Daß die normative Zuordnung, die uns in der Sozialisationsforschung zur Selbstverständlichkeit geworden ist, den individuellen Interessen und dem subjektiven Planungsverhalten einer Vielzahl — besonders junger — Frauen kaum entspricht, ist vielfältig belegt. Wählen wir den gleichen Zugang zur Aufschlüsselung der männlichen Sozialisation und Biographie, könnte sich vielleicht ein neues Paradigma zur Erklärung dessen anbieten, was als Sinnkrise und Wertewandel in der Arbeits- und Berufsorientierung von jungen Männern diskutiert wird: Bei sich verdüsternder Planungsgewißheit einer beruflichen Zukunft, auf der die männliche Geschlechtsrolle aufsitzt, ist im Kontext der Eindimensionalität männlicher Sozialisationsmuster jedwede Handlungssicherheit als Basis für sinngebende Gestaltung des Lebenslaufs tendenziell entzogen. Es wäre zu überprüfen, wieweit die Relativierung der Kategorie Arbeit/Lohnarbeit im männlichen Sozialisationsmuster nicht auch Chancen zur Ausformulierung größerer Autonomie in der Geschlechtsrolle beinhaltet — über die sozialisatorische Entwicklung von Gegengewichten in der Familienrolle.

4. Frauen: die Personifizierung eines allgemein gesellschaftlich werdenden Problems — Forschungsperspektiven

Geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung — so ist aus dem Gesagten ableitbar — hat ihre Berechtigung, allerdings nicht mit Reduzierung der männlichen Sozialisation auf den Beruf bzw. der weiblichen auf die Familie. Auch scheint es plausibel, das primäre Augenmerk auf familiäre oder berufliche Sozialisation zu richten,

handelt es sich doch einerseits um zwei unterschiedliche und auch getrennte Dimensionen menschlicher Sozialisationsprozesse. Jedoch stehen wir aufgrund des Forschungsdefizits zum *Verhältnis* beider Dimensionen zueinander erst am Anfang. Unsere folgenden Überlegungen stützen sich deshalb zunächst auf die Forschungslage über Frauen als den langsam anerkannten Grenzgängerinnen, von denen her wir extrapolieren. Es gilt, in weiterer Forschungsarbeit der Frage nachzugehen, wie die Parallelität beider Dimensionen sich dennoch in der Identität einer Person verknüpfen, welche Fähigkeiten hierüber entwickelt werden, wie beide Bereiche menschlichen Handelns sich wechselseitig stabilisieren, ergänzen, die Persönlichkeit als Ganzes bestimmen.

Es gilt zu analysieren, ob auch die berufsbezogene Sozialisationsforschung nicht zweidimensional angelegt sein sollte. Mit dem Begriff der sogenannten Frauenberufe, der zunächst nur einen statistischen Sachverhalt belegt, ist zugleich nahegelegt zu untersuchen, wie weit in diesen Feldern nicht spezifische — durchaus extra-beruflich gefaßte — Verhaltensanforderungen dominieren, die die Frauen- und Familienrolle stets virulent halten: so nicht nur durch mit dem sogenannten weiblichen Arbeitsvermögen verbundene normative Muster wie Attraktivität, Empathie, Geduld, sondern auch durch den permanenten Druck zur Flexibilisierung und zur Entwicklung der Fähigkeiten, disparate Verhaltensanforderungen gleichzeitig zu erfüllen.

Es bleibt jedoch zu fragen, was die Einmündung in sogenannte „männliche“ Berufe für Männer bedeutet, wie sich hier Geschlecht und Beruf miteinander verbinden. Um den Beitrag von Hoff/Lempert mit aufzunehmen: es wird somit gefragt, wie weit die analysierten Persönlichkeitsmerkmale typisch für *männliche* Facharbeiter dieses Berufssegmentes und in Abhängigkeit von den Handlungsfreiräumen hier entwickelt wurden und welche Funktion dem privaten Lebenszusammenhang daneben zukommt, etwa durch die Entwicklung kompensatorischer Planungshorizonte über Hausbau, weitere Kinder etc. Auffällig ist, daß die in unseren Untersuchungen im Mittelpunkt stehenden Frauen die hier konstatierten Prozesse in der Persönlichkeitsentwicklung sehr viel früher zu erreichen scheinen, wiewohl sie nicht langfristig denselben beruflichen Arbeits- und Handlungszusammenhängen unterwor-

fen sind. Die sehr frühzeitige Erkenntnis des unabänderlich Verwiesenseins auf zeitlich schwer planbare Familienverpflichtungen, verbunden mit der erheblich höheren Verunsicherung langfristiger Arbeitsmarktperspektiven, kumuliert in vielen Zitaten aus dem Material der von uns befragten Kinderpflegerinnen/Erzieherinnen (Krüger/Heintze u. a. 1989) nicht in Resignation, sondern in höchst flexibilisiertem, aber aktivem Gestaltungswillen, der interaktionistisches Kontrollbewußtsein vermuten läßt. „Die Zeiten ändern sich so flink: Wo geht mein Interesse hin?“ oder: „Ich denke immer: jetzt das, was ist, da plane und denke ich. Was morgen ist, werde ich morgen noch planen“, sind typische Selbstinterpretationsmuster ihres Festhaltens am eigenen Planbarkeitsanspruch bei objektiv fast unplanbarem Lebenslauf, in dem sie sich als Subjekt und Objekt ihrer Umwelt zugleich verstehen. Die wechselseitige Beeinflussung reziproker und kausaler Verknüpfungsmuster, innerer und äußerer Faktoren im eigenen Handeln, verbunden mit der ständigen normativen Orientierung an zwei sich verschränkenden und jeweils in sich unsicheren Lebensbereichen scheint hier biographisch sehr viel früher Entwicklungsprozesse in Gang zu setzen, als im Material von Hoff/Lempert vorgestellt.

Ähnliches läßt sich für die Entwicklung eines postkonventionellen Moralbewußtseins vermuten. Frauen schleppen nicht nur — wie Ostner sagt — die Familienarbeit wie eine Schnecke ihr Gehäuse mit sich herum, sie entwickeln ein hohes Maß an Verantwortungsbewußtsein, das Kontinuitäten und Diskontinuitäten ihres Lebenslaufs begleitet. Unabhängig von diesen scheint sich die Verantwortlichkeit von Frauen für Familiendienste und die Helferrolle dem Mann gegenüber als wichtiges Kontinuierungselement in ihrem Leben herauszukristallisieren. Das Down-Grading in der beruflichen Karriere läßt nicht nur das sozialisatorisch angelegte Muster von ungleichgewichtigen Beziehungen zwischen Mann und Frau existenzielle Realität werden; es verfestigt sich zugleich die Gewißheit zu höchster Pflichterfüllung in beiden Bereichen. Gerade wenn Frauen außerhalb des Hauses arbeiten, fühlen sie sich umso mehr verpflichtet, den Berufsanforderungen gegenüber die Familienanforderungen zu verschweigen und den Haushaltsanforderungen gegenüber die Berufsbelastungen. Beide Bereiche werden wechselseitig versteckt unter einem beide Felder umfas-

senden Konsens- und Verantwortungsmodell (Krüger/Born u. a. 1987).

Dabei kommt der Zuständigkeit für das Wohlergehen anderer eine sehr viel höhere Bedeutung zu als in Lebenslaufmustern des Phasenmodells abgebildet. Die Pflegeverpflichtung holt Frauen auch in der dritten Lebensphase erneut und häufig parallel zur Berufarbeit ein, durch die Verpflichtung zur Pflege der älterwerdenden Generation bzw. die Pflegeerwartungen der jüngeren Generation bezüglich der Enkelkinder. Verantwortung wird als Pflicht angesehen, die sich auf alle Bereiche und jede Lebensphase überträgt. So ist denn auch die These von der „nachgeholten Individualisierung“ (Beck/Beck-Gernsheim) sehr kritisch daraufhin zu überprüfen, welche Bande der Solidarität denn aufgekündigt werden, welche Generationsverpflichtungen, welche Zuständigkeitsmuster, kurz: ob die „selbstverständliche Bereitschaft, eigene Entfaltungsansprüche, Gestaltungsinteressen und Lebensbedürfnisse standardisierten Einheitsregelungen des Arbeitskräfteeinsatzes unterzuordnen“ (Beck 1984, S. 59), tatsächlich abnimmt.

Die Ansprüche auf eigenständige Lebensgestaltung und die lebensgeschichtliche Integration von Beruf und Familie nicht aufzugeben, zwingt Frauen, angesichts der bestehenden Barrieren in immer differenzierteren Konstellationen eigene Interessenverwirklichung voranzutreiben. Die daraus resultierenden Uneinheitlichkeiten, die mangelnde gesellschaftliche und vom Partner ausgehende Kollektivität und Solidarität verdichtet sich zum Wissen, einerseits allein, individualisiert, gegen die bestehenden Strukturen und Wertsysteme zu verstoßen, und gleichzeitig zur Erfahrung, beide Ansprüche nur „um den Preis einer gewissen Genügsamkeit“ (Gottschall 1988) erreichen zu können. Es geht, wie Beck (1986) sagt, um eine Neubestimmung des Verhältnisses von Arbeit und Leben insgesamt. Dazu scheint es erforderlich — auch in der beruflichen Sozialisationsforschung — die Lebenssphären als relational in Beziehung stehende zu betrachten und das Geschlecht als sozial von der Berufs- und Familienrolle überformte Kategorie zu fassen.

Anmerkungen

¹ Selbst der Begriff der Geschlechterrolle bedarf der kritischen Revision. Berufs- und Geschlechtsrolle sind zwei ungleich-gewichtige Gegenüberstellungen. Schließlich ist das Geschlecht ebenso wie Rasse oder Klasse nicht nahtlos, eigentlich gar nicht in das Rollenkonzept zu übersetzen (vgl. Ostner, 1986).

² Wie weit es sich hier um ein neues Phänomen handelt, kann aufgrund der fehlenden Forschungslage zu ähnlichen Fragestellungen über die ältere Frauengeneration nicht beantwortet werden. Unser aktuelles Projekt „Statussequenzen von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie“ (vgl. Einrichtungsantrag des Sonderforschungsbereiches 186 der Universität Bremen 1987) wird anhand qualitativer Interviews zu Verarbeitungsmustern von entsprechenden Statuswechseln bei heute älteren Frauen, die nach Kriegsende ihren Erwerbsverlauf mit einer Lehre begonnen haben, erste Ergebnisse zu dieser Fragestellung erbringen.

Literaturverzeichnis

- ALLATT, P., A. BYMAN, B. BYTHEWAY and T. KEIL (Eds.): *Woman and the Life Cycle. Transitions and Turning-Points*. Houndsmills, Basingstoke, Hampshire, London 1987.
- ALLERBECK, K. und W. HOAG: *Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven*. München, Zürich 1985.
- BECK, U.: *Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit*. In: *MittAB* 1, 52-62 (1984).
- DERS.: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt 1986.
- BECK-GERNSHEIM, E.: *Karriere: Wie hoch ist der Preis? Die Folgen für Männer und Frauen*. In: *Arbeit 2000*, Hrsg. E. ALTVATER, M. BAETHGE u. a., Hamburg 1985, 132-142.
- BECKER-SCHMIDT, R.: *Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie*. KZfSS 32, 705-725 (1980).
- DIES., U. BRANDES-EERLOFF, M. KARRIER, M. RUMPF und B. SCHMIDT: *Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie*. Bonn 1982.

- DIES., G.-A. KNAPP und B. SCHMIDT: *Eines ist zu wenig, beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik*. Bonn 1984.
- DIES.: *Die doppelte Vergesellschaftung — die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. In: *Die andere Hälfte der Gesellschaft*, Hrsg. L. UMTERRKIRCHER und I. WAGNER. Österreichischer Soziologentag 1985, Wien 1987.
- BILDEN, H. und A. DIEZINGER: *Historische Konstitution und besondere Gestalt weiblicher Jugend — Mädchen im Blick der Jugendforschung*. In: *Handbuch der Jugendforschung*, Hrsg. H.-H. KRÜGER. Opladen 1988, 142-169.
- BORN, C.: *Frauenarbeitsschutz im gewerblich-technischen Bereich*. Forschungsbericht Nr. 288. Bundesanstalt für Arbeitsschutz (Hg.), Dortmund 1981.
- DIES.: *Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Ein Problem von Frauen — kein Frauenproblem*. Werkstattbericht des Forschungsschwerpunktes „Arbeit und Bildung“ Bd. 4, Universität Bremen 1987.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALORDNUNG (Hg.): *Erwerbstätigkeit und Mutterschaft. Möglichkeiten und Probleme der Berufsunterbrechung und Berufsrückkehr bei Müttern mit Kindern unter drei Jahren*. BMA, Forschungsbericht Nr. 132, 4 Bde., Bonn 1986.
- ECKART, C.: *Der Preis der Zeit. Zwischenbericht zur Untersuchung „Die Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit. Gestaltung von Berufsbiografien zwischen familialen und beruflichen Anforderungen“*. Institut für Sozialforschung, Frankfurt 1984.
- GOTTSCHALL, K.: *Frauen auf dem bundesrepublikanischen Arbeitsmarkt: Integrationsprozesse mit Widersprüchen und Grenzen*. Manuskript Juli 1988. Erscheint in: Bd. 3 der Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften.
- HEINZ, W., H. KRÜPER u. a.: *Hauptsache eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes*. Weinheim/Basel 1985.
- KOHLI, M.: *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente*. In: *KZfSS* 37, 1-29 (1985).

- DERS.: Normalbiografie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Technik und sozialer Wandel, Hrsg. J. FRIEDRICHS. Beiträge der Sektions- und ad hoc-Gruppen des 23. Deutschen Soziologentags Hamburg, Opladen 1987, 432-435.
- KRÜGER, H., C. BORN, B. EINEMANN, C. HEINTZE und H. SAIFI: Privatsache Kind — Privatsache Beruf. „... und dann hab' ich ja noch Haushalt, Mann und Wäsche“. Opladen 1987.
- DIES: Statussequenzen von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie. Forschungsantrag. In: Risikolagen im Lebenslauf. Institutionell Steuerung und individuelle Handlungsstrategien. Antrag auf Einrichtung eines Sonderforschungsbereiches an der Universität Bremen. Bremen 1987.
- DIES., C. BORN, C. HEINTZE, U. RABE-KLEBERG, J. WINTER und C. WULFERS: „Die Zeiten ändern sich so flink: Wo geht mein Interesse hin?“ Frauen zwischen Markt und Rolle. 1989 (im Druck).
- KURZ-SCHERF, I.: Bausteine einer emanzipatorischen Arbeitszeitpolitik. In: Wo liegt der Frauen Glück? Neue Wege zwischen Beruf und Kindern, Hrsginnen. Die Grünen im Bundestag/AK Frauenpolitik, Köln 1988, 113-119.
- LEVY, R.: Der Lebenslauf als Statusbiografie. Die weibliche Normalbiografie in makrosoziologischer Perspektive. Stuttgart 1977.
- METZ-GÖCKEL, S., U. MÜLLER: Der Mann. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Frauenbild 20- bis 50jähriger Männer. Im Auftrag der Zeitschrift Brigitte. Hamburg 1985.
- DIES.: Partner oder Gegner. Überlebensweisen der Ideologie vom männlichen Familienernährer. In: Soziale Welt, 38, 1, 4-28 (1987).
- OSTNER I.: Stichwort Geschlecht. In: Grundbegriffe der Soziologie, Hrsg. B. SCHÄFER, Opladen 1986, S. 108-110.
- PAUL-KOHLHOFF, A., W. KRUSE: Jugendliche: Orientierungslos im Wandel von Ausbildung und Beschäftigung? Orientierung und Verarbeitungsweisen beim Übergang in Ausbildung und Beschäftigung. Aus: Soziale Welt, Sonderband 5, 121-139 (1987).
- PRESSEL, A.: Arbeitsverteilung, Arbeitsteilung und Lebensarbeit. Überlegungen zu einer langfristigen Perspektive. In: WSI-Mitteilungen 51, 270-277 (1988).

- PROSS, H.: Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Reinbek 1978.
- PRESSEL, A.: Arbeitsverteilung, Arbeitsteilung und Lebensarbeit. Überlegungen zu einer langfristigen Perspektive. In: WSI-Mitteilungen 51, 270-277 (1988).
- RAUSCHENBACH, T. und W. TREDE: Arbeit und Erziehung. Ein Beitrag zur soziologischen Debatte um Arbeit in pädagogischer Absicht. In: Neue Praxis 1/1988, 12-31.
- SCHÖLL-SCHWINGHAMMER, I.: Frauen im Betrieb. Arbeitserfahrungen und Arbeitsbewußtsein. Frankfurt/New York 1979.
- SCHUMM, W.: Vergesellschaftung und Biografie. In: Technik und sozialer Wandel, Hrsg. J. FRIEDRICHS, a.a. O., 440-443.
- SINUS-INSTITUT: Jugend privat. Verwöhnt? Bindungslos? Hedonistisch? Opladen 1985.

Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit

Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen,
dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern

Zusammenfassung: In den Sozialwissenschaften werden Arbeit und Freizeit vielfach getrennt voneinander thematisiert. Dabei gerät der Mensch nur als Berufs- oder nur als Privatperson in den Blick. In den Ansätzen, in denen es demgegenüber um die Beziehungen zwischen den Lebensbereichen geht, wird theoretisch nicht in Rechnung gestellt, daß es neben einseitigen auch wechselseitige Einflüsse geben kann. Im Alltag kommt dagegen die Vorstellung einer solchen ständigen Wechselwirkung zwischen dem Denken, Fühlen und Handeln in beiden Lebensbereichen durchaus vor. Dies zeigt sich in der folgenden komparativen Analyse von Einzelfallstudien mit Krankenpflegern. Ein Hauptkennzeichen dieser Gruppe ist, daß es in ihrem Berufsleben inhaltlich um ähnliche Anforderungen und um psychosoziale Kompetenzen geht, die auch das Privatleben in weiten Bereichen bestimmen. Prototypisch lassen sich neben der für diese Lebenslage zutreffenden Sicht einer ständigen Interaktion zugleich Vorstellungen einer zeitweiligen Segmentierung der Lebensbereiche feststellen, die aus Krisenerfahrungen hervorgegangen sind und zur Problembewältigung im Alltag beitragen. Nicht nur die Gegenwart und darauf gerichtete Vorstellungen, sondern auch komplexe Biographieverläufe lassen sich schließlich durch unterschiedliche Relationen von Arbeit und Freizeit sehr prägnant beschreiben und deutlich gegeneinander abgrenzen.

1. Theoretische Überlegungen

Vor der Diskussion der theoretischen Ansätze zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit soll zunächst kurz auf *Definitionsprobleme* eingegangen werden. Das ist von Bedeutung, weil bereits die jeweiligen Definitionen von Arbeit und Freizeit implizite Annahmen über den Zusammenhang beider Lebensbereiche enthalten, die dann auch in den expliziten wissenschaftlichen Ansätzen zu Bezügen zwischen beiden Lebensbereichen wieder auftauchen. Arbeit und Freizeit werden in unterschiedlichen Wissenschaften sowie in-

nerhalb derselben Disziplin sehr verschiedenartig definiert. In einem besonders weiten Sinne wird beispielsweise nach Hilf (1976) „jede zweckgerichtete, durch Bemühen bewirkte Tätigkeit des Menschen“ als Arbeit bezeichnet; diese Bestimmung trifft nicht nur auf die Sphäre der Erwerbsarbeit, sondern auch auf weite Bereiche der Lebenssphäre zu, die alltagssprachlich als Freizeit gilt. In den enger gefaßten Definitionen wird vor allem der Zwangscharakter von Arbeit und die Notwendigkeit ihrer Ausübung im Hinblick auf die existentielle Absicherung des Lebens hervorgehoben. In diesem Sinne wird auch im folgenden Beitrag *Arbeit als Erwerbsarbeit* verstanden.

Was die Fülle der Definitionen für Freizeit anbelangt (vgl. z. B. Bamberg 1985), so bevorzugen wir die wohl am häufigsten verwendete und auch im Alltag übliche Abgrenzung gegenüber diesem engen Arbeitsbegriff: *Freizeit* wird als die von der Arbeit „freie“ Zeit verstanden, die bei Arbeitnehmern durch die im Arbeitsvertrag festgelegte Arbeitszeit bestimmt wird.¹ Engere Definitionen von Freizeit und solche, die sich nicht bloß auf die von Erwerbsarbeit „freie“ Zeit beziehen, erscheinen uneindeutig und unpräzise. Übereinstimmend wird darin allerdings das Prinzip der Freiwilligkeit genannt (vgl. Bamberg 1985). Dabei wird der Bezug zur komplementären Assoziation von Arbeit und Zwang deutlich. Ohne derartigen impliziten Relationen zwischen Arbeit und Freizeit auf der Ebene von Definitionen weiter nachzugehen, wollen wir nun auf die expliziten sozialwissenschaftlichen Annahmen zu solchen Bezügen eingehen.

In der Literatur dominieren drei monokausale Ansätze zur Erklärung des *Verhältnisses von Arbeit und Freizeit*: (1) die Generalisationsthese, (2) die Kompensationsthese und (3) die Neutralitätsthese (vgl. z. B. den Überblick bei Ulich und Ulich 1977; Hoff 1986):

(1) Mit der *Generalisations- bzw. Spillover-These* wird eine Angleichung des Freizeitbereiches an die Arbeitssphäre postuliert: „Aspekte des Handelns, Denkens und Fühlens, die in der täglichen Arbeit notwendig gefordert sind, werden allmählich auf die Freizeit übertragen, die deshalb der Arbeit in diesen Aspekten immer ähnlicher wird“ (Hoff 1986, S.97). Sehr eindringlich kommt ein

solches Verhältnis auch im Titel von Meissners Studie „The long arm of the job“ (1971) zum Ausdruck. Bereits 1957 hat Schelsky thematisiert, daß Freizeitbeschäftigungen ihrer Struktur nach häufig eine starke Anlehnung und Fundierung in der Arbeitstätigkeit haben. Vor allem die korrelationsstatistischen Befunde der empirischen Studien im angelsächsischen Raum (vgl. Staines 1980) werden so interpretiert, daß restriktive Arbeit eher eingeschränktes und rezeptives Freizeitverhalten zur Folge hat, während komplexe, anspruchsvolle und eher autonome Arbeit ein Freizeitverhalten bestimmt, das durch ein höheres Ausmaß an Aktivitäten, Intellektualität und Zufriedenheit gekennzeichnet ist. Dieser monokausale Erklärungsansatz der Generalisation ist mit Verweis auf zwei vernachlässigte Aspekte zu kritisieren (vgl. Hoff 1986, S.97): die mögliche umgekehrte Einflußrichtung von Freizeit auf Arbeit bleibt unberücksichtigt; außerdem wird nicht erwogen, daß sich positive Erfahrungen in einem Lebensbereich negativ auf den anderen Lebensbereich auswirken können.²

(2) Mit der *Kompensations- oder Kontrastthese* wird postuliert, daß Freizeit eine ausgleichende und kontrastierende Funktion gegenüber den Zwängen und Belastungen in der Arbeit hat. Hier begegnen wir dem zuvor genannten Gegensatz von Arbeit als Zwang und Freizeit als dem Freiraum zur Selbstverwirklichung wieder: man geht davon aus, daß fehlende Möglichkeiten zur Persönlichkeitsentwicklung und Wunscherfüllung im Arbeitsbereich verstärkt in der Freizeit gesucht werden, die zunehmend den dominanten Bereich für Selbstverwirklichung und Befriedigung darstellt (vgl. Grunow-Lutter 1982). Der Freizeit wird auch eine emanzipatorische Funktion zugesprochen, und man versteht sie als notwendiges Korrektiv für die (entfremdete) Arbeit: „Freizeit schafft zumindest die Voraussetzung dafür, daß der Mensch wieder seiner selbst bewußt werden kann“ (vgl. Auer 1974, S.32). Der Kompensationsthese liegt also eine Balancevorstellung zugrunde. Empirische Befunde die sich im Sinne dieser These interpretieren lassen, sind seltener als solche zur Generalisationsthese. Auch an diesem monokausalen Erklärungsansatz kann kritisiert werden, daß der umgekehrten Einflußrichtung, d. h. der Möglichkeit einer Kompensation der Freizeit (z. B. von Belastungen im Privatleben)

im Arbeitsbereich nicht genügend Beachtung geschenkt wird (vgl. Hoff 1986, S.98). Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang auch der Hinweis auf den „Genuß der Arbeit, weil die Freizeit unbefriedigt läßt“ (Lehr 1961, S.342). Möglicherweise läßt sich das Phänomen der sogenannten „workaholics“ (vgl. Jaeggi 1987, S.40 ff) als eine derartige Kompensation von Problemen in Freizeit und Privatleben durch Arbeit erklären. Es ist also wahrscheinlich, daß beide Kompensationsmöglichkeiten in der Realität vorhanden sind und einander auch bei identischen Personen nicht ausschließen müssen.

(3) Bei der *Neutralitäts- oder Segmentationsthese* geht man davon aus, daß Handlungen, Gedanken und Gefühle der Menschen in beiden Lebensbereichen weitgehend unabhängig voneinander sind. Damit erklärt man das Fehlen von Korrelationen in empirischen Studien. Diese Interpretation findet sich in der Mehrzahl der deutschsprachigen Untersuchungen. Im Rahmen eines interaktionistischen Konzepts von Persönlichkeit bzw. Identität hält Hoff die Neutralitätsthese für unhaltbar, denn „selbst wenn es objektiv sehr unterschiedliche Handlungsanforderungen in den beiden Hauptlebensbereichen gibt, ist es psychologisch kaum als Regelfall vorstellbar, daß sich Personen in ihrem Denken und Fühlen völlig in eine Berufs- und eine Privatperson aufspalten ...“ (Hoff 1986, S.99).

Im Zusammenhang mit seiner Kritik an dieser These führt Hoff (1984) weiter die *Unterscheidung von wissenschaftlichen und alltäglichen Vorstellungsmustern* ein, die für den vorliegenden Beitrag besonders relevant ist: Auch wenn die These einer Neutralität oder Segmentation wissenschaftlich als nicht haltbar erscheint, kann sie als subjektive Vorstellung im Alltag durchaus vorkommen und eine psychische Funktion haben. Menschen können also sehr wohl der Meinung sein, daß Arbeit und Freizeit in ihrem Leben zwei getrennte Bereiche seien, die nichts miteinander zu tun hätten. Die reale gegenseitige Beeinflussung des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns in beiden Lebensbereichen wird — so argumentiert Hoff — hier lediglich nicht zum Gegenstand der Reflexion gemacht. Das Bedürfnis, nach einer restriktiven Arbeit in der Freizeit „abzu-

schalten“, bildet den motivationalen Hintergrund einer solchen subjektiven Segmentation der Lebensbereiche. Eben dies kann im Sinne einer „kompensatorischen Strategie“ interpretiert werden. „Die empirischen Befunde, die bislang im Sinne der Neutralitätsthese interpretiert wurden, spiegeln also vor allem die subjektive Neutralitätsthese der befragten Personen wider, die ihrerseits wissenschaftlich im Sinne einer Kompensationsthese interpretierbar wäre“ (Hoff 1986, S.99).

Auf wissenschaftlicher Ebene wie auf der Ebene subjektiver Vorstellungsmuster läßt sich das Verhältnis von Arbeit und Freizeit wohl am umfassendsten und angemessensten als das einer *ständigen reziproken Interaktion* beschreiben: „Arbeits- und Freizeitverhalten bedingen einander gegenseitig; Gedanken oder Gefühle, die sich auf einen Bereich beziehen, tauchen im anderen auf, bzw. beeinflussen die darauf bezogenen Kognitionen, und umgekehrt“ (Hoff 1986, S. 100). Im Zusammenhang mit diesem Muster einer Wechselwirkung der Lebensbereiche und mit der Kritik an den bisherigen, bloß monokausalen Erklärungsansätzen ergibt sich ein erweitertes Klassifikationsschema aller denkbaren Relationen zwischen den Lebensbereichen:

Subjektive Vorstellungen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit

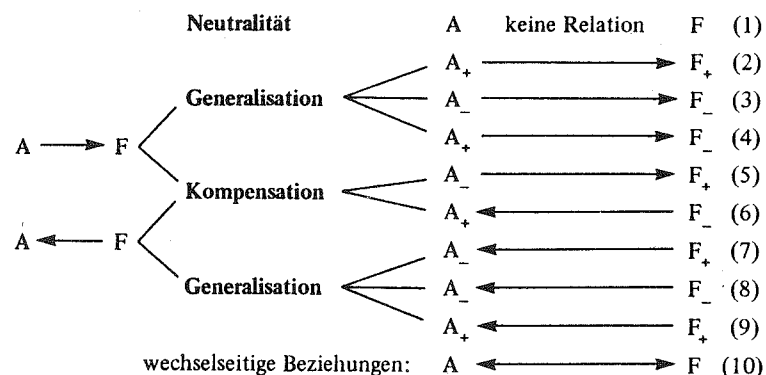


Schaubild 1 (nach Hoff 1986, S. 105). Die Darstellung erfolgt in Form eines Diagramms. Relationen zwischen Arbeit (A) und Freizeit (F) werden durch Verbindungen symbolisiert; die Richtung einer Determination wird durch Pfeile gekennzeichnet; die Valenzen der Lebensbereiche können positiv (+) oder negativ (-) ausfallen.

Dieses Klassifikationsschema wurde ursprünglich zur Einordnung von Relationen zwischen Arbeit und Freizeit von Personen in der jeweiligen Gegenwart entwickelt. Für die im folgenden dargestellte Studie soll es jedoch auch auf langfristige biographische Verläufe übertragen werden. Es geht also um eine entwicklungspsychologisch erweiterte Perspektive zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. Inwieweit und wie stark ein Lebensbereich den anderen beeinflusst und für das jeweilige Individuum sozialisierend wirkt, muß empirisch untersucht werden. Es ist anzunehmen, daß die Muster der wechselseitigen Beeinflussung individuell stark variieren und vom Zusammenspiel stärker personenspezifischer Faktoren, wie z. B. der individuellen Lebensplanung, und stärker externen Faktoren, wie z. B. der Arbeitsmarktsituation, abhängen.

2. Zur Anlage und Durchführung der Einzelfallstudien mit Krankenpflegern

Die eben skizzierten theoretischen Überlegungen sind von Hoff auf der Grundlage von Interviews mit Industriefacharbeitern entwickelt worden. Unserer eigenen komparativen Analyse liegen dagegen Interviews mit *Krankenpflegern* zugrunde. Dabei galt unser Interesse erstens dem Phänomen des 'Burnout' in psychosozialen Berufen (vgl. z. B. Aronson et al. 1983, Cherniss 1980a und 1980b, Edelwich & Brodsky 1984). Von der Untersuchung des Freizeitverhaltens und der subjektiven Vorstellungen zum Verhältnis der Lebensbereiche zueinander versprochen wir uns Aufschlüsse über die Bewältigung dieses beruflichen Problems (vgl. Femers & Hörmann 1988³). Zweitens – und nur auf diesen Punkt wollen wir im folgenden Beitrag eingehen – erschien es uns sinnvoll, die an Facharbeitern entwickelte theoretische Klassifikation auf ihren empirischen Gehalt bei einer ganz anderen Berufsgruppe hin zu überprüfen und gegebenenfalls zu erweitern oder zu modifizieren. Denn bei Industriearbeitern unterscheidet sich Arbeit in ihrer Gesamtheit sowie in fast allen einzelnen Dimensionen (besonders des Arbeitsinhaltes) sehr deutlich von vielen Bereichen der Freizeit. Hier

könnte unserer Meinung nach eine der Ursachen für die besondere Interpretation der subjektiven Vorstellung einer Segmentation von Arbeit und Freizeit liegen, die Hoff vorschlägt. (Auf diese Interpretation und ihren einzuschränkenden Geltungsanspruch gehen wir im Abschnitt 3.2. ausführlich ein).

Demgegenüber ist es ein Spezifikum der psychosozialen Berufe, daß sich Arbeit und Freizeit inhaltlich (vor allem im Bereich sozialer Interaktionen) zum Teil sehr ähneln können. Mit der Analyse der subjektiven Vorstellungen zum Verhältnis bzw. zu der unter Umständen schwierigen Abgrenzung der Lebensbereiche bei Krankenpflegern beabsichtigen wir, zu einer detaillierteren wissenschaftlichen Beschreibung einzelner Vorstellungsformen und zu einer genaueren Einschätzung ihrer psychischen Funktion zu gelangen.

Um Vergleiche mit den bislang untersuchten Facharbeitern anstellen zu können, wählten wir eine (abgesehen vom psychosozialen Berufsfeld) von den wichtigsten soziographischen Merkmalen her ähnliche Gruppe, nämlich männliche Krankenpfleger und nicht etwa Ärzte oder Psychotherapeuten aus (zur genauen Beschreibung der Einzelfälle vgl. Femers & Hörrmann 1988, S.80 ff und 103 ff). Neben der bevorzugten individuellen Sichtweise der Relation von Arbeit und Freizeit in der Gegenwart sollten die Konfigurationen der Lebenssphären im Laufe der Biographie und deren psychische Funktionen für das Individuum exploriert werden.⁴ Denn in welcher Weise beide Lebensbereiche als miteinander zusammenhängend oder als segmentiert begriffen werden, hängt nicht allein von momentanen Konstellationen, sondern auch von früheren Erfahrungen ab.

In einem *ersten Interview* wurde die *gegenwärtige Lebenssituation* der Befragten thematisiert und die subjektiven Vorstellungen zur Sichtweise des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit erhoben (zum Interviewleitfaden vgl. Femers & Hörrmann 1988, S.73ff). In einem *zweiten Interview* wurden Entwicklungsprozesse im beruflichen und privaten Bereich, sowie *frühere Verhältnisse der Lebensbereiche* retrospektiv erfaßt. Während sonst üblicherweise eher auf methodische Probleme der retrospektiven Befragung hingewiesen wird, soll hier gerade deren Stärke hervorgehoben werden: damit lassen sich nicht bloß zurückliegende Ereignisse und Prozesse per se erfassen, sondern die Befragten können zugleich schildern, wie sie die darauf bezogenen Erfahrungen im Verlauf ihrer weiteren Biographie bewertet und integriert haben. Vielfach wird

kritisiert, daß Perzeption und Evaluation in der Rückschau selektiv und verzerrt seien und die damalige „objektive“ Realität u. U. verfälscht dargestellt werde. In dieser Untersuchung geht es nun aber gerade um solche Evaluationen vom nachträglichen Standpunkt aus, denn sie scheinen uns für die entwicklungspsychologische Analyse der subjektiven Rekonstruktion und Konstruktion von Lebensläufen zentral zu sein.

In Anlehnung an Hoff (1985) und Witzel (1985) wurden *befragten- bzw. problemzentrierte, halboffene Interviews* durchgeführt. In einer triadischen Gesprächskonstellation wurde jede Person von zwei Interviewerinnen befragt, was Besonderheiten der direkten Kommunikation sowie der Metakommunikation mit sich brachte⁵. Diese betreffen vor allem die Förderung des gegenseitigen Verständnisses, eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre, eine eher symmetrische Beziehung zwischen den Interviewpartnern, eine stärkere Flexibilität in der Rollenverteilung der Interviewerinnen und damit eine stärker selbständige Gesprächsstrukturierung und Exploration auf Seiten der Befragten.

Neben den beiden halboffenen Interviews wurden mit Hilfe von drei *Fragebögen* (vgl. dazu Hoff, Lappe, Lempert 1983) zusätzliche Informationen über die Biographie, über die subjektive Wahrnehmung der Tätigkeit im psychiatrischen Krankenhaus (vgl. dazu Büssing, 1988⁶) und über arbeitsbezogene Gefühle und Werthaltungen (MBI, Maslach & Jackson 1981) erhoben.

Die *Interviewpartner* waren acht Psychiatriekrankenpfleger im Alter zwischen 31 und 45 Jahren, die sich zur Zeit der Erhebung gleichermaßen in einer berufsbiographisch relevanten Übergangssituation (einer Weiterbildung zum Psychiatriefachpfleger) befanden und die bereits jahrelang in der Psychiatrie tätig waren. Die Tätigkeitsfelder waren zum Zeitpunkt der Befragung relativ heterogen: fünf Personen arbeiteten im stationären Bereich im Schichtdienst (und zwar in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, einer Alkoholikerentzugstation, einer geschlossenen psychiatrischen Akutstation sowie einer Rehabilitationsstation für psychisch Kranke). Die restlichen drei Untersuchungspartner arbeiteten nicht im Schichtdienst (und zwar in einer psychiatrischen Erwachsenenambulanz, in einer psychiatrischen Sozialstation sowie im Personalrat einer Nervenklinik).

3. Ergebnisse der komparativen Analyse

3.1 Die Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit als dominantes Vorstellungsmuster

Beispiel 1: „..., ja, also das Verhältnis von der Arbeit in der Freizeit (hat) Auswirkungen von links nach rechts und von rechts nach links. Denn, also, ich denk', (daß) die Freizeit in irgendeiner Form (durch Arbeit) beeinträchtigt ist

und wird; (und das) wird also sofort auch (für) die Arbeit (so) sein. Weil dadurch also 'ne unheimliche Unzufriedenheit besteht, die für meine Vorstellungen auf der Arbeit nicht wettzumachen ist. ... Wenn also meine Arbeitssituation unheimlich mies ist, hab' ich die Möglichkeit und die Chance gerade also in meiner Freizeit dies abzufangen."

Auffallend ist, daß die Befragten ohne Ausnahme in ähnlicher Weise wie in diesem Beispiel argumentieren, das heißt: alle formulieren zuerst auf einer generalisierten und grundsätzlichen Ebene das Vorstellungsmuster der permanenten reziproken Interaktion. Dann erst werden sehr differenziert besondere Gewichtungen und Merkmale dieser Wechselwirkung, z. B. die kompensatorische Funktion der Freizeit für die Arbeit oder — wie im Beispiel 1 — die größere Dominanz der Freizeit gegenüber der Arbeit herausgearbeitet. Angesichts der Ergebnisse bei Industriefacharbeitern (vgl. Hoff 1986), die dieses Muster nur zum Teil bevorzugt hatten, war nicht zu erwarten gewesen, daß sämtliche unserer Befragten dieses Muster spontan nennen, das im Vergleich zu allen anderen theoretisch möglichen Mustern (vgl. Schaubild 1) am differenziertesten ist. Diese generalisierte subjektive Vorstellung einer Wechselwirkung trifft offensichtlich die Realität dieser Berufsgruppe in besonderem Maße und stützt die Überlegungen Kadushins (1974), der als prägnantes Merkmal für die Lebenssituation von Arbeitnehmern im psychosozialen Bereich die *starke Verschränkung der Lebensbereiche* anführt. Auch alle dann anschließenden detaillierten Schilderungen der Krankenpfleger unterstreichen die Notwendigkeit, *beide* Lebensbereiche zu berücksichtigen, um zu einer adäquaten Einschätzung der Situation zu kommen, die für Beschäftigte in den helfenden Berufen wohl charakteristisch ist.

Die retrospektive Befragung zur subjektiven Sicht des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit ergibt weiter, daß alle Befragten von Veränderungen ihrer Sichtweise im Verlauf der Biographie berichten. Und ebenso übereinstimmend schildern sie, daß ihnen dabei der wechselseitige Einfluß beider Lebensbereiche immer stärker zu Bewußtsein gekommen sei. Mit zunehmender Berufserfahrung gerät die inhaltliche Affinität von beruflichem und privatem Lebensbereich immer deutlicher in den Blick. Offensichtlich ist ferner, daß sich krisenhafte Erfahrungen nicht auf einen Lebensbereich beschränken, sondern daß sich die Wahrnehmungen der Ur-

sachen von Problemen ebenso wie Bewältigungsstrategien auf beide Sphären und die Wechselwirkung zwischen ihnen beziehen.

3.2 Die Segmentation der Lebensbereiche als bewußt eingesetzte Bewältigungsstrategie

Während sich bei den von Hoff beschriebenen Industriefacharbeitern die Vorstellung einer Interaktion und die einer Segmentation gegenseitig ausschlossen, äußern Krankenpfleger neben der generalisiert formulierten Wechselwirkungsthese *zugleich* die Vorstellung einer Trennung der Lebensbereiche. Wiederum ohne Ausnahme betonen alle Befragten, daß sie die Segmentation der Lebensbereiche aus ihrem eigenen Leben kennen. Ihre einzelnen Vorstellungen dazu weisen ein Ausmaß an Differenziertheit und Reflexivität auf, das theoretisch bislang noch nicht in Rechnung gestellt wurde und mit dem auch wir nicht gerechnet hatten. In einer *ersten Variante* steht das „Abschalten“ von einem Bereich oder das „Abschotten“ des einen gegenüber dem anderen Bereich an sich im Vordergrund.

Beispiel 2: „Wenn also an Tagen, wo es anstrengend war (auf der Arbeit), ... (dann in der Freizeit) kein Fachbuch und keine Beziehungsgespräche bitte, also bitte nein, ... heute abend nicht.“

Beispiel 3: „Also, mein Privatleben, und dazu zähl' ich auch meine Freizeit, die bleibt nun wirklich fast komplett aus der Klinik raus.“

Beispiel 4: „Die stationäre, die alltägliche Arbeit kann ich ganz gut vom Privaten sehr gut abschotten, ganz klar trennen. Umgekehrt genauso, aber insgesamt gesehen, is' da natürlich 'ne Wechselwirkung.“

In der Freizeit soll also nicht nur die Arbeit gedanklich ein Ende finden, sondern auch umgekehrt soll die Arbeit von den Gedanken an das Privatleben freigehalten werden. Im letzten Beispiel wird übrigens außerdem das Nebeneinander der Segmentations- und der Wechselwirkungsvorstellung deutlich, das sinngemäß sogar folgendermaßen aussehen kann: Gerade *weil* die wechselseitigen Beziehungen zwischen den Lebensbereichen so eng sind, wird eine gedankliche Segmentation notwendig.

In einer *zweiten Variante* wird die affektiv stark besetzte Aktivität betont, mit der eine Segmentation „geschaffen“ und die von Arbeit freie Zeit bewußt und andersartig ausgestaltet wird:

Beispiel 5: „Wenn ich mir (in der Freizeit) nicht ständig Freiräume und Entlastungssituationen suchen würde, könnte ich diese Form von Arbeit überhaupt nicht leisten, zumindest nicht in der Qualität und in der Eigenschaft und in der Form. Ich kann mir vorstellen, daß ich jede andere Form von Arbeit machen kann, die rein funktionell abläuft, oder produktive Fertigung oder irgendetwas, aber nicht die Form dieser Arbeit.“

Eine inhaltliche Trennung der Sphären durch das „Schaffen“ von „Entlastungssituationen“ fällt hier mit einer Kompensation spezifischer Arbeitsbelastungen durch eine demgegenüber andere und „freie“ Zeit zusammen. Hier kann man von einer Notwendigkeit der Segmentation wegen der Art der Berufstätigkeit sprechen. Bei beiden Varianten handelt es sich um *bewußt eingesetzte Strategien* des „Abschottens“ und des „Ausgestaltens“ von Freizeit, das zur Bewältigung von Problemlagen vor allem im beruflichen Bereich dienen soll; denn auch das „Abschotten“ wird noch bewußt herbeigeführt. Das wird auch bei dem nachfolgend zitierten Krankenpfleger deutlich, der beruflich mit Alkoholikern zu tun hat und der nicht „gewillt“ ist, seine Aufmerksamkeit in der Freizeit ähnlichen Problemen wie in der Arbeit zuzuwenden:

Beispiel 6: „Wenn ich so über’n Ku’damm gehe, und dann so doch den ein oder anderen Betrunkenen oder Besoffenen sehe, denk’ ich mir: Gott, überall gehste hin, überall is’ Arbeit; ja, oder wenn da einer läuft, der is’ süchtig, da muß’ ich ganz ehrlich sagen, bin ich nich’ immer gewillt, mir sowas anzugucken, weil ich mir sage: Job is’ Job, und Privat is’ Privat. Da bin ich dann nich’ für (zuständig), da will ich passen.“

Es soll noch einmal hervorgehoben werden, daß einerseits alle Befragten die permanente reziproke Interaktion zwischen den Lebensbereichen als dominantes Vorstellungsmuster schildern und *zugleich* die Bedeutung der Segmentation betonen. Bei den Industriefacharbeitern kam diese Kopplung kaum vor. Dort argumentierten diejenigen mit interaktionistischen Vorstellungsmustern am reflektiertesten und realitätsangemessensten; und sie bestritten für sich weitgehend jegliche Segmentation. Diejenigen jungen Arbeiter, die dagegen ausschließliche und subjektiv besonders intensiv die These einer Neutralität oder Segmentation vertraten, erschienen eher unreflektiert und geradezu illusorisch. Denn derartige generelle Evaluationen wurden kontrafaktisch, das heißt angesichts von gleichwohl geäußerten, aber nicht in ihrer Wider-

sprüchlichkeit zur allgemeinen Evaluation reflektierten Deskriptionen der Bezüge zwischen Arbeit und Freizeit beibehalten (Hoff 1986, S.103). Unser Befund verbietet es nun, diese Gegenüberstellung eines interaktionistischen, realitätsangemessenen sowie reflektierten Vorstellungsmusters einerseits und einer demgegenüber segmentierenden, illusorischen und kaum reflektierten Sichtweise andererseits zu generalisieren. Bei den befragten Krankenpflegern geht gerade der als notwendig erkannte Versuch, zwischen dem eigenen Denken, Fühlen und Handeln in beiden Lebensbereichen eine bewußte Trennungslinie zu ziehen, mit einem hohen Maß an Reflexivität einher. Anders als die meisten Facharbeiter schildern sie eine *Segmentation als Wunsch, als Intention, als Notwendigkeit oder als Forderung*, die sie an sich selbst stellen, und sie berichten differenziert, welche Probleme sich bei der Realisierung einer solchen Trennung ergeben. Gerade weil sie sich selbst die starke inhaltliche Verflechtung ihrer Lebensbereiche vor Augen führen, erscheint es ihnen sinnvoll, einer in belastenden Aspekten und zu bestimmten Zeiten übermäßigen Verschränkung mit der gedanklichen Trennung bewußt entgegenzutreten.

Diese Notwendigkeit, zwischen den Lebensbereichen zu trennen, wird umso stärker gesehen, je mehr zu den beruflichen Belastungen partnerschaftliche und/ oder familiäre Verpflichtungen hinzukommen. Ohne solche Verpflichtungen kann selbst der Schichtdienst als angenehm empfunden werden; mit solchen Verpflichtungen wächst dagegen die erlebte Belastung durch den Schichtdienst.

Beispiel 7: „Ich find’ ihn (den Schichtdienst) gut, ... Ja, generell, so Nachtwache und Wochenenddienst oder so. Man hat mehr, ich find’, daß es ein Freizeitgewinn ist. ... Ich kann halt auch so planen, wenn ich irgendwelche Konzerte weiß... und so. Dann kann ich mir auch frei nehmen, das ist schon so ein Gewinn.“

Beispiel 8: „Ick hab’ also, wenn ick Spätdienst habe, einfach Schwierigkeiten, also einfach mein Familienleben zu leben. Meine Jungs sind also vormittags im Kindergarten, die ich dann praktisch also nicht (sehe) im Spätdienst. Dann höchstens morgens für ’ne Stunde, und, na, für die Beziehung (mit meiner Frau) bleibt also och wenig, wenig Raum dann, ... wenn Schichtdienst angesagt ist ... und das Wochenende, der Freitag, ja, also es ist immer die gleiche Problematik.“

Ebenso wie die allgemein formulierte subjektive Vorstellung einer permanenten Wechselwirkung weist eine Fülle konkreter Interviewäußerungen bei jedem Befragten darauf hin, daß zur Bewältigung von Problemen in einem Lebensbereich immer auch Möglichkeiten und Hindernisse im anderen Bereich mitberücksichtigt werden (müssen). Umgekehrt hat das Ergebnis der jeweiligen Coping-Prozesse immer auch Auswirkungen auf beide Lebensbereiche. Dadurch, daß die Anforderungen in beiden Lebensbereichen wechselseitig aufeinander bezogen werden (müssen) und deren Bewältigung wiederum Auswirkungen auf beide Lebensbereiche hat, können bei einer Kumulation von Belastungen Versuche einer subjektiven Segmentation der Lebensbereiche notwendig werden. Das zeitweilige gedankliche Ausblenden allzu komplex oder belastend erscheinender Bezüge kann also, wenn es eine bewußt gewählte und sinnvolle Bewältigungsstrategie darstellt, gewissermaßen als 'lebensnotwendig' verstanden werden. Man könnte den Prozeß der 'doppelten Sozialisation' auch als eine konstruktive Balanceleistung der Subjekte charakterisieren, die kontinuierlich die ganze Biographie durchzieht und zu der die Reflexion der wechselseitigen Bezüge zwischen beiden Lebenssträngen ebenso beiträgt wie der zeitweilige Versuch, die Lebenssphären bewußt getrennt voneinander zu halten.

Einer solchen biographischen Perspektive wenden wir uns im folgenden Abschnitt zu. Während es bislang vor allem um die Art und Weise ging, wie die Befragten *selbst* das Verhältnis ihrer gegenwärtigen Lebensbereiche sehen, stehen im folgenden die biographischen Konstellationen im Vordergrund, wie sie sich in der Außenperspektive aus den retrospektiven Berichten zur Biographie erschließen lassen.

3.3 Biographieverlaufsmuster

Bei allen Befragten stehen auch die langfristig bedeutsamen Entwicklungen und die lebensgeschichtlich gravierenden Veränderungen in einem Lebensstrang ganz offensichtlich in engem Zusammenhang mit denen im anderen Lebensstrang. Ein wichtiges Ergebnis der vergleichenden Analyse unserer biographischen Interviews ist, daß das Klassifikationsschema, welches ursprünglich nur

mit Blick auf die Relationen von Arbeit und Freizeit in der Gegenwart entwickelt worden war (vgl. Schaubild 1), ebenfalls sehr geeignet erscheint, um die Art solcher langfristiger Zusammenhänge zu beschreiben. Damit lassen sich auch Verlaufsmuster der Biographie in ihrer Gesamtheit sehr prägnant benennen und voneinander unterscheiden. Wir fanden vier solcher Biographieverlaufsmuster: das einer permanenten reziproken Interaktion (Muster 1), das einer Entwicklung von negativer hin zu positiver Generalisation (2), das einer langfristigen Kompensation (3) und schließlich das einer sequentiellen Segmentation (4). Jedes dieser Muster soll nun anhand eines Fallbeispiels vorgestellt werden:

Muster 1: permanente reziproke Interaktion

Beim Befragten A, der zum Zeitpunkt der Interviews 31 Jahre alt ist, erweist sich der Übergang vom Ausbildungs- ins Beschäftigungssystem sowie der gesamte kontinuierlich verlaufende, ausbildungsadäquate Berufsverlauf als unkompliziert. Ohne große Brüche oder Orientierungskrisen zu erwähnen, schildert er die Entwicklung in beiden Lebensbereichen vom Schulabschluß an als relativ gleichgewichtig. Neben seine bereits früh ausgeprägte Vorstellung einer starken Verzahnung tritt erst später die einer notwendigen Trennung der Lebensbereiche. Darin spiegelt sich die objektive Abfolge der Konstellationen wider, soweit sie sich als solche aus den retrospektiven Angaben ermitteln läßt: Während der Krankenpflegeausbildung existieren die Lebensbereiche Arbeit und Freizeit für A problemlos nebeneinander, wobei die Freizeit für ihn der wichtigere Lebensbereich ist. Während er auf der ersten Station (Neurologie) nach der Ausbildung arbeitet, verschränken sich die Lebensbereiche zunehmend. A versteht sich gut mit den Stationskollegen und verbringt auch die Freizeit mit ihnen, nachdem sich der in der Ausbildungszeit wichtige Freundeskreis aufgelöst hat. Außerdem lernt er seine jetzige Frau auf dieser Station kennen. Während der darauffolgenden Jahre in der Kinder- und Jugendpsychiatrie (seiner zweiten Stelle nach Beendigung der Ausbildung) wird Arbeit für ihn besonders wichtig. A muß sich in ein für ihn relativ neues Arbeitsgebiet einarbeiten und verfolgt in dieser Zeit berufliche Karrierepläne. Das für Berufsanfänger im psychosozialen Bereich als typisch geltende starke Engagement wird in seinem Rückblick sehr deutlich. Bei ihm führt es jedoch nicht zu einer zunehmenden Desillusionierung oder beruflichen Krise, denn inzwischen hat er geheiratet und ist Vater von zwei Kindern geworden. Die zunehmenden familiären Verpflichtungen und Erwartungen an ein befriedigendes Privatleben, die vor allem von seiner Frau geäußert werden, veranlassen ihn, über sein berufliches Engagement nachzudenken, das in dieser Weise nur auf Kosten der Familie hätte fort dauern können. Es kommt

zu einer bewußten Veränderung der Schwerpunkte, d. h. der Privatbereich gewinnt zunehmend an Bedeutung, und beide Lebensbereiche werden gedanklich stärker voneinander getrennt gehalten.

Da sich Entwicklungen in beiden Lebenssträngen ohne große berufliche und private Krisen vollziehen, kommt dieser Biographieverlauf den Vorstellungen von einer „Normalbiographie“ sehr nahe. Außerdem kann A's Biographie auch als Beispiel für eine relativ ausgewogene „doppelte“ Sozialisation gelten, bei der die Integration der Anforderungen beider Lebensbereiche als Schutz vor einer Krise in jeweils einem Bereich angesehen werden kann. Nur A und kein anderer Befragter weist eine solche Biographie auf, die als „normal“ im Sinne von unproblematisch, kontinuierlich und bruchlos bezeichnet werden könnte.

Muster 2: von negativer zur positiver Generalisation

In der Biographie des Befragten B, der zum Zeitpunkt der Erhebung 38 Jahre alt ist, zeigen sich demgegenüber mannigfaltige Probleme sowohl im privaten als auch im beruflichen Lebensstrang, die sich teilweise gegenseitig bedingen. Bis zu einem Autounfall während der dreijährigen Krankenpflegeausbildung ist der Verlauf ähnlich unkompliziert und kontinuierlich wie beim Befragten A. Der krankheitsbedingte Abbruch seiner Ausbildung und das jähe Ende einer sich zugleich anbahnenden „Karriere“ als Leistungssportler verlangen nun eine völlige Umorientierung von ihm. Als weitere Belastung kommt kurze Zeit später eine nur unwillig eingegangene Ehe hinzu, zu der er sich verpflichtet fühlt, weil sich ein Kind ankündigt, das bald darauf geboren wird. Die nächsten Jahre sind durch Instabilität und Krisenmanagement in beiden Lebensbereichen bestimmt: seine Ehe beginnt rasch zu kriseln, und ein Jahr nach der Eheschließung kommt es zur Scheidung, bei der B das Sorgerecht für den Jungen zugesprochen wird. Beruflich geht es nicht so recht voran: nachdem die erste Ausbildung wegen der Unfallfolgen abgebrochen worden ist, arbeitet B als ungelernter Pfleger auf verschiedenen Stellen in derselben Großklinik. Sein berufliches Engagement ist durch die Versorgung des Sohnes eingeschränkt.

Von einer Schwerpunktsetzung in einen oder anderen Lebensbereich kann man in diesen Jahren nicht sprechen. Acht Jahre nach Abbruch der ersten Ausbildung beginnt er (berufsbegleitend) zum zweiten Mal die dreijährige Ausbildung, die er dann auch erfolgreich abschließt. In dieser Zeit verlagert sich sein Hauptinteresse mehr auf die Arbeit. Dies wird ihm erleichtert, da er für seinen Sohn eine Pflegefamilie findet. Er hat nun auch in seiner Freizeit mehr Freiräume und kann stärker seinen Bedürfnissen nachgehen. Nach dem Abschluß der zweiten Ausbildung verändert sich das Privatleben: sein Sohn

zieht wieder zu ihm, da B sich wieder in der Lage sieht, seiner Verpflichtung als Vater nachzukommen. Außerdem geht B eine enge und feste Beziehung zu einer Frau ein, die bis heute andauert. Nach einer Orientierungsphase auf der Alkoholikerstation nimmt er eine Stelle in der Ambulanz an, die nicht zuletzt wegen der geregelten Arbeitszeit für ihn als alleinerziehenden Vater attraktiv ist. Als er 1985 mit einem Weiterbildungskurs zum Psychiatriefachpfleger beginnt, kommen zu dieser beruflichen Belastung noch einmal wie früher kumulativ private Belastungen hinzu, weil er jetzt nicht nur durch die als schwierig empfundene Erziehung des Sohnes beansprucht wird, sondern zugleich gemeinsam mit der Freundin ein Haus baut. Wegen einer Krankheit kann B den Weiterbildungskurs nicht abschließen; jedoch ist er während des Interviewzeitpunkts dabei, einen zweiten Kurs zu absolvieren. Aus den letzten Jahren berichtet er, daß beide Lebensbereiche ungefähr die gleiche Bedeutung gewonnen hätten, aber daß er sich in der Freizeit mehr Raum für eigene Bedürfnisse schaffen wolle. Die starke Beeinflussung der Freizeit durch die Arbeit, insbesondere zu der Zeit, als er im Schichtdienst gearbeitet hat, ist einer ausgeglicheneren wechselseitigen Beeinflussung der Lebensbereiche gewichen. Gleichwohl versucht B belastende Freizeiterfahrungen nicht in den Arbeitsalltag hinüberzunehmen und die Bereiche zu segmentieren.

Bei diesem Muster kommt es zunächst zur Generalisation negativer Erfahrungen von einem auf den anderen Lebensstrang; d. h. Krisen in der Berufsbiographie beeinflussen das Privatleben und umgekehrt. Dies führt zu einer Potenzierung der Belastungen. Ganz allmählich findet eine Konsolidierung in beiden Bereichen statt, indem nunmehr positive Erfahrungen entlastender Ereignisse von einem Lebensbereich auf den anderen übertragen werden. Besonders an der anfänglich negativen Generalisation werden die Gefahren kumulativer Belastungen sichtbar, denen im Verlauf der „doppelten“ Sozialisation Bewältigungsstrategien entgegengesetzt werden müssen.

Muster 3: Kompensation

Der Befragte C, der zum Zeitpunkt des Interviews 33 Jahre alt ist, absolviert nach der Schule zunächst eine Lehre als Bürokaufmann. Währenddessen findet im privaten Lebensstrang eine einschneidende Veränderung statt: C zieht aus dem Elternhaus in eine Wohngemeinschaft, die für ihn bald ein wirkliches „Zuhause“ darstellt. Um sich dieses „Zuhause“ zu erhalten, gibt er seinen Arbeitsplatz auf, als seine Firma den Standort in eine andere Stadt verlegt. C hat während seiner Bürokaufmannslehre die Bereiche Arbeit und Freizeit als sehr getrennt erlebt, und seine Arbeit ist ihm insgesamt nicht sehr wichtig. Nach

der Kündigung kommt es zu einer längeren beruflichen Orientierungsphase mit verschiedenen Brüchen, die jedoch von Stabilität im privaten Lebensbereich begleitet wird: nach einem Jahr freiwilliger Arbeitslosigkeit versucht C sein Abitur nachzumachen. Neben der Abendschule muß er seinen Lebensunterhalt durch Gelegenheitsjobs bestreiten, was zu einer Überforderung und schließlich zum Abbruch der Abendschule führt.

C leistet nun seinen Zivildienst ab, in dessen Rahmen er eine einjährige Krankenpflegeausbildung absolvieren muß. Die Krankenpflege macht ihm großen Spaß, und die Arbeit gewinnt an Bedeutung für ihn. Arbeit und Freizeit verschränken sich zunehmend, d. h. es findet eine Integration der Lebensbereiche statt. Nach dem Zivildienst beschließt C, eine dreijährige Ausbildung als Krankenpfleger zu absolvieren. Aufgrund äußerer Einflüsse kommt es zu einem Umbruch in seinem Privatleben. Die Wohngemeinschaft muß sich auflösen, da das Haus verkauft wird. C verläßt mit der Wohngemeinschaft zugleich den Wohnort und zieht nach Berlin, wo er dann auch die dreijährige Krankenpflegeausbildung abschließt. Anschließend verläuft seine berufliche Karriere gradlinig weiter. In dieser Zeit der beruflichen Stabilität finden nun jedoch im privaten Lebensstrang ständig Veränderungen statt: Berlin bietet neue Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung, C lernt neue Freunde kennen und zieht wieder in eine Wohngemeinschaft. Weiter lernt er in Ostberlin einen Mann kennen, in den er sich verliebt und dem er zur Ausreise nach Westberlin verhilft. Sie ziehen zusammen. Nach etwa zwei Jahren beginnt die Beziehung zu kriseln und C wendet sich verstärkt seinem Beruf zu. Er beginnt, sich berufspolitisch zu engagieren und trennt sich kurz danach von seinem Freund. Mit dem Wunsch nach einer beruflichen Veränderung, beginnt C den Weiterbildungskurs zum Psychiatriefachpfleger. Er zieht wieder in eine Wohngemeinschaft, in der auch eine Arbeitskollegin wohnt. Die Verschränkung der Lebensbereiche wird nun enger, aber der Schwerpunkt liegt auf dem beruflichen Lebensstrang.

Durch solche einander abwechselnden Konfigurationen einer Kompensation beruflicher Krisen durch Stabilität im privaten Lebensstrang bzw. privater Krisen durch Stabilität im beruflichen Lebensstrang sowie mit Hilfe der damit einhergehenden variierenden Gewichtung der Bereiche vermeidet C derart kumulative Belastungen, wie sie anfänglich in der Biographie von B auftraten. Es scheint günstiger für eine Person zu sein, berufliche Veränderungen, die mit gewissen Risiken und Belastungen verbunden sind, dann zu initiieren, wenn im privaten Bereich Stabilität herrscht, denn dann kann gewissermaßen auf „Ressourcen“ im privaten Bereich zurückgegriffen werden, die zur Bewältigung der konfliktreich erlebten Arbeit erforderlich sind. Umgekehrt gilt dasselbe für private Veränderungen und Belastungen, für die „Ressourcen“

zur Verfügung stehen, wenn der berufliche Lebensstrang unproblematisch bleibt. Das läßt sich auch anhand der Biographien anderer Untersuchungspartner zeigen.

Muster 4: Sequentielle Segmentation

Der Befragte D ist zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt. In den ersten neun Jahren nach der Schule lebt D alternierend entweder fast ausschließlich ein berufliches oder ein privates Leben, d. h. abwechselnd gibt es in seinem Leben Phasen, in denen er hart arbeitet, und Phasen, in denen er überhaupt nicht arbeitet und seine Freizeit in den Vordergrund stellt. Erst allmählich kommt es zu einem eher ausgewogenen Zusammenspiel der beiden Lebensbereiche. Insbesondere in den letzten Jahren kann D Arbeit und Freizeit gleichzeitig im Alltag miteinander vereinbaren.

Dem Abitur folgt eine völlig „freie“ Phase des „Hippielebens“. Dann setzen Arbeitsphasen ein: Zunächst arbeitet D intensiv auf dem Bauernhof seines Großvaters, anschließend engagiert er sich sehr stark als „Drogentherapeut“ in einer buddhistischen Gemeinschaft in Italien. In beiden Phasen gibt es für ihn so gut wie kein Privatleben im Sinne von Freiräumen nur für die eigene Person. Danach absolviert D eine dreijährige Ausbildung zum Krankenpfleger in einem anthroposophischen Krankenhaus. In dieser Zeit verlaufen beruflicher und privater Lebensstrang erstmalig parallel zueinander. Nach der Ausbildung folgt eine Phase, in der er die Arbeit wieder völlig in den Vordergrund stellt: die Tätigkeit in einem Heim für geistig und körperlich Behinderte ist so intensiv, daß es für ihn ein Privatleben fast gar nicht gibt. Dies erlebt er jedoch als Defizit und holt sein Bedürfnis nach Freizeit in einem „Freijahr“ nach: er hört ganz mit der Arbeit auf, geht ausschließlich seinen privaten Interessen nach und läßt sich von seinen Eltern finanziell versorgen.

Als D nach diesem „Freijahr“ eine Stelle in einer psychiatrischen Klinik annimmt, geht er wieder voll in seiner Arbeit auf und führt erneut kaum ein Privatleben. Er erkrankt dann ernsthaft und interpretiert seine Krankheit selbst in Zusammenhang mit starken Konflikten im Arbeitsbereich. Aufgrund dieser Krankheit sieht er sich gezwungen, seine Arbeitsstelle aufzugeben und benötigt ein ganzes Jahr zur Genesung. Anschließend zieht D nach Berlin, weil seine derzeitige Freundin dort lebt. Während der ersten Jahre in Berlin arbeitet er in verschiedenen psychiatrischen Institutionen. Dabei kann er Arbeit und Freizeit als zwei gleichzeitige und eigenständige Bereiche im Alltag immer besser integrieren. Zugleich gewinnt der Freizeitbereich für ihn immer mehr an Bedeutung. Die zunehmende Integration der Lebensbereiche wird von D als sehr positiv erlebt. Begünstigt wird diese Entwicklung dadurch, daß D nach seiner Krankheit nur noch 30 Stunden in der Woche arbeiten kann.

Dieses vierte Verlaufsmuster läßt sich sehr prägnant dadurch kennzeichnen, daß es über lange Zeit keine Gleichzeitigkeit von Berufs-

und Privatleben gibt, sondern daß sich Lebensphasen abwechseln, in denen entweder die Arbeit derart dominiert, daß es daneben fast gar keine Freizeit gibt, oder in denen es nur eine von Arbeit völlig freie Zeit gibt. Man kann also von einer *sequentiellen Form der Segmentation* sprechen. Dieses Muster bringt allerdings eine Reihe von Problemen mit sich. Denn eine Bewältigung vor allem von beruflichen Anforderungen fällt schwer, wenn eine tagtägliche Strategie der Kompensation von Arbeitsbelastungen offensichtlich gar nicht entwickelt wird. Dieses Muster der sequentiellen Segmentation muß jedoch nicht in das einer Integration einmünden, sondern es kann sich auch umgekehrt daraus entwickeln. So berichtet ein anderer der von uns befragten Krankenpfleger, daß er während der Ausbildung und ersten Berufsjahre Arbeit und Freizeit als gleichgewichtig ansah und miteinander verbinden konnte, daß er sich aber nun nach intensiven Phasen der Berufstätigkeit, die durch relativ viele Überstunden und wenig Freizeit gekennzeichnet waren, längere, unbezahlte Urlaubsphasen gönnt, die er zum Reisen nutzt.

Mit der Anwendung des eingangs angeführten Klassifikationschemas (vgl. Schaubild 1) auf komplexe biographische Verläufe ergibt sich eine theoretisch erweiterte und neuartige Perspektive. Die Übertragung der Generalisations-, der Kompensations- und der Interaktionsthese auf die Deskription des langfristigen Verhältnisses der Lebensstränge zueinander erscheint sinnvoller als die der Neutralitäts- bzw. Segmentationsthese. Da für Hoff (1986) bereits eine *momentane* vollständige Trennung des Denkens, Fühlens und Handelns kaum vorstellbar ist, erscheint eine *lebenslange* Aufspaltung von Menschen in eine Berufs- und eine Privatperson erst recht als undenkbar.

Dafür spricht auch das für uns überraschende Phänomen einer *sequentiellen Segmentation*: Personen können offensichtlich über lange Zeiträume hinweg eine überwiegend beruflich geprägte oder eine überwiegend durch private Interessen bestimmte Identität aufrecht erhalten und müssen sich eben deshalb nicht als kontinuierlich gesplante begreifen, wodurch Identität als das Bewußtsein einer inneren Einheit der Person dauerhaft gefährdet wäre. Insofern kann auch dieses Muster im Sinne einer langfristigen Strategie zur Bewältigung beruflicher und privater Anforderungen interpretiert

werden, deren Gleichzeitigkeit als Belastung begriffen wird, die nun gewissermaßen „entzerrt“ wird, wobei dann Überlastungen in den jeweiligen Phasen zeitlich sukzessiv kompensiert werden.

Anmerkungen

¹ Dieses Verständnis von Arbeit als Erwerbsarbeit und von Freizeit als der von dieser Erwerbsarbeit freien Zeit meinen wir ebenfalls, wenn wir in biographischer Perspektive von Berufs- und Privatleben bzw. von beruflichem und privatem Lebensstrang sprechen. In diesem Zusammenhang ist uns die Gefahr von Mißverständnissen durchaus bewußt: bei spezifischen Gruppen bzw. Tätigkeiten z. B. bei Hausfrauen bzw. Hausarbeit erscheint es sehr problematisch von „Frei“-Zeit zu sprechen; hier wäre es angebracht, den Arbeitsbegriff auch auf eine spezifische Form von Nicht-Erwerbstätigkeit zu beziehen. Ähnliche Probleme gibt es beim Terminus „Privatleben“. Wenn wir diesen Begriff hier nur im Sinne einer Negativabgrenzung (alles was nicht Berufsleben ist) verstehen, so fallen natürlich auch im strengen Sinne nicht-private bzw. öffentliche Tätigkeiten, z. B. in Partei, Vereinen oder Gewerkschaften darunter.

² Zum Beispiel können angenehme Erinnerungen oder Tagträume aus der Freizeit bei Arbeitstätigkeiten, die z. B. die Bearbeitung eines sehr kostspieligen Produktes beinhalten, zu mangelnder Konzentration und Ausschluß führen. Bei Krankenpflegern oder Ärzten kann es zu ähnlich verursachten und nicht streßbedingten Fehlleistungen kommen.

³ Vgl. hierzu auch Büssing 1988, der in ähnlicher Weise versucht, Berufsprobleme im psychosozialen Bereich mit Hilfe der Vorstellungsmuster zu Arbeit und Freizeit zu analysieren.

⁴ Mit „psychischer Funktion“ ist hier gemeint, daß durch die Art der subjektiven Realitätswahrnehmung eines Individuums bestimmte Aspekte der Wirklichkeit mit dem mehr oder minder bewußten Ziel betont oder vernachlässigt werden können, die eigene psychische Stabilität aufrechtzuerhalten. Geschieht dies auf Dauer, so kann sich diese subjektive Konstruktion von Wirklichkeit unter Umständen aber auch als dysfunktional für das Individuum erweisen.

⁵ An dieser Stelle kann nicht auf die besondere Geschlechterkonstellation (zwei Interviewerinnen und ausschließlich männliche Gesprächspartner) eingegangen werden. Es soll nur erwähnt werden, daß insgesamt positive Erfahrungen überwogen. Detaillierte Angaben hierzu finden sich in Femers & Hörmann 1988, S. 209-215.

⁶ Ein von Büssing 1988 konstruierter Fragebogen zur 'Subjektiven Tätigkeitssanalyse für das Psychiatrische Krankenhaus' (STA-PKH)

Literaturverzeichnis

- ARONSON, E. ET AL: Ausgebrannt. Vom Überdruß zur Selbstentfaltung. Stuttgart 1983
- AUER, A.: Philosophie und Anthropologie in der Freizeitforschung. In: Freizeit, Hrsg. R. SCHMITZ-SCHERZER. Akademische Verlagsgesellschaft, Frankfurt am Main 1986, 31-34.
- BAMBERG, E. M.: Arbeit und Freizeit. Eine empirische Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Stress am Arbeitsplatz, Freizeit und Familie. Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades Doktor der Philosophie am FB Gesellschafts- und Planungswissenschaften der Technischen Universität Berlin 1985.
- BÜSSING, A.: Organisationsstruktur, Tätigkeit und Individuum. Untersuchungen am Beispiel der Pflegetätigkeit im Psychiatrischen Krankenhäusern unterschiedlicher Organisationsstruktur. Habilitationsschrift, Universität Osnabrück, Fachbereich Psychologie. Huber, Bern (im Druck).
- CHERNISS, C.: Professional Burnout in Human Service Organizations. New York: Prager 1980a.
- CHERNISS, C.: Staff Burnout. Job Stress in the Human Services. Beverly Hills, CA: Sage 1980b
- EDELWICH, J. & BRODSKY, A.: AUSGEBRANNT — DAS BURN-OUT SYNDROM IN DEN SOZIALBERUFEN. SALZBURG, AVM 1984
- FEMERS, S. UND HÖRRMANN, U.: Zwänge und Freiräume in Arbeit und Freizeit bei Krankenpflegern in der Psychiatrie. Unveröffentlichte Diplomarbeit am Fachbereich Gesellschafts- und Planungswissenschaften der Technischen Universität Berlin 1988.
- GRUNOW-LUTTER, V.M.: Freizeit und Selbstverwirklichung. Eine sozialwissenschaftliche Konzeption von Selbstverwirklichung und die Analyse ihrer faktischen Erscheinungsformen in der Freizeit. Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 1982.
- HILF, H. H.: Einführung in die Arbeitswissenschaft. Sammlung Götschen, Band 2175. De Gruyter 1976.
- HOFF, E.-H.: Gesellschaftlicher Zwang und individueller Freiraum? Naive und wissenschaftliche Theorien zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: MOSER, H. & PREISER, S. (Hrg.):

Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen an die politische Psychologie. Bd. 4, Weinheim: Beltz 1984, S.167-190

- HOFF, E.-H.: Datenerhebung als Kommunikation. In: Oualitative Forschung in der Psychologie, Hrsg. G. JÜTTEMANN. Beltz, Weinheim 1985.
- HOFF, E.-H.: Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit. Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Huber, Bern 1986.
- HOFF, E.-H., LAPPE, L. und LEMPERT, W.: Methoden zur Untersuchung der Sozialisation junger Facharbeiter Teil I und II, Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 24. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1983.
- JAEGGI, E.: Der Workaholic — Realität oder Modewort? In: Psychologie und Alltag, E. JAEGGI (Hrsg.). Piper, München 1987.
- KADUSHIN, A.: Child Welfare Services. Macmillan, New York 1974.
- LEHR, U.: Freizeit aus psychologischer Sicht. In: Der Mensch und seine Freizeit. Hrsg. Berliner Landesausschuß für gesundheitliche Volksbelehrung, Berlin 1961, 29-48.
- MASLACH, C. und JACKSON, S.: MBI. Maslach Burnout Inventory Manual. University of California, Consulting Psychologist Press, Berkeley, Palo Alto 1981.
- MEISSNER, M.: The long arm of the job: A study of work and leisure. Industrial Relations 10, 239-260, 1971.
- SCHELSKY, H.: Die skeptische Generation. Diederichs, Düsseldorf 1957.
- SCHMITZ-SCHERZER, R.: Sozialpsychologie der Freizeit. Bericht über den Stand der Freizeitforschung in Soziologie und Psychologie. Kohlhammer, Stuttgart 1974.
- SCHMITZ-SCHERZER, R.: Freizeitpsychologie. In: Handwörterbuch der Psychologie, Hrsg. R. ASANGER UND G. WENNINGER. Beltz, Weinheim 1983
- STAINES, G.L.: Spillover versus compensation: A review of the literature on the relationship between work and nonwork. Human Relations 33, 2, 111-129, 1980.
- TOKARSKI, W. und SCHMITZ-SCHERZER, R.: Die Suche nach neuen Wegen. Zum Stand der Freizeitforschung. In: Methoden der Freizeitforschung, Hrsg. H. LÜDTKE, S. AGRICOLA und U. V. KARST. Leske und Budrich, Opladen 1986.

- ULICH, E.: Über mögliche Zusammenhänge zwischen Arbeitstätigkeit und Persönlichkeitsentwicklung. Psychosozial 1, 44-63, 1978.
- ULICH, E. und ULICH, H.: Über einige Zusammenhänge zwischen Arbeitsgestaltung und Freizeitverhalten. In: Bürokratie — Motor oder Bremse der Entwicklung?, Hrsg. TH. LEUENBERGER und K.-H. RUFFMANN. P.Lang, Bern 1977.
- VAGT, G.: Freizeitforschung: Gesichtspunkte, Probleme. Psychologische Beiträge 18, 537-552, 1976.
- WINTER, G.: Traditionen, Sackgassen und neue Möglichkeiten der Freizeitforschung. In: Methoden der Freizeitforschung, Hrsg. H. LÜDTKE, S. AGRICOLA und U. V. KARST. Leske und Budrich, Opladen 1986.
- WITZEL, A.: Das problemzentrierte Interview. In: Qualitative Forschung in der Psychologie, Hrsg. G. JÜTTEMANN. Beltz, Weinheim 1985.

Ditmar Brock

Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen?

Veränderungstendenzen biographischer Orientierungsmuster bei männlichen Arbeitern seit den fünfziger Jahren

Zusammenfassung: Wie verknüpfen männliche Arbeiter Beruf, Familie und Freizeit miteinander? Hat sich die Grundstruktur solcher biographischer Verknüpfungsmuster in der Nachkriegszeit verändert oder ist sie im wesentlichen stabil geblieben? Auf diese beiden Fragen versucht der nachstehende Beitrag mit Hilfe qualitativen Interviewmaterials eine Antwort zu finden. Hierbei zeigt sich, daß auch Männerbiographien zunehmend komplexer, flexibler und reversibler werden. Sie scheinen ihren v.a. in der Arbeit wurzelnden Identitätskern verloren zu haben und zunehmend von Problemen der Verknüpfung von Arbeits- und Privatsphäre bestimmt zu werden.¹

Einleitung

Sowohl den Anforderungen der Familie wie auch den Imperativen der Arbeitswelt nachzukommen und diese beiden Lebensbereiche immer wieder miteinander verknüpfen zu müssen, ist ein altes Problem der Lebensplanung, ebenso aber auch der alltäglichen Lebensbewältigung erwerbstätiger Frauen. Es ist auf mehrfache Weise eng mit der Industrialisierungsgeschichte verknüpft. Die Industrialisierung führte zur räumlichen, inhaltlichen und sozialen Trennung von Familie und Arbeitsstätte. Damit einher ging zwar der Tendenz nach eine geschlechtsspezifische Auffächerung dieser beiden Lebensbereiche in die dem Manne vorbehaltene Erwerbsarbeit und die der Frauenrolle zugeordnete häusliche Reproduktionsarbeit.²

Die beengten Lebensverhältnisse im neunzehnten und in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts erzwangen jedoch entgegen dieser Norm insbesondere in Arbeiterfamilien eine zusätzliche

Erwerbstätigkeit der Frau. Die mit dieser doppelten Belastung verknüpften Probleme zeitlicher Koordination, des Umgangs mit verschiedenartigen Anforderungen und nicht zuletzt auch biographische Orientierungsprobleme haben bereits die Sozialforschung zu Beginn dieses Jahrhunderts beschäftigt.³ Auch die heutige Frauenforschung sieht in dieser Problematik wie auch in den biographischen Bewältigungsversuchen der Diskrepanzen zwischen Familie und Beruf einen Schlüssel zum Verständnis weiblicher Biographien und weiblicher Identität.⁴

Dem gegenüber können Männerbiographien als stärker arbeitsbestimmt gelten. In den Berufsbiographien von Männern spiegeln sich relativ direkt Industrialisierung, Technisierung und Rationalisierung. Die Suche nach Arbeit und das Bestreben, mehr zu verdienen oder aufzusteigen, der Betrieb, die Vorgesetzten und die Kollegen — dies alles sind zentrale, oft auch die Identität tangierende Themen im biographischen Erzählen von Männern. Die Frage ist nun aber, ob der Prozess der Zurückdrängung direkter menschlicher Arbeit und die seit Mitte der 50er Jahre kontinuierlich voranschreitende Verkürzung der Jahresarbeitszeit, in deren Gefolge auch die Zahl der arbeitsfreien Tage drastisch zugenommen hat, nicht gerade in besonderem Maße die biographischen Orientierungen von Männern verändert haben.

Über Desiderate einer Geschlechtervergleichsforschung (vgl. hierzu auch den Beitrag von Claudia Born und Helga Krüger in diesem Band) hinaus ist unser Wissen über derartige Zusammenhänge immer noch ausgesprochen spärlich. Repräsentative Umfragedaten deuten allerdings darauf hin, daß sich beispielsweise die Arbeitsorientierungen der männlichen Jugendlichen tatsächlich stärker verändert haben als die weiblicher Jugendlicher. Gerade für männliche Jugendliche zeigen sie eine deutliche Relativierung der Bedeutung des Lebensbereichs Arbeit, die vermutlich allerdings von etwa einem Drittel nicht mitvollzogen wird (vgl. hierzu im einzelnen: Brock/Otto-Brock 1988). Aber auch bei männlichen Erwachsenen scheint sich ein Bedeutungsverlust insbesondere der sogenannten harten Arbeitswerte ereignet zu haben (vgl. Noelle-Neumann 1978 und 1984), der sich durchaus als Anpassung an sinkende Jahresarbeitszeiten verstehen läßt (vgl. insbesondere Strümpel 1984 und 1988, Vollmer 1986).

Ob diese Relativierung der Bedeutung des Lebensbereichs Arbeit auch zur Folge hatte, daß Männer Familie und Erwerbsarbeit nun auch auf andere Weise miteinander verknüpfen, als dies das traditionelle Muster geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung vorsieht, ist meines Wissens bislang noch ungeklärt. Gewisse Anzeichen für Veränderungen gibt es allerdings. Insbesondere scheint sich die für Männer charakteristische „Familien-Ernährerrolle“ seit der Jahrhundertwende von einer bloßen Norm zu einer mit konkreten Eigeninteressen angefüllten lebenspraktischen Orientierung entwickelt zu haben.

Um die Jahrhundertwende galt es unter Arbeitern als moralische Pflicht, für ein gezeugtes Kind „geradezustehen“ und Familie und Kinder nicht „im Stich“ zu lassen (vgl. Saul u. a. 1981 und die dort angegebene Literatur). Seit den 60er Jahren hat die Industriesoziologie vor allem im Bereich monotoner industrieller Arbeitstätigkeiten sogenannte instrumentelle Arbeitsorientierungen als zentrales Einstellungsmuster männlicher Arbeiter ermittelt. Die Erwerbsarbeit wird dabei als Mittel angesehen, um wichtigere „private“ Zielsetzungen wie einen hohen Lebensstandard der Familie, ein eigenes Haus u.s.w. einlösen zu können.⁵

Gerade die „Instrumentalismusthese“ muß als Hinweis darauf angesehen werden, daß auch das Arbeitsverständnis männlicher Arbeitskräfte von privaten Lebensinteressen entscheidend geprägt ist. Für die Arbeitsorientierungen von Frauen waren solche instrumentellen Gesichtspunkte offenbar von jeher charakteristisch (vgl. Bernays 1910 und 1913). Männliche Arbeiter verankerten dagegen traditionell auch ihre zentralen außerberuflichen Interessen nicht innerhalb der Familie, sondern insbesondere in den von der Arbeiterbewegung beziehungsweise der Berufsgruppe geprägten Öffentlichkeiten. Der Familie kam dem gegenüber eher die Bedeutung einer zwar notwendigen Lebenssphäre zu, mit der man schon aufgrund der schlechten materiellen Bedingungen wenig Positives verbinden konnte (vgl. die Übersicht bei: Brock 1987; Kapitel 4). Erst mit der allmählichen Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen über das bloße Existenzminimum hinaus konnte sich die Familie allmählich zu einem auch für die männlichen Arbeiter mit positiven Bedeutungselementen affizierten Lebensbereich entwickeln.

Daß der familiäre Lebensbereich in den biographischen Orientierungsmustern von Männern schon in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts eine größere Bedeutung bekommen hat, hängt, jedenfalls bei industriellen Facharbeitern, auch mit Entwicklungen innerhalb der Arbeitssphäre zusammen. Schon in der ersten großen Wachstumsphase der deutschen Industriestruktur in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkrieg hatten sich in den neuen Schlüsselindustrien wie Maschinenbau, Elektroindustrie, chemische Industrie, Automobilindustrie zunehmend Arbeitsplätze entwickelt, die qualifizierte und intensivierte Arbeit in hochtechnisierten Produktionsprozessen erforderten. Weil es in diesen neuen Schlüsselindustrien mehr auf eine optimale Ausnutzung der Maschinen und Anlagen als auf die Einsparung von Lohnkosten ankam, stiegen, jedenfalls unter Akkordbedingungen, auch die Real-löhne. An derartigen Arbeitsplätzen, die in der Regel von der sogenannten Stammebelegschaft besetzt wurden, entstanden qualitativ neue Anforderungen an die Reproduktion der Arbeitskraft. Auch für die Unternehmen war eine möglichst gute Regeneration (Er-nährung, Erholung, Zerstreuung u.s.w.) dieser Arbeitskräfte von funktionaler Bedeutung für das Produktionsergebnis. Und dies wiederum wies der Arbeiterfamilie neue Aufgaben und eine neue Bedeutung zu.

Auch diese Entwicklung hat sicherlich insbesondere in den 50er Jahren und vor allem bei industriellen Facharbeitern die Durchsetzung des Modells geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zu einem nun auch real weitgehend gültigen Muster befördert. Es basiert in seinem Kern auf einem ständischen Element, nämlich der je nach dem Geschlecht zugewiesenen Arbeitsrolle. In dem Maße aber, wie die nun auch zunehmend besser ausgebildeten jungen Frauen die Festlegung auf die häuslichen Arbeiten als einengenden Verzicht wahrnahmen, begann dieses Muster allmählich seine soziale Grundlage einzubüßen. Erstreckt sich dieser „Enttraditionalisierungsprozess“ (Beck 1986) auch auf Arbeiterfamilien? Und wenn ja: Welche Auswirkungen hat er für die Verknüpfung von Familie und Beruf in den Biographien der männlichen Arbeiter? Gleichen sie sich damit an das für Frauenbiographien schon länger gültige Muster einer flexiblen und stark von der Familiensituation bestimmten Verbindung von familialer und Erwerbsarbeit an, oder

entwickelt sich eine anders gelagerte, aber nach wie vor geschlechtsspezifische Variante?

Auf diese Fragestellungen versuche ich im nachfolgenden empirischen Teil erste Antworten zu geben. Aus einem umfangreichen qualitativen Interviewmaterial⁶ werden im folgenden Auszüge aus einigen, meines Erachtens besonders charakteristischen, Interviews dargestellt, die Verknüpfungen zwischen Arbeit und privater Lebenssphäre thematisieren. Bekanntlich sind qualitative Erhebungsverfahren wesentlich besser als mit geschlossenen Fragen operierende Repräsentativerhebungen geeignet, derartige Muster der Lebensführung im einzelnen einzufangen. Dabei muß dann allerdings in der Regel auf Angaben über Häufigkeitsverteilungen verzichtet werden.

Dieses Interviewmaterial ist in zweierlei Hinsicht gegliedert worden, um einen modernisierungstheoretisch aussagekräftigen Vergleich zu ermöglichen. Einmal werden, entsprechend den Geburtsjahrgängen, drei Alterskohorten unterschieden: die Jahrgänge 1920 bis 1930, 1931 bis 1950 sowie schließlich die ab 1951 Geborenen. Zum zweiten hat sich gezeigt, daß man Berufsbiographien männlicher Arbeitskräfte typischerweise in vier Phasen aufgliedern kann, in denen sich jeweils ebenso spezifische Konstellationen zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebensführung ergeben.

- (1) Die durch berufliche Sozialisationsprozesse, eine hohe Bedeutung arbeitsinhaltlicher Interessen und hohe berufliche Mobilität charakterisierte *Berufsstartphase*, die in der Regel bis zur Heirat andauert.
- (2) Die durch einen intensiven beruflichen Instrumentalismus charakterisierte *Phase* in den Jahren *nach der Heirat*. Für sie sind erheblich intensivierte berufliche Anstrengungen, um mehr Geld zu verdienen und/oder einen sicheren Arbeitsplatz zu bekommen, kennzeichnend. Dabei werden unter Umständen auch erhebliche arbeitsinhaltliche Einbußen in Kauf genommen.
- (3) Daran schließt eine zum Teil lang andauernde *Phase beruflicher Stabilität* auf vergleichsweise hohem Niveau an.
- (4) Schließlich folgt noch eine durch stärker akzentuierte Regenerationsbedürfnisse charakterisierte *Altersphase*, die in der Regel in etwa das Jahrzehnt bis zum Erreichen der Altersgrenze umfaßt.

Die nachfolgend wiedergegebenen Interviewauszüge konzentrieren sich inhaltlich und sinngemäß auf die *Phase nach der Heirat*, also die zweite biographische Phase, weil hier nicht nur ein im weiteren biographischen Verlauf mehr oder weniger stabiles Muster der Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Privatleben aufgebaut wird. Darüber hinaus formen sich über die Heirat die zuvor stärker auf individuelle Interessen zugeschnittenen Orientierungsmuster nun zu sozialen Reproduktionsinteressen aus. In dieser biographischen Phase entscheidet es sich auch, ob und in wieweit ein Muster geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung ausgebildet wird und wirksam werden kann.

Dieser Zuschnitt des empirischen Materials soll auch dazu dienen, eine Vermischung von Generations- und Alterseffekten nach Möglichkeit auszuschließen. Insbesondere die Wertewandelsdebatte hat ja ergeben, daß ohne eine solche Trennung sozialhistorische Trendanalysen kaum möglich sind.⁷

1. Die Aufbaugeneration

Die „Aufbaugeneration“ wird idealtypisch von den Geburtsjahrgängen 1920 bis etwa 1930 verkörpert, bei denen die Phase nach der Verheiratung in etwa mit der Wiederaufbauperiode zusammenfällt. An unserem biographischen Material ist erkennbar, daß in dieser Generation unter günstigen beruflichen Bedingungen *das Muster einer geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung besonders prägnant ausgebildet und praktiziert wird*. Es ist die Basis für einen in dieser Lebensphase und bei dieser Generation besonders stark ausgeprägten beruflichen Instrumentalismus der Männer. Seine soziale Grundlage besteht darin, daß der Mann versucht, ausschließlich die Rolle des „Familienernährers“ zu übernehmen, um durch sein Lohneinkommen eine hinreichende materielle Grundlage für eine angemessene Existenz der gesamten Familie zu schaffen. Die Sorge für die Reproduktion der Familie wirkt in hohem Maße disziplinierend auf das berufliche Verhalten. Sie rationalisiert dabei insbesondere die Verkaufsstrategien der eigenen Arbeitskraft. Weil man die Verantwortung für die Familie, vor allem für die Höhe ihres Lebensstandards und die Sicherheit ihrer materiellen Lebensgrundlage trägt, muß man nun in Konfliktfällen und bei möglichen Arbeitsplatz- und Betriebs- und Ortswechseln in hohem Maße den

finanziellen Erfolg und die berufliche Sicherheit im Auge behalten. Insgesamt läßt sich diese Veränderung als sozialer Rationalisierungseffekt beschreiben, dem z. B. das für Ledige nicht untypische mutwillige Eingehen beruflicher Risiken zum Opfer fällt und der in positiver Hinsicht vor allem seinen Ausdruck in einer größeren Zielstrebigkeit, aber auch Bewußtheit instrumenteller beruflicher Verhaltensweisen findet.

Während typische Facharbeiter wie z. B. Schriftsetzer bis zur Heirat häufig den Betrieb und den Ort wechseln, um etwas von der Welt kennenzulernen und zugleich breitere Berufskenntnisse zu erwerben, dominieren nach der Heirat solche berufliche Strategien, die auf ein höheres Einkommen abzielen. Schriftsetzer lassen sich beispielsweise zu Maschinensetzern umschulen, um damit ihr Einkommen entscheidend zu erhöhen, auch wenn sie dabei eine monotonere und arbeitsintensivere Tätigkeit in Kauf nehmen müssen.

Während auf der einen Seite die regionale Mobilität infolge der Heirat spürbar nachläßt, erhöhen sich andererseits die berufliche Flexibilität und Leistungsbereitschaft. In wesentlich stärkerem Maße als etwa Beamte oder Angestellte werden Arbeiter gezwungen, die der Familienernährerrolle voll nachkommen wollen, nun ihre Verdienstmöglichkeiten auszureizen und dabei auch Überstunden, Schichtarbeit, sowie belastende Arbeitsbedingungen in Kauf zu nehmen.

Während mit der Instrumentalistenthese gewöhnlich ein Verlust an subjektiver Bedeutsamkeit der Arbeit beschrieben oder erklärt wird, führt der familienorientierte Instrumentalismus in seiner klassischen Ausprägung bei der „Aufbaugeneration“ nur zu einer *Bedeutungsverlagerung von arbeitsinhaltlichen* (und einigen traditionellen) *Bedeutungselementen der Arbeit hin zu abstrakteren*: Leistung, Erfolg, beruflicher Einsatz, Mitentwicklung mit der Technik — das sind die neuen Deutungsgehalte der Arbeit, die eine stärkere soziale Durchsetzung der industriellen Leistungskriterien gegenüber dem traditionellen, handwerklich geprägten Arbeitsverständnis signalisieren.

Für die Verknüpfung von Beruf und Privatleben sind nun zwei Elemente entscheidend. Die „Konzentration auf den Beruf“ wird einmal durch das *innerfamiliäre Arrangement* wesentlich unterstützt. Komplementär zur „Familienernährer-Rolle“ des Mannes

konzentriert sich die Frau auf den reproduktiven Bereich im Rahmen der Familie. Sie trägt ihren Teil zur familialen Reproduktion nicht nur dadurch bei, daß sie die notwendigen hauswirtschaftlichen Arbeiten erledigt, sich um die Kinder kümmert und emotionale Zuwendung „einbringt“. Sie ist auch darum bemüht, die Probleme des außerberuflichen Alltags vom Gatten fernzuhalten und ihn nach Möglichkeit von arbeitsförmigen Tätigkeiten und Verpflichtungen freizuhalten. Für den Mann soll die in der Familie verbrachte Zeit möglichst Freizeit, Regenerationszeit sein und der Wiederherstellung seiner Arbeitskraft dienen. Dies hängt auch damit zusammen, daß vor Einführung der 5-Tage-Woche die arbeitsfreie Zeit knapp und gerade in den „Hochlohnberufen“ die beruflichen Belastungen für Arbeiter erheblich waren, wobei oftmals berufliche Weiterbildungsanforderungen bzw. zusätzliche Wegzeiten, Wochenend- und Feiertagsarbeit oder Überstunden hinzukamen.

Vor diesem Hintergrund wird ein zweites zentrales Kennzeichen der männlichen Erwerbsbiographien der Aufbaugeneration verständlicher. Die Facharbeiter, aber auch die angelernten Arbeiter dieser Generation *wurzeln in wesentlich stärkerem Maße in ihrer Arbeit als die späteren Generationen*. Die (Lohn-)Arbeit wird als selbstverständliche Pflicht, als keine weitere Diskussion erlaubende „Bestimmung“ des Arbeiters und dabei zugleich auch als schöpferische, biographischen Sinn machende Tätigkeit angesehen. In dieser doppelten Bedeutung als Lohnarbeit und als subjektiv sinnvolle Tätigkeit ist die Arbeit für diese Generation eine unausweichliche, zugleich aber auch festen Halt gebende Tatsache. Die Charakteristika dieses „traditionellen“ Arbeitsverständnisses treten in dem folgenden Auszug aus einem Interview mit einem norddeutschen Schriftsetzer besonders prägnant hervor. Er verkörpert den Typus des „konservativen sozialdemokratischen Arbeiters“, der sich seit der „Studentenrevolte“ von seiner Partei zunächst zunehmend entfremdet, dann wohl auch definitiv gelöst hat. Die Interviewpassage macht deutlich, daß dieser „Konservatismus“ und die daraus resultierende soziale Distanz ganz zentral darauf zurückzuführen sind, daß der Befragte auf seinem Arbeitsverständnis als verbindlichem sozialem Maßstab beharrt, auch wenn es gesellschaftlich inzwischen deutlich relativiert wurde.

„Man wächst anders rein in das ganze Berufsleben (wenn man in jungen Jahren in der Industrie arbeitet). Wenn man das mal mit der heutigen Zeit vergleicht, wie junge Menschen mit 21, 22, 23, 24 und auch mit 25 noch nie was richtiges angepackt haben. Da mal Uni, da mal Hochschule, da mal Bafög, vom Staat und so weiter. Die Bestätigung hab ich bekommen von Leuten, die das tun: das schieb ich solange raus, mit dem Berufsleben oder dem ständigen Arbeiten — wie ich's kann. Ich wollte nur damit sagen: man wächst anders rein in die Berufswelt und wie gesagt, mit 17 Jahren (bin ich selbst) gleich in die Zeitung und (das) war schon immer gleich damit verbunden, daß man bis abends um halb eins und auch sonntags gearbeitet hat ... 48 Stunden, das nicht zu vergessen dabei, das war 'ne Selbstverständlichkeit. Davon macht sich heute ein junger Mensch sowieso kein Bild mehr ... Und diese Dinge Schichtarbeit und Sonntagsarbeit (meint: waren bei der Eheschließung bereits eingeschliffen) und das ist dann so geblieben ...

(Der Interviewer wirft ein, daß es sich doch damals um eine ganz andere Zeit gehandelt habe)

„Damals eine andere Zeit? Dies ist eben der Punkt. Zu der damaligen Zeit, wo ich in die Zeitung gegangen bin, da hat man an diese, wie man heute so gut sagt, materiellen Dinge nicht gedacht. Jedenfalls nicht in der Form, wie man das heute macht.“

(Der Interviewer fragt, aus welchem Grund er damals nach der Lehre denn gleich in einen Zeitungsbetrieb gegangen sei — und damit bereits in der Jugend Arbeitsbedingungen wie Schichtarbeit in Kauf genommen habe)

„Na ja, so als junger Mensch mit 17 Jahren an einer Herstellung der Zeitung tätig zu sein — das war 'ne feine Sache. Und — materiell und so weiter! Zu der damaligen Zeit, das kann man behaupten, war man auch nicht so anspruchsvoll wie heutzutage. Denn, wenn man zurück denkt ... zu der damaligen Zeit ging alles zu Fuß in den Betrieb, ja. Nun stellen sie sich heute mal 'nen 22-Jährigen vor, der keinen Wagen hat ... Irgendwie ist es auch alles in die verkehrte Richtung gegangen, find ich, denn man darf ja auch nicht vergessen: nach dem Kriege, das war ja ein ständiges Aufstreben, wieder aufbauen, all diese Dinge, und heute ist es natürlich 'ne ziemlich satte Welt ... oder jedenfalls ist alles da, was der Mensch brauchen kann: Fernseher, Eisschrank, Auto und alles. Irgendwie stagniert das ...“

(Der Interviewer wirft ein, ob er unter diesen Bedingungen überhaupt Zeit für irgendwelche Hobbys gehabt habe.)

„... Heute heißt alles nur: Hobby, Probleme und Verdienst zu gering ... Hobby hin und Hobby her, natürlich. Aber, wenn ich an die Zeit meines Vaters zurückdenke, der war auf der Werft tätig, der hat auch 48 Stunden und mehr gearbeitet. Der hat auch außerhalb der Arbeitszeit ganze Schränke, Möbel, Stühle, alles zusammengebaut, der war auf dem (Gebiet) talentiert ... Aber heutzutage ist natürlich Hobby, das wird überall großgeschrieben ... Ich weiß nur, daß das der richtige Weg nicht ist ... Es gibt ja gewisse Tätigkeiten, die man halt nicht als Arbeit betiteln kann, die so einfältig und einseitig sind, daß man schon sagen kann, na ja, ich muß ja sehen, wovon ich mein Brot kauf,

mach ich das halt. Das kann man auch nicht mehr als Arbeit betrachten ... Freizeit hin, Freizeit her, aber ein gewisses Maß an Arbeit ... das muß schon da sein, um dem Menschen auch, damit der normale Mensch auch sagen kann: so, heut hab ich was geschafft, ich bin zufrieden, innerlich. Ich kann mir z. B. nicht vorstellen, daß ich den ganzen Tag nischts tue, irgendwie stellt das 'ne Unzufriedenheit dar ...

Nichtstun bringt auf gefährliche Gedanken. Wenn jeder von den Arbeitsfähigen 8 Stunden am Tag arbeiten würde, dann würd' es auch keine Krawalle oder sonst welche Dinge geben, weil dann die Arbeitskraft ja aus dem Menschen raus ist, und er zur Ruhe neigt ... Ich kann mir nicht vorstellen, wenn ich Freizeit habe und dann vom Staat irgendwie finanzielle Mittel erlangen kann — und daß ich dann Ideen und Gedanken entwerfe, was nicht immer gut ist. Es gibt ja auch labile junge Menschen. (KA12/2/062)

Zur Ergänzung dieses Interviewauszugs sind noch einige Angaben zu den privaten Lebensumständen zu machen: Der Befragte macht offenbar regelmäßig Überstunden und betreibt in der Freizeit einige Hobbys. Die Hausarbeit ist Sache der Frau, die offenbar mit der Heirat die eigene Erwerbsarbeit aufgegeben hat und nach Auskunft des Befragten zum Interviewzeitpunkt „Hausfrau“ ist, obgleich keine Kinder mehr im Haushalt leben.

Diese Interviewpassage wirft zunächst ein deutliches Schlaglicht auf die materiellen Lebensbedingungen von Industriearbeitern in den 50er Jahren. Eine Wochenarbeitszeit von mindestens 48 Stunden in Verbindung mit einem noch wesentlich niedrigeren Reallohniveau erzwangen eine in zeitlicher wie auch inhaltlicher Hinsicht relativ festgelegte, der individuellen Gestaltung damit weitgehend entzogene Struktur alltäglicher Lebensführung, in der die Arbeit als sinngenerierendes Moment über den reproduktiven Bereich dominierte. Dabei fällt weiterhin ein noch geringer „Individualisierungsgrad“ in der der Arbeit zugemessenen subjektiven Bedeutung auf. Relativ unabhängig von der je individuellen Lebensgeschichte oder anderen individuellen Erfahrungshintergründen bemißt sie sich an Standards des qualifizierten, Überlegung und Können verlangenden Arbeitsvollzugs. Selbst die nur ansatzweise vorhandene instrumentelle Bedeutungskomponente weist ausgeprägte kollektive Züge auf: die Nachkriegszeit erzwingt gleichartige Konsumbedürfnisse und läßt schon durch geringe Freizeitanteile und niedriges Lohnniveau nur wenig Spielraum für die Entwicklung solcher individueller Reproduktionsinteressen („Hobbys“), die die Erwerbsorientierungen zusätzlich nennenswert strukturieren könnten.

Dieses Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung war in der ersten Phase der Nachkriegszeit nur unter günstigen wirtschaftlichen Bedingungen zu realisieren. Bei weniger qualifizierten Arbeitern, in Branchen mit schlechteren Verdienstmöglichkeiten oder in weniger prosperierenden Regionen reichte das Lohneinkommen des Mannes allein nicht aus, um die Familie angemessen ernähren zu können. Zudem gestaltete sich die berufliche Wiedereingliederung dort typischerweise schwieriger. Inwieweit dieses Muster durch Periodeneffekte, insbesondere die Erfahrungen der Kriegszeit und des Zusammenbruchs entscheidend geprägt wurde — eine Vermutung, die etwa die Arbeit von Bude 1985 nahelegt —, kann mit dem vorliegenden empirischen Material nicht definitiv entschieden werden. Es enthält aber kaum Anhaltspunkte für eine derartige These.

2. Die Bedeutungszunahme von Konsum, Freizeitaktivitäten und Familie in der „Wirtschaftswundergeneration“

Diese nach dem Muster geschlechtsspezifischer Arbeits- und Aufgabenteilung strukturierte Verknüpfung von Erwerbsarbeit und privatem Lebensbereich und damit auch die zentrale sinnstiftende Bedeutung der Erwerbsarbeit bei den männlichen Arbeitern erfährt in den 60er und frühen 70er Jahren eine erste spürbare Veränderung. Sie erfolgt unter dem Einfluß sozialpolitischer Fortschritte, starker Realloohnerhöhungen, die auch den Lebensstandard der meisten Arbeiterfamilien spürbar verbessern, des ab 1959 beginnenden Übergangs zur 5-Tage-Woche und der allmählichen Anhebung des Jahresurlaubs.

Die von 1960 bis zum ersten gravierenden Konjunkturinbruch 1974/75 reichende Phase wirtschaftlicher Prosperität, die den Lebensstandard auch der Arbeiterfamilien spürbar erhöht, traditionelle „Disziplinierungsmechanismen“ wie Arbeitslosigkeit, Konjunkturinbrüche, unsichere berufliche Zukunftsperspektiven in ihrer Bedeutung sehr stark zurückdrängt und schließlich eine spürbare Erhöhung des Anteils arbeitsfreier Zeit durch eine Verdoppelung der arbeitsfreien Tage mit sich bringt, verändert auch die Ver-

knüpfungen zwischen Beruf und Privatleben. Besonders deutlich wird diese Tendenz wiederum bei denjenigen männlichen Arbeitern, bei denen die Phase nach der Heirat in diesen Zeitraum fällt. Bei dieser Arbeitergeneration fällt eine Bedeutungsverschiebung zwischen Beruf und Privatsphäre auf, die vor allem von den folgenden vier Tendenzen getragen wird:

- 1) Einer nüchterneren Einstellung zu Beruf und Arbeit, die dem berufskulturellen Element weniger Bedeutung zumisst und die eigene Berufstätigkeit stärker betont. Man geht nicht mehr *im Beruf* auf, sondern verfolgt eher *konkrete berufliche Interessen*, wobei man ein realistisches Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag wahren möchte. Diese Arbeitergeneration konzentriert ihr Leben aber auch nicht mehr so stark auf die berufliche Sphäre, verfolgt darin aber spezifischere arbeitsinhaltliche und instrumentelle Interessen. Hierfür dürften eine Reihe von Gründen maßgeblich sein. Beruf und Arbeit beinhalten für die „Wirtschaftswundergeneration“ keine selbstverständliche Mischung mehr von Aufgaben und Pflichten mit interessanten Arbeitsinhalten. Die arbeitsinhaltlichen Orientierungen werden nun wesentlich deutlicher von Selbstverwirklichungsinteressen geprägt. Und dies hat wiederum zur Folge, daß nun viel klarer zwischen „Interessantem“ und „Uninteressantem“ unterschieden wird.
- 2) Neben dieser insgesamt „kritischeren“ und „enttäuschungsanfälligeren“ Berufsorientierung spielen möglicherweise auch die durch die Vollbeschäftigung und den wirtschaftlichen Aufschwung rapide verbesserten Chancen eine Rolle, durch Arbeitsplatz- oder Betriebswechsel etc. auf einen höheren Lohn zu kommen.

An die „goldenen 60er Jahre“ erinnert sich ein gelernter Glasbläser folgendermaßen:

„Früher war es so, wer sich nicht gerührt, der hat auch nichts gekriegt. Da hat es ja noch keine Gewerkschaften, die automatische Tarifaufbesserung gegeben. Dann hab ich halt gekündigt und bin wo anders hin und hab mit dem Chef wieder verhandelt und vielleicht ein paar Markel mehr gekriegt. Das hab ich öfters gemacht in den 60er Jahren damals... Wenn mir die Lohnaufbesserung zu wenig war, da habe ich gesagt: ich möchte noch 5% oder 10% (zusätzlich).“ (ZA 49)

Schließlich führen Technisierung und betriebliche Rationalisierung in den 60er Jahren zu einer Polarisierung der Industriearbeit in relativ wenige, hochqualifizierte und interessante Tätigkeiten auf der einen und eine Vielzahl monotoner und dequalifizierter Tätigkeiten auf der anderen Seite. Letztere geben aber für Selbstverwirklichungsinteressen und auf die Erwerbsarbeit konzentrierte Lebensentwürfe zu wenig her.

- 3) Der gestiegene Lebensstandard und die wachsende Freizeit *vergrößern die Bedeutung hobbyartiger Freizeitaktivitäten* für die Selbstverwirklichung dieser Arbeitergeneration. Sie ersetzen teilweise verlorengegangene berufliche Inhalte, zum anderen aber stehen sie als Bildungsinteressen, sportliche Aktivitäten und kulturellen Interessen komplementär zur beruflichen Sphäre.
- 4) Aufgrund derselben Tendenzen entwickelt sich die Familie zu einem *stärker durch gemeinsame Aktivitäten strukturierten Lebensbereich*. Während die im Rahmen der Familie zu verrichtende Arbeit immer noch auf die Frau konzentriert bleibt, gewinnt die Familie *zusätzlich* als sozialer Rahmen für Freizeitaktivitäten wie Urlaub, Reise, das „Wegfahren am Wochenende“, eine rasch wachsende Bedeutung. Es entstehen gemeinsame Aktivitäten und gemeinsame Interessen, die es nach sich ziehen, daß der Mann Zeit für die Familie haben soll und will. Während bei der älteren Generation die Bedeutung der Familie für den Mann einerseits durch seine Verantwortlichkeit für den Lebensstandard und die soziale Sicherheit der Familie, andererseits durch die produktiven Leistungen der Frau charakterisiert war, gewinnt sie nun als *Lebensbereich* für den Mann und seine Selbstverwirklichung an Relevanz.

In dem folgenden Interview mit einem 1938 geborenen Stereotypur werden diese Tendenzen besonders instruktiv sichtbar. Der Befragte heiratete Ende der 60er Jahre, hat ein Kind, die Frau arbeitet zum Interviewzeitpunkt halbtags. Sie war vor der Geburt des Kindes Abteilungsleiterin in einem Kaufhaus (ganztags beschäftigt). Obwohl er seinen auf die monotoner gewordene Arbeit zurückgeführten Motivationsverlust keineswegs verhehlt, versteht er es, sich mit den veränderten Bedingungen zu arrangieren. Der Beruf, könnte man zusammenfassen, ist nicht alles. Was er einem vor-

enthält, läßt sich in der Freizeit nachholen. 1975 absolviert er einen Meisterkurs. Als Motiv nennt er das Bedürfnis nach Selbstbeteiligung. Er habe einfach mal sehen wollen, ob er das schaffe. Außerdem habe er sich davon einen gewissen beruflichen Nutzen versprochen — nichts Konkretes, eher nur eine vage Investition in die eigene Zukunft. Derartiges würde er in seiner heutigen Situation nicht noch einmal auf sich nehmen. Zwei Jahre lang habe es kein freies Wochenende mehr gegeben; eine solche Belastung stehe in keinem Verhältnis zum erwartbaren Nutzen.

Hier nun einige Interviewauszüge, die die erheblich veränderte Verknüpfung zwischen Arbeit und privater Lebenssphäre näher belegen:

„Ich konnte mir die vielen Reisen ermöglichen, was mich ziemlich aufbaut. Da ist ja jeder verschieden. Der eine sagt, ich will 3 Monate nur am Strand liegen. Ich dagegen bin einer, der sich vorher ein Programm aufstellt und sagt: Da gibt's dies und jenes, das möchte ich gern sehen, oder das — daß ich also vorher genau weiß, was da los ist, was da läuft ...“

(Der Interviewer fragt nach der allgemeinen Bedeutung derartiger Freizeitaktivitäten für ihn.)

Ich kann mich da besser verwirklichen als im Betrieb ...

(Der Interviewer fragt, ob da ein Zusammenhang zu dem bereits geäußerten gesunkenen Interesse am Beruf bestehe.)

„Ja, die Arbeit früher hat mir mehr Spaß gemacht. Da mußte man mal richtig ranklotzen, aber das hat mir nie was ausgemacht. Heute, wenn mal weniger Arbeit da ist, möchte man gleich gar nichts mehr tun. Das ist eigenartig. Früher war viel da, und man hat reingeklotzt. Heute hat man wenig, und da sagt man dann: Das rentiert sich doch gar nicht. Da ist ein komischer Widerspruch drin, aber es ist nun mal so ...

Auch wenn viele denken, wir haben zuviel Freizeit — ich bin der Meinung, ich hab immer noch zu wenig. Und ich habe das verfolgt. Die Leute tun mir echt leid. Wir haben da einen Hilfsarbeiter, der fängt um 5.00 Uhr an. Wenn der dann um 3.00 Uhr fertig ist, sitzt er in der Kantine und trinkt sein Bier. Gut, soll er ruhig. Aber draußen ist das schönste Wetter, warum geht der nicht raus? Von einem Spaziergang hat der doch viel mehr ...

(Der Interviewer will nun wissen, ob sich sein Interesse generell vom Beruf auf die Freizeit verlagert habe — ob ihm der Betrieb heute egal sei.)

„Na ja, so kraß sehe ich das nun auch wieder nicht. Aber ein kleiner Knick ist schon da. Aber andererseits weiß ich auch, was alles mit der Auftragslage zusammenhängt. Und ich weiß, daß Investitionen sein müssen, daß Umstellungen sein müssen — alles klar. Aber von der Tätigkeit her macht einem das einfach nicht mehr so viel Spaß ... Ich bin heute ein bißchen dabei, meine alte Tradition zu pflegen. Von meinem Meisterkurs habe ich noch alle Blätter da-

heim. Die möchte ich mir vielleicht mal alle zu einem Buch binden lassen. Das ist eine Mordsarbeit, bis ich das alles mit der Schreibmaschine geschrieben hab; dazu kommt das Informationsmaterial, die Zeichnungen, das kann man nebenbei nicht mal in einem Jahr machen, aber ich hab mir das als Aufgabe gestellt. Das ist eine Erinnerung an diese Zeit, ein bißchen Nostalgie. Ich hab mir ja auch mal eine Platte mit allen Druckformen gebaut — was es so alles gab. Galvano, Zinkätzung, Stereo, Bleischnitt ... Die hängt bei mir im Keller an der Wand ... Oder jetzt, in meiner Freizeit — das habe ich früher besonders gern gemacht: das Galvanisieren in Blei — Da habe ich also jetzt einen Bleischnitt in Arbeit, aber frag mich nicht, wann der mal fertig wird. Das ist eine Mordsarbeit: Die vier Jahreszeiten, DIN A4, mit Blumen, Rosen, Tannenzapfen, was eben den vier Jahreszeiten entspricht. Das gravier, ich jetzt und mach das in 8 Farben ...

Ich glaube, es ist oft so, daß man diese Fragen (Probleme in der Arbeit) nicht in die Familie trägt ... Vielleicht ist das auch gar nicht so gut. Man spricht schon mal darüber, wie ja auch meine Frau manchmal von ihren Problemen erzählt. Trotzdem hat man dazu einen gewissen Abstand. Man hört höchstens mal etwas genauer hin, wenn einer ganz unmittelbar betroffen ist ... Sonst sind das doch zwei Paar Schuhe, so daß man sagt: Das ist dein Arbeitsplatz, das ist meiner ... (am ehesten gibt es noch Gespräche über Zukunftsfragen) Aber, daß das Betriebliche groß behandelt wird? Eher sind es nur Bagateltsachen — was letzte Nacht passiert ist oder so. (OA 5)

Mit der „Wirtschaftswundergeneration“ taucht erstmalig für männliche Arbeiter eine Problematik auf, die für Arbeiterinnen immer schon existierte: Die Vermittlung zwischen Arbeit und privater Lebenssphäre. Aufgrund des noch voll ausgebildeten Musters geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung kannten die Arbeiter der Aufbaugeneration primär nur Probleme schicksalhaften Scheiterns: man konnte im Rahmen der eigenen Rollendefinition versagen, also etwa sich als ein wenig leistungsfähiger, unzuverlässiger Arbeiter erweisen oder an den Verhältnissen scheitern (Krieg, schlechte Berufschancen usw.). Ebenso konnte man vom „Schicksal“ hart getroffen werden (Tod, Krankheit usw.) oder aber aus irgendwelchen Gründen auf die Reproduktionsleistungen der Frau nicht mehr zurückgreifen. (z. B. schwere Krankheit der Frau, Ledigenstatus usw.). Für die Wirtschaftswundergeneration stellt sich dagegen nun zusätzlich das Problem, *die eigenen Interessen und Aktivitäten zwischen der Sphäre der Arbeit einerseits und der Familie und den Freizeitinteressen andererseits „angemessen“ aufteilen zu müssen*. Wie es z. B. für den Lebenszuschnitt der Maschinensetzer genauer gezeigt wurde (Brock/Vetter 1982; 130 ff) sind beide Le-

bensbereiche, Arbeit und arbeitsfreie Zeit mit Aktivitäten voll besetzt, gewissermaßen „ausgereizt“. Dies hat zur Folge, daß ein „Übergreifen“ der einen Sphäre auf die andere tunlichst vermieden werden muß. So kann man nicht einfach, wie das für die Aufbaugeneration noch typisch war, Arbeit mit nach Hause nehmen, sich außerhalb der Arbeit weiterbilden, weil man zugleich auch für die Familie da sein will und vielleicht auch noch Freizeitinteressen verfolgt. Das bedeutet u. a. auch, daß Feiertags- und Schichtarbeit bei dieser Generation als durchweg problematisch gilt. Derartige Arbeitszeiten haben die Bedeutung eines „Opfers“ oder eines „Nachteils“, den man für das überdurchschnittlich gute Einkommen in Kauf zu nehmen hat. Unter derartigen Arbeitszeiten leiden aber sowohl die Familie wie auch die eigenen Hobbies. Umgekehrt versucht die „Wirtschaftswundergeneration“ jedoch, den Freizeit- und Familieninteressen dort Grenzen zu ziehen, wo sie die berufliche Leistungsfähigkeit tangieren könnten.

3. Neuere Entwicklungstendenzen ab Mitte der 70er Jahre — heterogene Lebensentwürfe vor dem Hintergrund steigender biographischer Anforderungen und Möglichkeiten

Während wir für die „Wirtschaftswundergeneration“ als nahezu durchgängige Tendenz festhalten können, daß Freizeit und Familie zu einem mit eigenständigen Bedeutungskomponenten besetzten Lebensbereich geworden sind, ist für die weitere Entwicklung eher eine *wachsende Heterogenität der männlichen Lebensentwürfe* charakteristisch. Dieses Ergebnis muß vor dem Hintergrund objektiver Entwicklungen gesehen werden, die in den verschiedenen Lebensbereichen höhere Anforderungen stellen bzw. grössere Entfaltungsmöglichkeiten eröffnen. Damit entsteht aber das Problem, daß auch männliche Arbeiter Beruf und Privatleben immer weniger nach dem Muster der „Wirtschaftswundergeneration“ unter einen Hut bringen können. Sie müssen *Selektionen* vornehmen und sich für eine *biographische Schwerpunktsetzung* entscheiden, die nicht mehr selbstverständlich in der Erwerbsarbeit liegen muß.

Seit dem ersten größeren konjunkturellen Einbruch der Nachkriegsphase Mitte der 70er Jahre haben die traditionellen Risikofaktoren der Arbeiterexistenz: Arbeitslosigkeit, Entwertung der Arbeitskraft durch den technischen Fortschritt und die alltägliche Bewältigung der Arbeitsbelastung deutlich an Brisanz gewonnen. Steigende Arbeitslosigkeit, ein verlangsamtes und zudem diskontinuierliches Wirtschaftswachstum, eine Welle betrieblicher Technisierungs- und Rationalisierungsmaßnahmen in Zusammenhang mit der sog. elektronischen Revolution führen dazu, daß berufliche Leistungsanforderungen höher geschraubt und betriebliche Selektionskriterien weitgehender durchgesetzt werden können. Schließlich sind die Anforderungen an Weiterbildung und berufliches Lernen zumindest durchschnittlich erheblich angestiegen.

Aufgrund dieser Entwicklungen müssen auch die Anstrengungen, die eigene Arbeitskraft gut zu vermarkten, erheblich intensiviert werden. Zudem zeigen sich deutliche Tendenzen einer Polarisierung der Berufsperspektiven durch den technischen Fortschritt. In Kernbereichen des sekundären Sektors verbessern sie sich eher für qualifizierte Tätigkeiten und gut ausgebildete Arbeitskräfte, während bei einfachen Tätigkeiten das Dequalifizierungs- und vor allem das Automatisierungsrisiko spürbar ansteigt (Kern/Schumann 1984).

Wenn man die Berufsperspektiven in den Mittelpunkt stellt, zeigen sich deutliche Konturen einer sozialen Trennungslinie zwischen „Rationalisierungsgewinnern“, die jedoch ihre privilegierte Position mit hohem beruflichem Engagement (vor allem durch ständiges „Dazulernen“) immer wieder verteidigen und untermauern müssen, und „Rationalisierungsopfern“, deren Arbeitsplätze in absehbarer Zeit dem technischen Fortschritt zum Opfer fallen werden. Auch diese Gruppe muß ihre beruflichen Aktivitäten und Anstrengungen zumindest perspektivisch verstärken, um dem Schicksal der Dauerarbeitslosigkeit zu entgehen.

Daneben gewinnen jedoch auch die Bereiche Freizeit, Nachbarschaft und Familie weiter an Bedeutung. Demoskopische Ergebnisse zeigen gerade bei Männern eine immer weiter wachsende Bedeutsamkeit von Sport, Hobby, Reisen und ähnlichen Freizeitaktivitäten.⁸ Bekannte und nachbarschaftliche Kontakte haben für

Männer eine ähnlich hohe Bedeutung wie für Frauen.⁹ Schließlich spricht einiges für die These, daß Partnerschaft und Familie zunehmend auch Aktivitäten der Männer beanspruchen. Hierbei ist weniger an direkte Mithilfe bei der Hausarbeit (vgl. Metz-Göckel/Müller 1985) zu denken als vielmehr an vielfältige Entscheidungs- und Abstimmungsprobleme, die ein modernes Verständnis von Partnerschaft, Kindererziehung etc. nach sich zieht und an Aktivitäten wie Behördengänge, Hausbau-/Wohnungsfragen, Versicherungsfragen etc.

Auf diese Entwicklung können Männer unter den prekärer gewordenen Arbeitsmarktbedingungen jedoch nicht mehr „problemlos“ mit einer Verlagerung von Aktivitäten und Bedeutungsgehalten von der Erwerbsarbeit auf den privaten Lebensbereich reagieren. Die ökonomische Trendwende zieht vielmehr Interessenkonflikte zwischen Beruf und Privatleben nach sich, die nur noch *selektiv* lösbar sind. Ähnlich wie Frauen schon immer wissen mußten, „was ihnen letztlich wichtiger ist“, so geraten nun auch zunehmend Männer in derartige biographische Entscheidungssituationen. Sowohl der Beruf wie auch Partnerschaft und Familie fordern nach Auflösung der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung den „ganzen Mann“, der zudem noch durchschnittlich stärkere Freizeitinteressen entwickelt hat. Gerade die für die jüngere Generation typischen Verknüpfungen zwischen Erwerbsarbeit und privater Lebenssphäre weisen fast zwangsläufig unterschiedliche Schwerpunktsetzungen auf, denen „Risikozonen“ in dem eher vernachlässigten Bereich entsprechen.

Aus dem vorliegenden Interviewmaterial ergeben sich — mehr oder weniger deutlich konturiert — vier verschiedene biographische Muster, nach denen Beruf und Privatsphäre miteinander verbunden werden. Die zwei wichtigsten dieser neuartigen Verknüpfungsmuster stellen mehr oder weniger eindeutige Reaktionen auf die beruflichen Problemlagen dar. Die (a) *Tendenz einer verstärkten Berufsorientierung*¹⁰ beruht auf der Einsicht, daß man nur dann noch beruflich „am Ball“ bleiben kann, wenn man auf die gestiegene Existenzunsicherheit mit entsprechend intensiveren beruflichen Anstrengungen reagiert. Sie äußert sich einmal ganz allgemein in einem gesteigerten betrieblichen Engagement, das sich z. B. in der Bereitschaft zu Überstunden ausdrücken kann und eine gewisse

Loyalität zum Betrieb mit einschließt. Zweitens wird dem beruflichen Interesse auch in der Freizeit — etwa in Form von technischen Hobbies, Fachliteratur, bis hin zu gezielten Weiterbildungsanstrengungen — nachgegangen, um in jedem Fall auf dem Laufenden zu bleiben. Ganz allgemein wird drittens eine prinzipielle Haltung wie Durchsetzungsvermögen, Flexibilität und Konkurrenzbereitschaft betont. Mit dieser bewußten oder unbewußten Reaktion auf die berufliche Problematik steigt aber das *Risiko privater Konflikte*. Die beruflichen Anstrengungen wie auch die Verwendung der arbeitsfreien Zeit für den Beruf höhlen das Privatleben aus. So entstehen zunehmend Konflikte in der Familie, der Ehe, den Freundschaften, fehlen Zeiten für Erziehung und Zuwendung.

Die (b) *Abspaltungstendenz* (vgl. Brock/Vetter 1984; 235 ff.) beschreibt dagegen eine konträre Reaktion auf die berufliche Problematik. Weil man die eigenen Vorstellungen sinnvoller Arbeit bei der derzeitigen Tätigkeit für nicht mehr realisierbar hält, stuft man sie als „Job“ ein, der nur noch dem „Broterwerb“ diene. Die in diesem Job nicht mehr unterzubringenden Vorstellungen sinnvollen oder persönlich befriedigenden Arbeitens werden dagegen auf die arbeitsfreie Zeit, auf Hobbies und Bildungsanstrengungen verlagert. Zum anderen versucht man die eigene berufliche Zukunft offenzuhalten und denkt an einen beruflichen „Umstieg“ in eine Tätigkeit, die vor allem den eigenen Sinnkriterien genügt. Die Abspaltungstendenz trägt *erhebliche berufliche Risiken* in sich, immunsiert jedoch gegen Monotonieprobleme. Darüber hinaus erklärt sie das momentane Arrangement für „provisorisch“.

Während in diesen beiden Verknüpfungsmustern die Erwerbsarbeit entweder noch stärker ins Zentrum der Biographie rückt bzw. zum zentralen biographischen Problem erhoben wird, machen die beiden anderen *deutliche Erosionsprozesse in der biographischen Bedeutung der Erwerbsarbeit sichtbar*, die über die berufliche „Ernüchterung“ der „Wirtschaftswundergeneration“ deutlich hinaus gehen. Dennoch knüpft die (c) häufigere Variante eng an das für die Wirtschaftswundergeneration charakteristische Muster an. Den eigenen berufsbezogenen Aktivitäten und Handlungsbereitschaften werden jedoch deutlichere Grenzen gezogen, weil man die beruflichen Zukunftsperspektiven als düster und den möglichen Ertrag zusätzlicher beruflicher Anstrengungen für zu minimal einschätzt.

Damit rücken in diesem Verknüpfungsmuster die sozialen Aspekte des Lebens, und zwar sowohl der Arbeit wie auch von Familie, Nachbarschaft und Bekanntenkreis in den Vordergrund. Sie stellen das Kristallisationszentrum dieses Musters dar.

In einer sehr geringen Zahl von Fällen findet sich noch ein viertes Verknüpfungsmuster. Hier wird die individuelle Selbstverwirklichung zum zentralen Kriterium des individuellen Lebensentwurfs gemacht, was einer skeptischen Einschätzung der beruflichen Möglichkeiten spezifische Akzente verleiht. In dieser Sichtweise enthält die Erwerbsarbeit zu wenig Elemente sinnvoller oder persönlich befriedigender Tätigkeit. Sie hat vor allem dann direkte Konsequenzen für die eigenen beruflichen Strategien, wenn die Ehe oder Beziehung bisher kinderlos geblieben und die Frau selbst erwerbstätig ist, also keine direkten Verpflichtungen für die alleinige Ernährung der Familie bestehen und zum anderen, wenn der berufliche Einstieg weit unter dem ursprünglichen angepeilten „Niveau“ lag (Abbruch weiterführender Bildungsgänge oder als Folge der ungünstigen Arbeitsmarktlage). In solchen Fällen besteht eine erhebliche Bereitschaft, durch Reduzierung der Arbeitszeit die faktischen Gewichte stärker auf den außerberuflichen Bereich zu verschieben.

Weil bei dieser vierten Variante das traditionelle männliche Rollenverständnis am weitesten verändert wird und sich damit auch die Frage nach Angleichungstendenzen an weibliche Lebensentwürfe erhebt, möchte ich dieses Muster durch Auszüge aus einem Interview mit einem jüngeren Korrektor (zum Interviewzeitpunkt 1981 seit 1 1/2 Jahren Teilzeitarbeiter) abschließend etwas näher illustrieren. Zu diesem Fall ist allerdings anzumerken, daß der Befragte sein derzeitiges Arrangement zwischen Beruf und Privatleben als *provisorisch* begreift und davon ausgeht, jederzeit wieder ganztags arbeiten zu können. Der Lebenszuschnitt ist also keineswegs definitiv festgelegt. Dieses Moment der Vorläufigkeit des biographischen Arrangements deutet sich auch in den anderen Verknüpfungsmustern an, kann also insgesamt als Merkmal dieser dritten Generation gelten. Weiterhin ist anzumerken, daß sich der Befragte in den letzten Jahren sehr stark gewerkschaftlich engagiert hatte und sich auch vor den Kollegen für sein „auf Teilzeit-Gehen“ wiederholt rechtfertigen mußte:

...Aber, wenn es so ist, daß Du eine Tätigkeit wirklich fast verabscheust, wie das bei mir wirklich zunehmend der Fall war, dann muß ich irgendwie darauf reagieren. Gewerkschaftliches Pflichtbewußtsein trägt auf Dauer nicht ... umso mehr, als es mir finanziell möglich war, weil, ja, weil ich irgendwie in 'ner privilegierten Situation steck, deshalb, weil wir zu zweit verdienen, weil wir 'ne günstige Wohnung haben, weil ich nicht überzüchtete Ansprüche stelle, also relativ bescheiden da mein Auskommen finde ...

Ja, das (die Bedeutung der Arbeit) hat sich dadurch, daß ich jetzt meine Arbeit reduziert habe, natürlich verschoben. Es ist ganz klar, daß für mich die Arbeit nur noch am Rande Wichtigkeit beansprucht und meine Aktivitäten viel stärker im Freizeitsektor liegen. Während vorher das einfach irgendwo überlagert wurde durch die Ermüdung ... Und daß ich einen ziemlich großen Teil meiner Freizeit eigentlich passiv verbracht habe ... Und das ist natürlich jetzt völlig anders. Also ich fühl mich in der Situation jetzt merklich besser ... und ich ertrage auch jetzt die Widrigkeit des Arbeitsplatzes auch viel gelassener irgendwo. Er ist in der Bedeutung irgendwo herabgesunken ...

Ja, das muß natürlich schon gesagt sein: so lange ich mir das leisten kann und ich nicht familiäre Verpflichtungen habe in dem Sinn, daß ich da einfach soundso viel Geld herschaffen muß, um meine Kinder da zu ernähren usw. Solang mir einfach der Spielraum offenbleibt, halte ich es für mich für sinnlos, 8 Stunden zu arbeiten, wenn ich mit 5 mein Auskommen ebenso habe ... Es könnte sein, daß in absehbarer Zukunft wir Kinder haben werden. Dann wird sich für mich die Situation auch wieder irgendwie ändern, wobei hier natürlich noch Möglichkeiten offenstehen. Es muß ja nicht durchaus so sein, daß ich dann der alleinige Ernährer der Familie wäre, also wir könnten uns da auch aufteilen, das ginge natürlich auch ...

(Interviewer fragt, ob sich die reduzierte Arbeitszeit denn auch tatsächlich positiv auf die Freizeit ausgewirkt habe.)

„Also, ja vielleicht würde sich als Beispiel noch die gewerkschaftliche Tätigkeit aufdrängen. Also, ich hab relativ viel geschrieben ... Es ist mir einfach viel besser von der Hand gegangen, also ich war irgendwo ausgeruhter ... Überhaupt bin ich irgendwo weniger verkrampft, auch im Umgang mit meinen Kollegen oder mit meinen Freunden. Daß ich irgendwo unbelasteter und lockerer bin. Also, man hat mir das schon gesagt, daß das irgendwo auffällig wäre, seit ich nicht mehr voll arbeite. Allgemein vielleicht aufnahmefähiger für diese und jene Belange ... Mehr Kontakte, hab mehr Leute kennengelernt.“

(Müsse man wegen des geringeren Lohns nicht doch auf viele materiellen Dinge verzichten?)

„Nee, also ich hab das also auch nicht (gemußt). Der einzige Luxus, Luxus, ist das Auto, das wir haben, ein ganz billiges Gefährt und im übrigen — nein, also ich hab da also überhaupt nicht zurückstecken müssen. Ich hab einfach mein Konto ein bißchen weniger angehäuft.“

(Auf die Frage, wie sich die Reduzierung der Arbeitszeit auf die Beziehung ausgewirkt habe)

„Und für uns beide, würd, ich sagen, hat sich das nur positiv ausgewirkt. Also, so mal ganz generell gesehen. Es hat sich nicht positiv ausgewirkt in dem Sinne, daß ich zum Teil meine Freizeit, also meine Mehr-Freizeit auch dafür verwendet habe, irgendwo persönlich Bedürfnisse vermehrt wahrzunehmen und nicht einfach die Partnerbeziehung in dem Sinne linear ausgebaut habe. Da haben wir gewisse Reibungsflächen. Gerade auch, was die gewerkschaftliche Arbeit betrifft, die ich auch ein bißchen forciert habe. Also die zugenommen hat, einfach dadurch, daß ich ein bißchen mehr Zeit übrig hatte ...

(Auf die Frage eines der beiden Interviewer nach der Bedeutung, die die Erwerbsarbeit für ihn habe.)

„... Ist nicht der zentrale Punkt für mich. Also, ganz und gar nicht. Ich betrachte das wirklich als Geldbeschaffung ... Ich geh einfach davon aus, daß ich so oder so einen großen Teil meiner Zeit dafür aufwenden muß, ob das jetzt 5 Stunden sind oder 8. Ich find das eigentlich immer noch sehr viel. Innerhalb dieser Zeit — also die möchte ich einfach auch nicht nur als gänzlich verloren für mich ansehen, sondern im Rahmen des Möglichen irgend etwas verrichten, was mir irgendwo entspricht ... Es ist natürlich schon so, daß für mich der finanzielle Aspekt nur soweit von Interesse ist, als ich Mittel brauche, um zu leben ... ohne sich da irgendwelche extravagenten Ansprüche leisten zu müssen oder zu wollen. Also meine Freizeitbedürfnisse haben also sehr wenig mit Geld zu tun. Also, ich beobachte bei Kollegen, daß sie ihr reichlich geflossenes Geld verwenden für schnelle Autos, ich weiß nicht, teure Ferien und das sind irgendwo (zögert) ja also keine erstrebenswerten Dinge ... (MA 2)

Diese Interviewauszüge zeigen sehr deutlich, daß auch die männliche Teilzeitarbeit nicht unbedingt zu einer direkten Angleichung an klassische weibliche Lebensentwürfe führt. Für den männlichen Lebensentwurf entstehen „zusätzliche zeitliche Spielräume“, über die disponiert werden kann, die also nicht von vornherein für familiäre Aktivitäten und Verpflichtungen reserviert werden.

Angleichungstendenzen an klassische weibliche Lebensentwürfe zeigen sich allerdings auf einer etwas abstrakteren Ebene und diese Angleichungstendenzen gelten für alle vier hier skizzierten Verknüpfungsmuster der jüngeren Generation. Sie bestehen darin, daß auch männliche Biographien nicht mehr ausschließlich berufsbezogen aufgebaut und entwickelt werden können, sondern sich den Ansprüchen und auch den Möglichkeiten des privaten Lebensbereichs ebenso stellen müssen. Sie ähneln auch insofern stärker weiblichen Lebensentwürfen, als das Moment selektiver Problemlösungen zwischen unterschiedlich strukturierten Anforderungen und Möglichkeiten klarer hervortritt. Die Männer-Biographien dieser Generation lassen sich nicht mehr einfach auf den Aspekt

der Erwerbsbiographie reduzieren, sondern sie müssen als *biographische Arrangements im Spannungsfeld von Beruf und Privatsphäre* aufgefaßt werden, die einerseits bestimmte Aspekte selektiv ausgrenzen und andererseits relativ dezidierte Schwerpunktbildungen aufweisen. Mit anderen Worten: Etwa ab Mitte der 70er Jahre ist die Lebensführung für Männer im Spannungsfeld von Beruf und Privatsphäre in ähnlicher, aber keineswegs identischer Weise kompliziert geworden, wie das für berufstätige Frauen schon immer der Fall war. Damit können Männer-Biographien aber auch ihre traditionelle Gradlinigkeit verlieren und je nach Lebensphase unterschiedliche Arrangements mit den gegebenen Verhältnissen aufweisen, was für weibliche Lebensentwürfe immer schon galt.

4. Fazit

Sollten sich die hier an qualitativem Material illustrierten Veränderungen in der Verknüpfung von Arbeit und Privatsphäre weiter erhärten, dann würde dies insbesondere folgende Thesen untermauern:

- (1) Die Biographien männlicher Arbeiter haben sich in den letzten drei Jahrzehnten in ihren Grundstrukturen stark verändert. Sie haben ihren in der Arbeit wurzelnden Identitätskern verloren und werden stärker von Verknüpfungen zwischen Beruf und Privatsphäre bestimmt.
- (2) Diese Verknüpfungen sind insgesamt heterogener geworden, wobei den beruflichen Bedingungen nach wie vor ein zentraler Einfluß zukommt, dessen Stoßrichtung sich jedoch anscheinend verändert hat. An die Stelle von biographischen Orientierungen, die von vornherein auf Beruf und Arbeit zugeschnitten sind, treten flexiblere Muster, die auf ungünstige berufliche Chancenstrukturen mit Bedeutungsverlagerungen auch aus der beruflichen Sphäre heraus reagieren können. Je nach subjektiven Ansprüchen können hierbei sowohl arbeitsinhaltliche Aspekte wie auch Gesichtspunkte der Arbeitsplatzsicherheit und des Einkommens zu entscheidenden Kriterien werden. Verlagerungen des biographischen Schwerpunkts aus dem Arbeits-

bereich heraus haben in Männerbiographien vermutlich einen stärkeren Substitutcharakter als bei Frauen.¹¹ Umgekehrt scheinen Männer auch eher bereit zu sein, stark arbeitszentrierte Biographien auszubilden, wenn eben die beruflichen Bedingungen und Entwicklungschancen den biographischen Erwartungen in hohem Maße entsprechen.¹²

- (3) In der Grundstruktur sind Angleichungstendenzen der Biographien männlicher Arbeiter an weibliche Biographiemuster unverkennbar: Auch Männer scheinen allmählich eine höhere Flexibilität in den biographischen Schwerpunktsetzungen auszubilden. Aber während bei Frauen in der Regel der Beruf die elastische Größe ist, die je nach familialer Situation entweder intensiviert oder eingeschränkt wird, scheint die Flexibilität in den männlichen Biographien eher umgekehrt eine Folge beruflicher Entwicklungen zu sein. Mit anderen Worten: Während Frauen stärker in der Währung beruflicher Entwicklungsmöglichkeiten für den im privaten Lebensbereich gesetzten Schwerpunkt bezahlen müssen, verhält es sich in den Biographien männlicher Arbeiter umgekehrt. Daß Männer unter Umständen für zu stark ausgeprägte berufliche Orientierungen im privaten Lebensbereich „bezahlen“ müssen, das ist eine Entwicklung neuerer Art. Auch sie hat durchaus etwas mit Angleichung zu tun.

Anmerkungen

¹ Bei diesem Aufsatz handelt es sich nicht um die Langfassung meines Soziologentagsbeitrags — sie ist unter dem Titel „Vom traditionellen Arbeiterbewußtsein zum individualisierten Handlungsbewußtsein“ bereits in der „Sozialen Welt“, H.4, 1988 erschienen — sondern um einen eigenständigen Beitrag zum Thema „Doppelsozialisation“.

² So konnte etwa von der feministischen Theorie gezeigt werden, daß die „Hausfrau“ erst ein typisches Produkt kapitalistischer Entwicklung ist: „Zweifelsohne reicht die Kennzeichnung der doppelten Freiheit des Lohnarbeiters, nämlich frei von Eigentum und frei, seine Arbeitskraft zu verkaufen, für die Frauenarbeit nicht hin. Frauen sind nämlich nicht in erster Linie „Trägerinnen“ von Arbeitskraft, die sie frei wären als Ware zu verkaufen, sondern sie stellen als ganze Personen ein Arbeitsvermögen dar, das wie eine natürliche Bedingung der Reproduktion anderer behandelt wird. Die Charakterisie-

rung entspricht dem, was ... als Kastensituation bezeichnet wurde... die Frauen werden gleichsam an ihre Gebärfähigkeit gebunden. Erst auf dieser Grundlage ist auch die weibliche Arbeitskraft eine Ware, dennoch bleibt sie immer von der Kennzeichnung, nicht „Herr“ ihrer selbst zu sein, geprägt.“ (Bennholdt-Thomsen 1983; 206) Diese Tendenz, Frauen auf die häusliche Reproduktionssphäre festzulegen, ist sicherlich ebenso ein Produkt der ökonomischen Konstruktion von Lohnarbeit wie der mit der Industrialisierung einhergehenden Trennung des familialen Lebensbereiches von der Sphäre der Erwerbsarbeit. Mit Beck 1986 ist allerdings davon auszugehen, daß im Zuge einer „Selbstrationalisierung der Moderne“ auch die in sie eingegangenen ständisch-askriptiven Elemente zunehmend obsolet werden. Und hierzu gehört ganz zentral das Muster einer am Geschlecht festgemachten Aufgabenteilung zwischen Erwerbs- und Reproduktionsarbeit.

³ Das Problem der Abstimmung zwischen dem familialen Lebensbereich und der Erwerbsarbeit wurde bereits kurz nach der Jahrhundertwende als wesentliches sozialpolitisches Problem der Frauenarbeit empirisch analysiert und benannt. In dem Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg nahm die Beschäftigung verheirateter Frauen deutlich zu. Vgl. hierzu insbesondere: Bernays 1909 u. 1912, Fürth 1909, Hermann 1912. Zur Entwicklung der Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen vgl. Lande 1912.

⁴ Welches Gewicht Frauen den beiden faktisch verknüpften Lebensbereichen Erwerbsarbeit und Familie zumessen, ist in der Frauenforschung der 70er und 80er Jahre höchst umstritten. Gerade an dieser Frage werden Positionsunterschiede sehr deutlich. Vgl.: Beck-Gernsheim 1980; Beckenschmidt 1980; Eckart/Jaerisch/Kramer 1979; Schöll-Schwinghammer 1979.

⁵ Die Verfolgung privater, außerhalb der Arbeitswelt angesiedelter Motive macht monotone Arbeitstätigkeiten subjektiv aushaltbar. Dabei verliert die Arbeit selbst als sozialer Erfahrungs- und Erlebnisraum an subjektiver Relevanz. Die „Instrumentalismusthese“ wurde in der Luton-Studie von Goldthorpe, Lockwood u. a. erstmals entwickelt. Sie hat auch die deutsche Industriesoziologie nachhaltig beeinflusst (z. B. Herkommer 1972; Knapp 1981; Kudera/Mangold/Ruff/Schmidt 1979; Schumann/Einmann/Siebel-Rebell/Wittmann 1982).

⁶ Die Interviewauszüge wurden einem umfangreichen qualitativen Interviewmaterial entnommen, das ca. 500 Interviews mit männlichen und weiblichen Beschäftigten in den Branchen Druckindustrie, Automobilindustrie, Feinkeramik, Textilindustrie und Versicherungswesen umfaßt. Es verteilt sich auf die Geburtsjahrgänge 1920 bis 1965 und konzentriert sich im wesentlichen auf Angelernte und Facharbeiter.

⁷ Bei der Diskussion der empirischen Belege für „Wertewandel“ hat sich sehr deutlich gezeigt, wie schwierig eine Trennung von Generations-, Alters- und Periodeneffekten ist. (vgl. z. B. Jagodzinsky 1985; Reuband 1985). Um wenigstens Alterseffekte auszuschließen, scheint es mir für den Beleg von Wandlungstendenzen unabdingbar zu sein, sich entweder auf ein bestimmtes Lebensalter zu konzentrieren oder aber, wie hier geschehen, mit inhaltlichen Hypothesen bestimmte biographische Phasen zu isolieren. Ein bloßer Vergleich von Alterskohorten vermag dagegen keine aussagefähigen Ergebnisse zu liefern.

⁸ Am instruktivsten geht diese Entwicklung aus den Jahrbüchern des IfD Allensbach hervor. Vgl. Jahrbücher 1950 bis 1983.

⁹ Vgl. hierzu die zusammenfassende Darstellung bei Piel 1983.

¹⁰ Vgl. hierzu im einzelnen Brock/Vetter 1984; 229 ff.

¹¹ Es gibt zahlreiche Hinweise für die These, daß die Verlagerung subjektiver Bedeutungszumessungen aus dem Lebensbereich Arbeit heraus nicht zuletzt eine Reaktion darauf darstellt, daß die eigene Arbeitstätigkeit nicht das an Selbstverwirklichung hergibt, was „eigentlich“ von ihr erwartet wird. Insbesondere Männer scheinen auf derartige Erfahrungen damit zu reagieren, daß sie die subjektive Bedeutsamkeit des Lebensbereichs Arbeit herunterstufen. Ob und inwieweit es sich allerdings hierbei tatsächlich um ein geschlechtsspezifisches Reaktionsmuster handelt, könnte erst ein systematischerer Vergleich offen legen.

¹² Zumindest für männliche Jugendliche gibt es empirische Belege, die darauf hindeuten, daß eine Teilpopulation unter entsprechenden „günstigen“ beruflichen Bedingungen bereit ist, den Beruf eindeutig in den Mittelpunkt der eigenen Biographie zu stellen. Vgl. den Überblick bei Brock/Otto-Brock 1988.

Literaturverzeichnis

BECK, U.: Risikogesellschaft — auf dem Wege in eine andere Moderne? Frankfurt 1986.

BENNHOLDT-THOMSEN, V.: Zur Bestimmung der geschlechtlichen Arbeitsteilung im Kapitalismus. In: v. WERLHOF u. a.: Frauen — die letzte Kolonie. Frankfurt 1983.

BERNAYS, M.: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie. Dargestellt an den Verhältnissen der „Gladbacher Spinnerei und Weberei“ AG zu München-Gladbach im Rheinland. In: Schriften des Vereins für Socialpolitik, 133. Bd., Leipzig 1910.

BERNAYS, M.: Berufswahl und Berufsschicksal des modernen Industriearbeiters. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Socialpolitik, 35. Bd., Tübingen 1913.

BROCK, D.: Der schwierige Weg in die Moderne. Zur Entwicklung der Lebensführung und des gesellschaftlichen Bewußtseins der Arbeiter von 1850 bis 1980, Manuskript, München 1987.

BROCK, D./ OTTO-BROCK, E.: Hat sich die Einstellung der Jugendlichen zu Beruf und Arbeit verändert? Wandlungstendenzen in den Berufs- und Arbeitsorientierungen Jugendlicher im Spiegel

quantitativer Untersuchungen (1955 bis 1985), in: ZfS. H.6, 1988.

BROCK, D./ VETTER, H.-R.: Alltägliche Arbeiterexistenz. Frankfurt/ New York 1982.

BROCK, D./ VETTER, H.-R.: Biographische Erosionsprozesse als Folge technologisch — sozialer Umbrüche. In: BROCK/ VETTER: Arbeit und Reproduktion, München 1984.

BUDE, H.: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Berlin 1985.

FÜRTH, H.: Mindesteinkommen, Lebensmittelpreise und Lebenshaltung. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd.33, Tübingen 1911.

GOLDTHORPE, J.H./ LOCKWOOD, D./ BECHHOFFER, F. u. a.: The Affluent Worker in the Class Structure, Cambridge 1969.

HERKOMMER, S.: Vom Elend der Industriesoziologie, in: Sozialistische Politik, Bd.16, 1972.

HERMANN, E.: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Wollhutindustrie, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 135, München/ Leipzig 1912.

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE: Jahrbücher der öffentlichen Meinung, 8 Bde., 1947-1983.

JAGODZINSKY, W.: Gibt es einen intergenerationellen Wertewandel zum Postmaterialismus? In: ZSE, H.1, 1985.

KERN, H./ SCHUMANN, M.: Neue Produktionskonzepte haben Chancen. In: Soziale Welt, H.1/2, 1984.

KNAPP, G.-A.: Industriearbeit und Instrumentalismus. Bonn 1981.

KUDERA, W./ MANGOLD, W./ RUFF, K. u. a.: Zum gesellschaftlichen und politischen Bewußtsein von Arbeitern, Frankfurt 1979.

LANDE D.: Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Berliner Maschinenindustrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 134, Leipzig 1910.

METZ-GÖCKEL, S./MÜLLER, U.: Der Mann. Hamburg 1985.

NOELLE-NEUMANN, E.: Werden wir alle Proletarier? Wertewandel in unserer Gesellschaft. Zürich/ Osnabrück 1978.

NOELLE-NEUMANN, E./ STRÜMPER, B.: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse. München/ Zürich 1984.

PIEL, E.: Die Flucht ins Private. In: Allensbacher Jahrbuch der De-

- moskopie 1978-1983. München/ New York/ London/ Paris 1983.
- REUBAND, K.H.: Arbeit und Wertewandel Mehr Mythos als Realität. In: KZfSS, H.4, 1985.
- SAUL, K./ FLEMMING, J./ STEGMANN, D. u. a.: Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Königstein 1981.
- SCHUMANN, M./ EINEMANN, E./ SIEBELREBELL, C. u. a.: Rationalisierung, Krise, Arbeiter. Eine empirische Untersuchung auf der Werft. Frankfurt 1981.
- STRÜMPER, B./ SCHOLZ-LIGMA, J.: Bewußtseins- und sozialer Wandel. Wie erleben die Menschen die Wirtschaft? In: LUTHE/ MEULEMANN: Wertewandel Faktum oder Fiktion? Frankfurt/ New York 1988.
- VOLLMER, R.: Die Entmythologisierung der Erwerbsarbeit. Frankfurt 1986.

Ernst-H. Hoff und Wolfgang Lempert

Kontroll- und Moralbewußtsein im beruflichen und privaten Lebensstrang von Facharbeitern

Zusammenfassung: Im folgenden Beitrag wird über einige Ergebnisse der Längsschnittstudie des Projekts „Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung“¹ berichtet. Sie betreffen das Kontroll- und das Moralbewußtsein bei jungen Metallfacharbeitern in den ersten Berufsjahren. In diesen beiden Merkmalsbereichen ist die Persönlichkeitsentwicklung nicht schon mit dem Jugendalter abgeschlossen. Auch im Alter zwischen 20 und 30 Jahren zeigen sich noch beträchtliche Veränderungen — vor allem solche von einfachen zu komplexen Formen des Kontrollbewußtseins sowie von vorkonventioneller zu konventioneller moralischer Urteilsfähigkeit. Diese Verläufe psychischer Entwicklung lassen sich auf Bedingungen und Ereignisse im beruflichen und privaten Lebensstrang zurückführen, die zumeist nicht isoliert voneinander, sondern in ihrem komplexen Zusammenspiel wirksam werden. Das läßt sich exemplarisch anhand von Fallstudien darstellen.

1. Einleitung

Einführend sind zunächst einige knappe Hinweise zur theoretischen Einordnung unseres Gegenstandsbereiches zwischen Soziologie und Psychologie sowie zu dem für uns zentralen Begriff des autonomen Handelns erforderlich.

Einerseits galten in soziologischen Studien zur beruflichen Sozialisation vielfach die Strukturen der Arbeit und deren Veränderungen zum Beispiel im Zuge des technischen Wandels als Determinanten von individuellen Verhaltensweisen und Bewußtseinsformen. In psychologischen Studien war andererseits zumeist die Annahme einer umgekehrten Determination leitend: Hier wurden bereits ausgebildete Persönlichkeitsunterschiede der Individuen als Ursachen für das unterschiedliche Ausmaß an Autonomie im beruflichen Handeln und bei der Gestaltung der Biographie angesehen (vgl. Kohn 1985). Demgegenüber gehen wir von einem interaktionistischen Verständnis der wechselseitigen, lebenslangen Beein-

flussung von Umwelt- und Persönlichkeitsstrukturen im Handeln beziehungsweise Verhalten aus. Dabei betrachten wir Persönlichkeitsstrukturen nicht als Ursache und Folge von bloß bereichsspezifischem, zum Beispiel nur beruflichem Handeln beziehungsweise Verhalten (andernfalls würde die Verwendung so umfassender Begriffe wie „Persönlichkeit“ oder „Identität“ kaum Sinn machen); anstelle der isolierten Betrachtung von speziellen Segmenten des Alltags oder von einzelnen Strängen der Biographie berücksichtigen wir vielmehr deren Gesamtzusammenhang.

Unsere interaktionistische Grundposition führt also notwendig erstens zu einer stärker psychologisch orientierten *soziologischen* Betrachtungsweise: Sozialstrukturelle Prozesse müssen daraufhin befragt werden, ob und wie weit sie nicht nur reaktives Verhalten, sondern auch autonomes Handeln der Individuen voraussetzen und zur Folge haben. Eines der bekanntesten Beispiele für eine derart integrative Sicht ist die Beschreibung des Zivilisationsprozesses und des darin entstehenden Bildes vom autonom handelnden Individuum bei Elias (1976). Wie sehr der Wandel der Lebensbedingungen gerade im zwanzigsten Jahrhundert eine Individualisierung der Lebensführung mit sich gebracht hat, ist von Brock für die Arbeiterschaft herausgearbeitet worden (vgl. dessen Beitrag im vorliegenden Sammelband). Und dieser Prozeß schreitet fort, das heißt man kann mit Kudera und Voss (vgl. deren Beitrag in diesem Band) davon ausgehen, daß die aktuellen Veränderungen vor allem der Erwerbsarbeit verstärkt ein aktives, rationales und autonomes Handeln des einzelnen bei der Organisation seines Alltags sowie bei der Gestaltung seines gesamten Lebenslaufes notwendig machen. Für die uns interessierende Gruppe von Facharbeitern muß darauf hingewiesen werden, daß sich deren berufliche Tätigkeitsprofile durch unterschiedliche, besonders komplexe Konstellationen *gleichzeitig* vorhandener Restriktionen und Spielräume für autonomes Handeln auszeichnen. Arbeitsalltag und Berufsverlauf erzwingen nicht nur reaktives Verhalten, sondern sie ermöglichen, ja erfordern zugleich in unterschiedlichem Ausmaß ihre eigene Ausgestaltung durch das autonome Handeln der Subjekte. Und über deren „Reproduktionsinteressen“ wird immer auch der private Lebensstrang durch das berufliche Handeln mitbestimmt.

Die interaktionistische Grundannahme führt ebenso notwendig zweitens zu einer eng auf diese soziologischen Überlegungen bezogenen *psychologischen* Analyse der individuellen Entwicklungsprozesse, die im Vordergrund dieses Beitrags stehen: Bereits die Auswahl relevanter Merkmale aus der Fülle vorhandener Persönlichkeitsdimensionen bestimmt sich hier danach, ob mit ihrer Hilfe erklärt werden kann, in welcher Weise Personen die sozialstrukturell vorgegebenen Spielräume und/oder Restriktionen tatsächlich wahrnehmen und autonom handelnd nutzen oder in ihrem Sinne beeinflussen können. Mit diesem leitenden Interesse haben wir uns auf das Kontroll- und Moralbewußtsein konzentriert. Denn beim Kontrollbewußtsein ist das Ausmaß an Autonomie im eigenen Handeln Gegenstand der persönlichkeitscharakteristischen Überzeugung beziehungsweise Reflexion. Es geht um die Sichtweise, mit der Personen sich selbst und eigenes Handeln in Relation zu ihrer Umwelt als selbst- und/oder als fremdbestimmt begreifen. Auch das Moralbewußtsein beziehungsweise die moralische Urteilsfähigkeit zielt auf individuelle Autonomie — jedoch speziell in bezug auf soziale Konflikte, das heißt angesichts antagonistischer Interessen und Intentionen von Individuen vor dem Hintergrund sozialer Normen und ethischer Prinzipien.

Beide Persönlichkeitsmerkmale werden im folgenden für sich behandelt, da wir die entsprechenden Konzeptionen bislang erst ansatzweise theoretisch und empirisch enger aufeinander bezogen haben (Hoff 1986). Wir beginnen mit dem Kontrollbewußtsein, dessen Formen kurz vorgestellt und dessen Entwicklungsverläufe dann für die von uns untersuchten Facharbeiter dargestellt und erklärt werden (Abschnitt 2). Zur Illustration des Zusammenwirkens von beruflicher und privater Sozialisation wird dann aus zwei Fallstudien zur Entwicklung des Kontrollbewußtseins berichtet (Abschnitt 3). In analoger Weise werden anschließend die Ebenen sowie die sozialen Entwicklungsbedingungen der moralischen Urteilsfähigkeit kurz erläutert und die Verläufe der Moralentwicklung beschrieben und mit der Biographie in Verbindung gebracht (Abschnitt 4). Auch hier folgen zwei Beispiele aus Fallstudien zur Veranschaulichung der Wechselwirkungen zwischen den Entwicklungsbedingungen im beruflichen und privaten Lebensstrang (Abschnitt 5). Da die präsentierten Beispiele unserer Ansicht nach für

sich sprechen, haben wir auf einen zusammenfassenden und kommentierenden Schlußabschnitt verzichtet.

Die Auswahl und Besonderheiten unserer Stichprobe sind an anderer Stelle (Hoff, Lappe und Lempert 1983) ebenso ausführlich dargestellt worden wie die Erhebungs- und Auswertungsmethoden zur Erfassung beider Merkmalsbereiche (Hoff 1989; Hoff und Hohner 1989; Spang und Lempert 1989). Hier sei nur auf die methodische Strategie der Hypothesenprüfung im Längsschnitt hingewiesen: 1980/81 wurden Metallfacharbeiter, die damals 23 Jahre alt waren, erstmalig mit Hilfe halboffener Intensivinterviews untersucht. (Hypothesen zur Genese ihres bis dahin ausgebildeten Kontroll- und Moralbewußtseins ließen sich daher nur anhand gleichzeitig erhobener retrospektiver biographischer Daten prüfen — auf die Ergebnisse dieses methodisch anfechtbaren Vorgehens gehen wir im folgenden nicht systematisch, sondern nur fallweise ein.) Von 1980/81 bis 1987 wurden für 19 Facharbeiter fortlaufend sämtliche Veränderungen und Ereignisse in der beruflichen und privaten Biographie registriert. In Kenntnis dieser Lebensläufe und des früheren Entwicklungsstandes der Persönlichkeit wurden 1986 pro Person detaillierte Prognosen zur weiteren psychischen Entwicklung formuliert und 1987, als dieselben Facharbeiter 30 Jahre alt waren, durch eine zweite Intensiverhebung zum Kontroll- und Moralbewußtsein überprüft.

2. Die Entwicklung des Kontrollbewußtseins

Das Kontrollbewußtsein einer Person wird als komplexes, in sich strukturiertes Vorstellungsmuster verstanden, welches die Gesamtheit kausaler Evaluationen von Verhalten beziehungsweise Handeln umfaßt. Seine Struktur und Form wird — so unsere theoretische Annahme — durch eine Grundvorstellung bestimmt, die man auch als individuelles „Paradigma“ bezeichnen kann. In Analogie zu einem wissenschaftlichen Paradigma, dem als Kern einer Theorie strukturierende Funktion zukommt und das in komplexen theoretischen Systemen ausdifferenziert und entfaltet wird, kann die individuelle Grundvorstellung — die grundlegende und verallgemeinerte Sichtweise der kausalen Beziehungen zwischen (eigener) Person, Umwelt und Verhalten beziehungsweise Handeln — als Kern der Mehrzahl von einzelnen Kontrollvorstellungen verstanden werden. Wir unterscheiden fünf solcher Grundvorstellungen oder Formen des Kontrollbewußtseins (Hoff 1986; Hohner 1987):

- Die *fatalistische Form* beinhaltet den Glauben an die bestimmende Macht von Zufällen, von Glück und Pech oder des Schicksals im eigenen Leben. Eigenes Verhalten und dessen Folgen werden nicht kausal mit Person- oder Umweltfaktoren in Verbindung gebracht — zumindest können solche Einflußfaktoren nicht präzise benannt werden; das eigene Leben und eigenes Verhalten erscheinen vielmehr als weitgehend unerklärlich, unberechenbar und unvorhersehbar.
 - Die *externe Form* läßt sich dadurch kennzeichnen, daß äußere Einflußfaktoren — zum Beispiel mächtige andere Personen, Institutionen, Sachzwänge usw. — als Bestimmungsfaktoren des eigenen Lebens angesehen werden. Hier gelten eigenes reaktives Verhalten und dessen Konsequenzen in erster Linie als extern determiniert. Personen mit diesem monokausalen Erklärungsmuster begreifen sich also einseitig als Objekte ihrer Umwelt.
 - Die *interne Form* stellt das Gegenstück dazu dar. Hier werden innere Einflußfaktoren — zum Beispiel Anlagen, Dispositionen, Fähigkeiten, Motive oder Anstrengungen — als die wesentlichen Ursachen eigenen Handelns und seiner Folgen angesehen. Personen begreifen sich also einseitig als Subjekte ihrer Umwelt. Sie erklären ihr Handeln jedoch ebenso wie diejenigen mit externaler Grundvorstellung deterministisch und monokausal.
- Diese Unterscheidungen sind aus der „Locus of Control“-Forschung im Anschluß an Rotter (1966) und Levenson (1974) bekannt. Unser Hauptkritikpunkt an der bisherigen Forschung (vgl. den Überblick bei Krampen 1982, 1987) ist jedoch, daß nur die Unterschiedlichkeit des „Locus“ beziehungsweise der Einflußquelle, nicht aber die Gemeinsamkeit der *deterministischen* Qualität von Kontrolle berücksichtigt und durch systematische Einbeziehung anderer Sichtweisen kausaler Beziehungen ergänzt wird². Demgegenüber umfaßt unsere eigene Konzeption weitere, theoretisch denkbare Formen kausaler Verknüpfungen:
- Die *deterministisch-additive Form* geht über die eben genannten monokausalen Denkfiguren hinaus und erscheint nicht mehr derart kontextunspezifisch. Hier sind gegenläufige Überzeugungen internaler und externaler, aber gleichermaßen deterministischer Art vorhanden, die an unterschiedliche Erfahrungs- und Lebensbereiche (z. B. an Arbeit und Freizeit) gebunden werden. Eine differenziertere Variante besteht darin, daß sich Personen auch innerhalb derselben Bereiche oder Situationen multikausal als selbst- und fremdbestimmt begreifen. Personenmerkmale und Umweltfaktoren werden zwar gleichermaßen berücksichtigt; sie gelten jedoch immer noch als voneinander unabhängige Determinanten des eigenen Erhaltens.
 - Die *interaktionistische Form*, die als die differenzierteste und komplexeste bezeichnet werden kann, beinhaltet demgegenüber den Gedanken einer reziproken kausalen Verknüpfung, einer ständigen wechselseitigen Beeinflussung innerer und äußerer Faktoren im eigenen Handeln und Leben. Personen begreifen sich selbst also nicht einseitig nur als Subjekt, nur als Objekt, oder teils (im einen Bereich, in einer Situation oder in einer Hinsicht) als Subjekt und teils (im anderen Bereich usw.) als Objekt; sie be-

trachten sich vielmehr immer gleichzeitig sowie im selben Kontext als Subjekt und Objekt ihrer Umwelt.

Diese theoretische Klassifikation hat sich bei der empirischen Beschreibung interindividueller Unterschiede bewährt: Die befragten Facharbeiter äußerten nicht bloß generalisierte, auf ihren gesamten Alltag und Lebenslauf bezogene Überzeugungen, die sich eindeutig jeweils nur einer dieser Formen zuordnen ließen; vielmehr konnten aus der Fülle der von uns erhobenen einzelnen Kontrollvorstellungen eines jeden Befragten zu seinem Handeln beziehungsweise Verhalten in ganz spezifischen situativen Kontexten (z. B. im Arbeitsalltag, in der Freizeit, in individuell wichtigen Erfahrungsbereichen, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) die immer wiederkehrenden und am intensivsten vertretenen Evaluationen ebenso eindeutig jeweils derselben Form zugeordnet werden (vgl. die detaillierte Beschreibung bei Hohner 1987; sowie Hoff und Hohner 1989).

Zum Zeitpunkt der *ersten Erhebung*, als unsere Untersuchungspartner 23 Jahre alt waren, kam ein internes Kontrollbewußtsein etwas häufiger vor (bei sieben Facharbeitern) als ein additiv-deterministisches (bei fünf Befragten) oder als ein interaktionistisches (bei sechs Facharbeitern). Die fatalistische Form bildete empirisch den Ausnahmefall (vgl. die beiden ersten Spalten in Tab. 1). Externale Überzeugungen wurden von keinem unserer Facharbeiter als dominante Sichtweise vertreten; es gab nur externale Anteile im Rahmen des additiven Musters. Das erscheint angesichts des weitverbreiteten Leitbildes vom Menschen als „seines eigenen Glückes Schmied“ auch nicht verwunderlich. Vermutlich ist eine Grundvorstellung, bei der die eigene Person ausschließlich als Objekt äußerer Kräfte begriffen wird, nur im pathologischen Bereich oder bei spezifischen Gruppen etwa von langfristig Arbeitslosen anzutreffen.

**Tabelle 1: Reale Veränderungen des Kontrollbewußtseins 1980–1987
Vergleich mit unseren Prognosen, für Veränderungen ausschlaggebende Lebensbereiche**

Form des Kontrollbewußtseins 1980/81	Fall Nr.	Ausmaß der Veränderung	Art der Veränderung	Prognose bestätigt	ausschlaggebender Bereich	Privat
fatalistisch	126	sehr stark	Übergang zur additiv-deterministischen Form	+	x	x
	104	mittel	Auflösung von rigider Internalität	+		x
internal-deterministisch	162	sehr stark	Übergang zur additiv-deterministischen Form	(+)	x	x
	101	leicht	Verfestigung von rigider Internalität	(+)	x	
	161	leicht	Verfestigung von rigider Internalität	–	x	
	165	sehr stark	Übergang zur interaktionistischen Form	(+)	x	x
	166	leicht	Verfestigung von rigider Internalität	+	x	x
	167	sehr stark	Übergang zur interaktionistischen Form	(+)	x	x
additiv-deterministisch	123	stark	Ausdifferenzierung, Fortfall von Segmentierung	+	x	
	106	leicht	Verschiebung zu stärker internalen Anteilen	+	x	
	108	mittel	Verschiebung zu stärker internalen Anteilen	+	x	x
	122	mittel	Verschiebung zu stärker internalen Anteilen	+	x	x
	107	mittel	Ausdifferenzierung, Verschiebung der Anteile	+	x	x
inter-aktionistisch	103	leicht	Ausdifferenzierung	+	x	x
	124	leicht	Ausdifferenzierung	+	x	x
	102	fast gar nicht	–	+	x	x
	121	fast gar nicht	–	+	x	x
	163	fast gar nicht	–	+	x	x
	164	fast gar nicht	–	+	x	x

Erläuterungen:
 + = Prognose trifft voll zu.
 (+) = Prognose trifft tendenziell zu.
 – = Prognose trifft partiell zu.
 – = Prognose trifft nicht zu.

Mit der *zweiten Erhebung*, als dieselben Facharbeiter 30 Jahre alt waren, ergab sich ein anderes Bild. Nun wiesen acht der Befragten das komplexeste, interaktionistische Vorstellungsmuster auf, sieben das ebenfalls relativ komplexe multikausale Muster der additiv-deterministischen Vorstellungen und nur noch vier die einfache monokausale Form von Internalität. Ein fatalistisches Kontrollbewußtsein war in keinem Falle mehr feststellbar.

Die unterschiedlichen Häufigkeiten 1980/81 und 1987 belegen bereits, daß Übergänge von früheren einfachen zu späteren komplexeren Formen des Kontrollbewußtseins stattgefunden haben müssen. Natürlich wäre es unzulässig, solche Häufigkeitsangaben bei einer derart kleinen Personenstichprobe mit Blick auf das Vorkommen entsprechender Formen des Kontrollbewußtseins in größeren Personengruppen zu interpretieren. Damit würde man auch völlig verkennen, worauf unsere Grundlagenforschung eigentlich zielt: nämlich auf detaillierte Verlaufsanalysen psychischer Entwicklung von etlichen, in sich höchst komplexen Merkmalsbereichen in Interaktion mit ebenso komplexen biographischen Prozessen, was forschungsökonomisch nur anhand einer kleinen Personenstichprobe realisierbar erschien. Generalisierende Aussagen (als Ziel jeglicher empirischen Sozialforschung) richten sich hier also darauf, *daß* es deutlich voneinander unterscheidbare Entwicklungsprozesse gibt, weiter: *wie* diese im einzelnen aussehen und schließlich: *warum* sie so und nicht anders verlaufen. *Wie häufig* solche Prozesse in welchen Populationen vorkommen, ist eine demgegenüber nachgeordnete Frage.

Wie gesagt, zeigt der Vergleich der Daten zu beiden Erhebungszeitpunkten also zunächst, *daß* es intraindividuelle Veränderungen gibt und daß die Persönlichkeitsentwicklung in dieser zentralen Dimension nicht bereits mit dem Jugendalter abgeschlossen ist, sondern auch noch bei Erwachsenen weiterläuft. Angesichts des entwicklungspsychologischen Forschungsstandes zu Kontrollkonzepten (vgl. Baltes und Baltes 1986) erscheint dieses erste Resultat keineswegs trivial. *Wie* die Entwicklungen im einzelnen aussehen, kann aus dem tabellarischen Überblick (vgl. Tab. 1, Spalten 3 und 4) abgelesen werden: Besonders auffällige Form- und Strukturveränderungen zeigen sich bei den Facharbeitern, die 1980/81 noch an die bestimmende Macht des Zufalls geglaubt oder die ihr Leben

und Verhalten ganz einseitig und ausschließlich als selbstbestimmt begriffen hatten. Diejenigen mit früher additiv-deterministischer Sichtweise haben sich ebenfalls noch beträchtlich verändert — nicht in der Form, wohl aber in der Feinstruktur. Und nur die früheren „Interaktionisten“ sind sich in Form und Feinstruktur ihres Kontrollbewußtseins gleichgeblieben; sie weisen allenfalls leichte Ausdifferenzierungen auf. Damit bestätigen sich unsere theoretischen Überlegungen zur Entwicklungsrichtung (Hoff 1986, S. 83 ff.) empirisch in allen Fällen: Das Kontrollbewußtsein verändert sich nur von den einfachen hin zu den komplexen Formen, nicht jedoch in umgekehrter Richtung. Daneben finden Verschiebungen von internalen und externalen Anteilen³ sowie Verfestigungen und Ausdifferenzierungen der internen Struktur statt, auch wenn es bei derselben Form bleibt.

Zur *Erklärung* der Entstehung aller einzelnen Formen des Kontrollbewußtseins hatten wir ursprünglich sehr allgemein gehaltene Hypothesen formuliert, von denen hier nur diejenigen angeführt werden, die die Entwicklung der internalen, der additiven sowie der interaktionistischen Form betreffen:

- Berechenbare objektive Handlungsspielräume und Handlungsfolgen bedingen die Ausbildung eines *internalen* Kontrollbewußtseins. Soweit diese Bedingungen in allen Lebensbereichen konsistent und biographisch kontinuierlich anzutreffen sind, wird diese Bewußtseinsform bereichsübergreifend rigide, verfestigt sich und trägt zugleich ihrerseits zur biographischen Stabilisierung dieser Lebensbedingungen bei.
- Das kontinuierliche Nebeneinander von Lebensbereichen, Situationen, Rollen oder Rollensegmenten mit berechenbaren Restriktionen einerseits und solchen mit berechenbaren Handlungsspielräumen und Erfolgchancen andererseits bedingt die Ausbildung eines *deterministisch-additiven* Kontrollbewußtseins. Je schärfer hier die Lebensstränge voneinander abgegrenzt sind, desto rigider werden die internalen und externalen Anteile des Bewußtseins daran gebunden und tragen ihrerseits zunehmend zu dieser Segmentierung bei. Je stärker die Bereiche dagegen in sich restriktive *und* nichtrestriktive Situationen beinhalten, desto differenzierter und flexibler wird das Kontrollbewußtsein und trägt seinerseits zur Bewältigung und zum Abbau restriktiver Situationen bei.
- Die kontinuierliche Gleichzeitigkeit von objektiven Restriktionen und Freiheitsgraden innerhalb von Situationen im Beruf sowie im Privatleben bedingt die Ausbildung eines *interaktionistischen* Kontrollbewußtseins. Je flexibler diese Bewußtseinsform auf die variierenden objektiven Freiheits-

grade gerichtet ist, desto eher trägt sie ihrerseits dazu bei, daß Spielräume für eigenes Handeln wirklich genutzt und daß Restriktionen bewältigt und abgebaut werden können.

Ausgehend vom 1980/81 festgestellten Entwicklungsstand und in Kenntnis aller biographischen Wechsel im Ausmaß und Verhältnis von beruflichen sowie privaten Handlungsspielräumen und Restriktionen konnten wir diese Hypothesen 1986 in exakte Prognosen für jeden einzelnen unserer Untersuchungspartner umsetzen⁹. An dieser Stelle kann nur kurz auf die Ergebnisse der Überprüfung unserer Prognosen anhand der 1987 erhobenen Daten eingegangen werden (vgl. Spalte 5 in Tab. 1).

In 13 von 19 Fällen bestätigten sich unsere Prognosen bis in alle Einzelheiten. Genauer: Während wir die frühere Ausbildung des fatalistischen Kontrollbewußtseins beim Befragten 126 (vgl. Tab. 1) anhand der retrospektiven biographischen Angaben auf „zufällige“, das heißt auf subjektiv unberechen-, unerklär- und unbeeinflussbare Lebensereignisse zurückführen konnten, prognostizierten wir nun dessen weitere Transformation in die additive Form aufgrund berechen- und zumindest teilweise beeinflussbarer objektiver Veränderungen beruflicher sowie privater Art. Zu dieser Entwicklung kam es tatsächlich — aus einer fatalistischen wurde eine Person, die sich teils als Subjekt, teils als Objekt ihrer Umwelt begriff. Bei allen Befragten, die früher bereits ein solches additives Muster ausgebildet hatten (Nr. 123, 106, 108, 122, 107, vgl. Tab. 1), prognostizierten wir aufgrund einer Zunahme beruflicher und/oder privater Kontrollchancen bei gleichzeitiger Abnahme von Restriktionen entsprechende Verschiebungen im Rahmen ihres additiven Vorstellungsmusters hin zu stärker internalen Anteilen. Eine solche Entwicklung war realiter ebenso nachweisbar wie die einer Ausdifferenzierung des additiven oder des interaktionistischen Vorstellungsmusters (Nr. 107, 103, 124). Wie vorhergesagt waren hier besonders komplexe objektive Konstellationen gleichzeitig nebeneinander bestehender Handlungsspielräume und Restriktionen, Einflußmöglichkeiten und Handlungsbarrieren ausschlaggebend. Schließlich hatten wir auch mit dem Gleichbleiben der bereits sehr differenziert ausgebildeten interaktionistischen Vorstellungsmuster gerechnet (Nr. 102, 121, 163, 164), von der wir annahmen, daß sie allenfalls in extrem pathogenen Situationen wie-

der zugunsten einfacherer Muster aufgegeben wird. Auch diese Erwartung hat sich bestätigt.

Lediglich mit den stärksten Veränderungen (Nr. 162, 165, 167) hatten wir nicht in diesem Maße gerechnet. Hier trafen unsere Prognosen (ebenso wie beim Befragten 101) zwar tendenziell zu, nur hatten wir das Tempo der Entwicklung unterschätzt: Strukturveränderungen oder Übergänge in Richtung auf komplexere Vorstellungsformen waren zwar aufgrund des Nebeneinanders von Kontrollchancen und deren Fehlen auch bei diesen drei Befragten erwartet worden — aber nicht derart weitreichende wie die tatsächlich festgestellten.

In einem Fall (Nr. 104) mußten wir uns verschätzen, da uns Informationen über objektive Entwicklungsbedingungen im Privatbereich des betreffenden Facharbeiters nicht zur Verfügung standen, sondern erst später mitgeteilt wurden. Und nur einen Entwicklungsverlauf (Nr. 161) haben wir wirklich *falsch* eingeschätzt. Anstelle einer prognostizierten Auflösung von Internalität im Zuge einer neuen, sehr komplexen Arbeitstätigkeit zeigte sich tatsächlich eine Verfestigung von Internalität, weil subjektiv für diesen jungen Facharbeiter die Tatsache des erfolgreichen, selbstinitiierten Betriebswechsels an sich als Bestätigung der eigenen Überzeugung galt (vgl. dazu Anm. 4).

3. Zwei Beispiele zur Entwicklung des Kontrollbewußtseins im beruflichen und privaten Lebensstrang

Bei all den behandelten Entwicklungen wirkten berufliche und private Bedingungen zusammen: Tabelle 1 zeigt (in den letzten beiden Spalten), daß sich die beruflichen Faktoren nur in vier Fällen isoliert als ausschlaggebend, bei den übrigen Untersuchungspartnern dagegen kaum losgelöst von den privaten Lebensbedingungen betrachten lassen. Aber selbst wenn sie den Ausschlag geben — das demonstriert unser gleich folgendes erstes Beispiel — können berufsbiographische Ereignisse und ihre Folgen nicht als einzige Ursachen, sondern allenfalls als wichtigste Auslöser für Persönlichkeitsentwicklung benannt werden. Diese Entwicklung wird auch

hier letztlich und langfristig durch die komplexe Konfiguration beider Lebenssphären bestimmt.

Der *Befragte 123* ist gelernter Universalfräser. 1980 weist er ein Kontrollbewußtsein auf, dessen additiv-deterministische Form ähnlich wie bei anderen unserer Untersuchungspartner — nur viel schärfer ausgeprägt und insofern prototypisch — von der Vorstellung eines segmentierten Alltags bestimmt ist: In der Arbeit sieht er sein Verhalten und dessen Resultate als ausschließlich fremdbestimmt, als durch Zwänge und Vorgesetzte völlig determiniert. Allerdings kommt hier eine Mischung aus internalen und fatalistischen Vorstellungen hinzu nach dem Motto: „Ich muß das alles nur zäh durchstehen, dann habe ich irgendwann auch einmal Glück.“ Nur in seiner Freizeit sieht er sich wirklich frei: Hier ist er es selbst, der nun umgekehrt ebenso ausschließlich sein Leben und Handeln determiniert. Identität erscheint bei ihm also nicht als subjektiv bewußt vertretenes Postulat einer inneren Konsistenz oder Einheitlichkeit der eigenen Person. Im Gegenteil: Dieser Befragte hindert sich selbst an der Reflexion jener Inkonsistenz, die dem Außenstehenden bei der Analyse seines Kontrollbewußtseins ins Auge fällt, indem er subjektiv die These einer strikten Neutralität beziehungsweise Segmentation der Lebensbereiche im eigenen Denken, Fühlen und Handeln vertritt. Er hat das Klischee „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps“ auf sich persönlich bezogen und behauptet eine Unabhängigkeit zwischen sich selbst in der Arbeit und sich selbst in der Freizeit⁸. Der gesamte retrospektiv berichtete Verlauf der Biographie spricht für unsere zuvor genannte Hypothese: Soweit er zurückdenken kann, war für diesen Befragten die völlig „freie“ Zeit (z. B. in „Banden“ von Gleichaltrigen) das kompensatorische Gegenstück zu allen anderen, in sich höchst restriktiven Lebensbereichen, und die Segmentation der Sphären setzte sich als Voraussetzung dieser additiven Form von Kontrollbewußtsein bis in die ersten Berufsjahre fort. Die wenig qualifizierende Lehre als Universalfräser führt zu einem schroffen berufsbiographischen Bruch beim Eintritt in die eigentliche Erwerbstätigkeit: Dieser Facharbeiter kann mangels entsprechender Arbeitsplätze im Ausbildungsbetrieb zunächst nicht ausbildungsadäquat eingesetzt werden; deshalb wird er ein Jahr lang von einem restriktiven Arbeitsplatz zum anderen geschoben. Es handelt sich

um insgesamt sieben Wechsel zwischen zum Teil im Akkord bezahlten Arbeiten im Produktionsbereich, wie sie auch von Angelernten verrichtet werden können. Angesichts der Arbeitsmarktlage muß er sich „schieben“ lassen, bis er schließlich an einen etwas anspruchsvolleren Arbeitsplatz gerät: Er arbeitet dann lange Zeit — wiederum im Akkord und in Wechselschicht — an einer NC-Fräsmaschine zur Bearbeitung großer Turbinenwellen. Den Restriktionen, Überforderungen und dem Stress in der Arbeit setzt dieser Befragte die scheinbar ganz andere „freie“ Freizeit kompensatorisch entgegen. Hier wird eine „Auto“-Biographie (im ungewöhnlichen Sinne dieses Wortes) sichtbar: Der private Lebensstrang strukturiert sich nach der raschen Abfolge der erworbenen Autos. Das Bewußtsein von individueller Freiheit bezieht sich auf seine Autoleidenschaft. Durch allzu „rasantes“ Fahren kommt es zu einer Kette von Unfällen, Neuanschaffungen und wachsenden Schulden, die den Befragten lange Zeit dazu zwingen, am Rande des Existenzminimums zu leben, um dem ökonomischen Ruin zu entgehen. Dann aber wendet sich sein „Schicksal“: In dem Großbetrieb, in dem unser Untersuchungspartner arbeitet, kommt es Ende 1983 zu Massenentlassungen, von denen auch er betroffen ist. Nach kurzer Arbeitslosigkeit findet er eine völlig andere Arbeit — und zwar überraschender Weise als Busfahrer. Neben dem Zwang zur Arbeitssuche und der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt für Kraftfahrer war dabei der Rat der Eltern seiner Freundin ausschlaggebend. Damit erfüllt sich für ihn die frühere Vorstellung vom künftigen Glück, und auf ungeahnte Weise schließt sich die tiefe Kluft zwischen dem beruflichen und privaten Lebensstrang. Dieses wohl wichtigste Ereignis in seiner gesamten Biographie bringt eine Arbeitstätigkeit mit sich, die im Vergleich zu früher neben Restriktionen (im Bereich körperlicher und psychischer Belastungen) auch kontinuierliche Handlungsspielräume (im Sinne höherer Anforderungen an die Handlungsregulation) aufweist. So ausschlaggebend die berufliche Veränderung auch ist, so sehr wird dadurch zugleich die Freizeit tangiert, die ihre kompensatorische Funktion verliert. An die Stelle der früheren (objektiven) Segmentation tritt nun eine Angleichung der Lebenssphären, die zu derjenigen Veränderung des Kontrollbewußtseins beiträgt, die wir prognostiziert hatten und die 1987 auch tatsächlich feststellbar war:

Zwar geht dieser Facharbeiter immer noch von der Determination seines Lebens und Handelns teils durch äußere Einflüsse, teils durch eigene Kräfte aus; aber diese Sichtweise ist grundsätzlich differenzierter und flexibler geworden, das heißt sie gilt nun *innerhalb* der Arbeit ebenso wie *innerhalb* der Freizeit. Die Intensität, mit der er sich 1980 in eine Privat- und in eine Berufsperson hat aufspalten müssen, ist einem Verständnis der ständigen positiven Generalisierung des eigenen Denkens, Fühlens und Handelns von Arbeit auf Freizeit sowie von Freizeit auf Arbeit gewichen. Einerseits ist es bei einem nativistischen Verständnis eigener Fähigkeiten geblieben: Sein Können als Autofahrer begreift er als angeboren. (Die früheren Unfälle führt er bezeichnender Weise nicht mehr auf den Zufall, sondern auf das Verschulden aller Beteiligten zurück.) Andererseits tritt daneben ein früher nur ansatzweise und nun sehr intensiv vertretenes subjektives Konzept von Selbstkontrolle, das heißt von Willenskraft, die er sich selbst zu beweisen sucht.

Als zweiten exemplarischen Fall haben wir den *Befragten 167* ausgewählt, da hier eine unerwartet schnelle Entwicklung stattgefunden hat, die nur mit der Kumulation von Veränderungen im beruflichen und privaten Lebensstrang erklärbar ist. Dieser gelernte Werkzeugmacher weist 1980 ein internes Kontrollbewußtsein auf. Geradezu rigide, das heißt mit Blick auf alle berichteten Situationen, Lebens- und Erfahrungsbereiche begreift er sich ausschließlich als Herr seines eigenen Lebens und Handelns und führt seine dazu erforderlichen Eigenschaften auf Erbanlagen zurück; daneben schreibt er sich eine von Kindheit an ausgeprägte Selbständigkeit, die Bereitschaft zur „harten Arbeit an sich selbst“ sowie Ehrgeiz zu. Diese internalen Überzeugungen, auf deren Genese wir hier nicht eingehen, beeinflussen seinen weiteren Lebenslauf und werden ihrerseits zunehmend in der Biographie von 1980 bis 1987 verändert. Nach der Lehre wird auch dieser Facharbeiter ausbildungs-inadäquat eingesetzt, da keine Stelle im Werkzeugbau frei ist. Um im angesehenen Lehrbetrieb bleiben zu können, läßt er sich als Universalschleifer anlernen. Er wird als qualifizierter Arbeiter geschätzt, und so bietet man ihm nach 1 1/2 Jahren eine Tätigkeit als Einrichter an, die zwar immer noch unter seinem Ausbildungsniveau liegt, mit der jedoch ein ganz allmählicher, mühevoller Aufstieg innerhalb des Betriebes beginnt. 1984 wird er Vertreter des

Meisters in seiner Abteilung, nimmt die Anstrengung eines Meisterkurses auf sich und wird schließlich selbst Meister. Während dieser Zeit macht er Erfahrungen mit der für solche Tätigkeiten typischen „Sandwich-Position“, das heißt hier kommen vermehrte Handlungsspielräume (nämlich gegenüber Untergebenen) gleichzeitig in ein und derselben Berufsrolle mit zum Teil ebenfalls vermehrten Restriktionen (nämlich durch Vorgesetzte auf höherer Ebene oder durch nun erfahrbare überindividuelle Zwänge in der Organisation der Produktion) zusammen. Eine strukturell ähnliche Zunahme von Handlungschancen und gleichzeitigen Einschränkungen ergibt sich im Privatleben: Während die frühere Freizeit hedonistisch ausgelebt wurde und nur von eigenen Interessen geprägt war, ändert sich sein Leben, als er mit einer Freundin zusammenzieht und — früher als die meisten anderen Befragten — eine Familie mit inzwischen zwei Kindern gründet. Dies führt dazu, daß er neben Freiräumen nun zunehmend auch in der Privatsphäre mit Verantwortung, Pflichten und Restriktionen konfrontiert ist. Dadurch bilden sich nicht bloß, wie von uns prognostiziert, externale Anteile im Rahmen eines additiv-deterministisch werdenden Kontrollbewußtseins aus, sondern er entwickelt darüber hinaus ein noch komplexeres interaktionistisches Bewußtsein und sieht sich immer zugleich als Subjekt und Objekt seiner Welt. In diesem Zusammenhang sei schließlich erwähnt, daß es nicht nur die parallel verlaufenden Ereignisse und Bedingungen, sondern gerade die Bezüge zwischen den Lebenssträngen sind, die seine Entwicklung mit vorantreiben: Diesem Facharbeiter ist selbst klar, daß er zu seinem beruflichen Aufstieg einerseits aus eigener Kraft beiträgt, *weil* er andererseits angesichts der äußeren Umstände im Privatleben (die Familiengründung erfordert eine größere Wohnung usw.) auch auf einen Lohnanstieg angewiesen ist. Und *weil* er beruflich vorankommen möchte, muß er mit seiner „freien“ Zeit haushalten und den Meisterkurs nach Feierabend mit seinem Familienleben vereinbaren.

4. Die Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit

Moralische Urteilsfähigkeit heißt — nach Überlegungen unter anderem von Kohlberg (1984) und Habermas (1983) — die Fähigkeit, für soziale Konflikte Lösungen vorzuschlagen und so zu begründen, daß sie allgemein zustimmungswürdig erscheinen. Im Unterschied zu erfolgsorientierten strategischen Urteilen sind moralische Urteile also konsensorientiert. Während das Kontrollbewußtsein vor allem dazu beiträgt, ob gegebene Handlungsspielräume, das heißt Freiheitsgrade betrieblicher Arbeit, berufsbiographischer Verläufe und außerberuflicher Gegebenheiten überhaupt wahrgenommen und genutzt werden, bestimmt die moralische Urteilsfähigkeit mit, in welcher Weise das geschieht. Gleichzeitig wird auch *ihre* Entwicklung durch Arbeitsbedingungen, Betriebsstrukturen und Berufsverläufe einerseits und private Lebensverhältnisse und deren Veränderungen andererseits beeinflusst (vgl. Lempert 1988a, b).

Nach der Konfliktlösungskapazität (bzw. Konsensfähigkeit) lassen sich mehrere *Ebenen moralischen Denkens* unterscheiden, die — ähnlich wie bestimmte Formen des Kontrollbewußtseins — wegen ihrer steigenden Komplexität in der Ontogenese nacheinander erreicht werden⁶:

- die *vorkonventionelle* oder *egozentrische* Ebene, auf der der Urteilende dem eigenen Standpunkt verhaftet bleibt, primär nach seinen persönlichen Bedürfnissen, Interessen, Wünschen und Vorlieben entscheidet, Orientierungen anderer Personen allenfalls wahr-, aber nicht ernstnimmt und zwischen erfolgs- und konsensversprechenden Überlegungen noch nicht klar zu trennen vermag;
- die *konventionelle* oder *soziozentrische* Ebene, auf der er sich vor allem nach den Interessen und Intentionen von Mitmenschen, weiterhin nach Interaktionsregeln sowie institutionellen und gesellschaftlichen Normen richtet, persönliche Opfer als gerechtfertigt betrachtet und nach sozialer Anerkennung strebt, in einem fortgeschrittenen Stadium auch kluge Kompromisse befürwortet, aber kaum zwischen Konformität gegenüber herrschenden Normen und Gehorsam gegenüber geltenden Gesetzen einerseits und Orientierungen an moralischen Prinzipien andererseits unterscheiden kann;
- die *postkonventionelle* oder *äquilibrierte* Ebene, auf der er zwischen individuellen Forderungen und sozialen Erfordernissen nach — als solchen präferierten — moralischen Prinzipien wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtig-

keit kritisch und kreativ auszugleichen versucht, dabei Eigenarten von Personen und Besonderheiten von Situationen differenziert berücksichtigt und mögliche Folgen alternativer Konfliktlösungen vorausschauend abschätzt.

Darüber hinaus wird auf den ersten beiden Ebenen zwischen je zwei Stufen differenziert.

Nach einschlägigen Veröffentlichungen vor allem von Durkheim (1973), Piaget (1973), Kohlberg (1976), Hoffmann (1977), Garbarino und Bronfenbrenner (1986) wird die Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit des einzelnen durch eine ganze Reihe *soziobiographischer Bedingungen* gefördert (vgl. Lempert 1988c).

So können als *generelle Voraussetzungen moralkognitive Fortschritte* angesehen werden:

- die offene Konfrontation mit sozialen Problemen und Konflikten (sie erzeugen vielfach intrapsychische, genauer: kognitive Konflikte, die nur auf einem höheren als dem bereits erreichten Niveau moralischen Denkens gelöst werden können),
- Chancen zur Teilnahme an — relativ symmetrischen — Kommunikationsprozessen (sie erleichtern die Wahrnehmung, Artikulation und Beurteilung gegensätzlicher Orientierungen und fördern die Auseinandersetzung mit individuellen, sozialen, kulturellen und moralischen Perspektiven) und
- Möglichkeiten der Mitwirkung an kooperativen Entscheidungen (und folglich der Mitbestimmung gemeinsamer Angelegenheiten — sie begünstigt die Identifikation mit den Regeln und Ergebnissen der Kooperation, diese werden dann zu verbindlichen Maßstäben und Motiven individuellen Handelns).

Als spezielle Bedingungen, die vor allem die *Ausbildung konventioneller Urteilsstrukturen* in der Kindheit vorbereiten und im Jugendalter ermöglichen, wurden identifiziert:

- die stabile emotionale Zuwendung und soziale Anerkennung vor allem durch Eltern und andere Autoritätspersonen (solche beständige Wertschätzung schafft und stärkt das Vertrauen in andere Menschen und in die eigene Person, läßt Gefühle der Geborgenheit und der Zusammengehörigkeit entstehen und befähigt zum Verstehen und Respektieren der Mitmenschen) und
- Information über soziale Folgen individuellen (Fehl-)Verhaltens und Handelns (sie macht auf Konsequenzen aufmerksam, die das eigene Tun und Unterlassen für das Wohl und Wehe anderer Personen nach sich zieht).

Für den *Übergang zum postkonventionellen Denken*, der, wenn überhaupt, frühestens gegen Ende der Adoleszenzphase, meist aber erst im Erwachsenenalter stattfindet, sind nach der relevanten Literatur zwei weitere soziale Voraussetzungen erforderlich:

- die Konfrontation mit divergierenden Regeln, Normen und Werten auf der Grundlage konvergierender liberaler und egalitärer Prinzipien (hierdurch wird häufig eine Orientierungskrise ausgelöst, deren eigenständige Verarbeitung die „Entdeckung“ dieser Prinzipien impliziert) und
- Chancen zur Übernahme von echter Verantwortung für die Gestaltung des eigenen Lebens und für andere Personen (ohne solche Nötigung zur „Versöhnung“ individueller Bedürfnisse mit sozialen Verpflichtungen „versendet“ das moralische Denken leicht in relativistischer Unverbindlichkeit).

Dabei spielen sowohl berufliche als auch außerberufliche Bedingungen sowie deren Verhältnis zueinander eine Rolle.

Unsere *Ergebnisse* bestätigen die skizzierten Annahmen (bzw. die daraus abgeleiteten individuellen Prognosen) weitgehend, sowohl im Hinblick auf die ontogenetische Sequenz der Niveaus moralischen Argumentierens als auch in bezug auf deren soziobiographische Entwicklungsbedingungen.

Betrachten wir zunächst die Verteilungen jener 19 Lehrabsolventen, deren Entwicklung wir über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg beobachtet haben, auf die drei Ebenen moralischen Denkens am Anfang und am Ende der Beobachtungsperiode:

1980/81 streuten die Argumentationsstrukturen der interviewten Facharbeiter (die damals – wie gesagt – etwa 23 Jahre alt waren) also noch über alle drei Ebenen (vgl. Schaubild 1): Zwar urteilte das Gros (zwölf Befragte) überwiegend oder durchgängig konventionell; daneben aber zeigten vier Befragte noch starke vorkonventionelle Tendenzen, und drei urteilten überwiegend oder durchgängig postkonventionell.

1987, das heißt als die Befragten rund 30 Jahre waren, sind auch jene Lehrabsolventen, die zuvor noch überwiegend vorkonventionell argumentiert hatten oder sich noch mitten im Übergang zum konventionellen Denken befanden, ganz oder zumindest weitgehend zum konventionellen Denken übergegangen, und auf der postkonventionellen Ebene befinden sich jetzt bereits vier unserer Untersuchungspartner (vgl. Schaubild 2).

Die Einstufungen der einzelnen Befragten zu den zwei Erhebungszeitpunkten weichen zum Teil erheblich voneinander ab (vgl. Schaubild 3). Werden auch kleinere Veränderungen berücksichtigt, so sind bei insgesamt 13 Befragten Progressionen zu erkennen. Zwei Lehrabsolventen argumentieren 1987 zwar etwas unter-

halb ihres früheren Niveaus; dabei handelt es sich aber vermutlich um „Meßfehler“ (das eine Interview wurde unter starkem Zeitdruck ausgeführt, beim zweiten waren Interviewer und Befragter übermüdet). Ergänzend sei angemerkt, daß während unserer Untersuchungsperiode nicht nur die *interindividuelle* Streuung der moralischen Urteile der untersuchten Facharbeiter abgenommen hat; entgegen unseren Erwartungen, nach denen eher mit Verfestigungen bereichsspezifischer Urteilsstrukturen zu rechnen war, ist auch die *intraindividuelle* Varianz des Argumentationsniveaus, das heißt die Streuung der Stellungnahmen, die identische Befragte zu fünf vorgegebenen Konflikten⁶ abgaben, in diesem Zeitraum stark geschrumpft: 1980/81 streuten die Argumentationen bei acht Lehrabsolventen über anderthalb oder zwei Stufen und nur bei zweien höchstens über eine halbe Stufe; 1987 lagen die am höchsten und die am niedrigsten eingestuften Stellungnahmen nur noch bei einem Befragten eineinhalb Stufen auseinander, bei acht Untersuchungspartnern wichen sie dagegen nicht mehr als eine halbe Stufe voneinander ab. Das Niveau des moralischen Denkens ist während der sechs bis sieben Jahre, über die sich unsere Längsschnittstudie erstreckt, also nicht nur bei den meisten Untersuchungspartnern angestiegen, sondern auch in sich konsistenter geworden⁷.

Wie das Kontrollbewußtsein ist also auch die moralische Urteilsfähigkeit ein Persönlichkeitsmerkmal, das sich im Erwachsenenalter noch wesentlich entwickeln kann, und zwar ebenfalls in mehr als einer Hinsicht.

Fragen wir auch hier nach *Erklärungen*: Wieweit haben wir die Veränderungen und Stabilisierungen des Argumentationsniveaus der Befragten, die am Ende des Längsschnitts festgestellt wurden, aufgrund ihres Entwicklungsstands 1980/81 und ihrer Berufsverläufe und privaten Lebensverhältnisse richtig prognostiziert?

Beginnen wir wieder mit einer Übersicht (vgl. Schaubild 3): In 14 Fällen trifft unsere Vorhersage völlig zu; das heißt es hat eine erwartete Progression stattgefunden (zehn Befragte), oder die moral-kognitive Entwicklung hat erwartungsgemäß stagniert (vier Befragte). In einem Fall haben wir die Entwicklung des betreffenden Lehrabsolventen nur tendenziell richtig vorhergesagt und eine Niveausteigerung prognostiziert, die auch eingetreten ist, aber weiter führte, als wir erwartet hatten. In fünf Fällen dagegen haben wir

Schaubild 1: Niveaus der moralischen Urteilsfähigkeit 1980/81

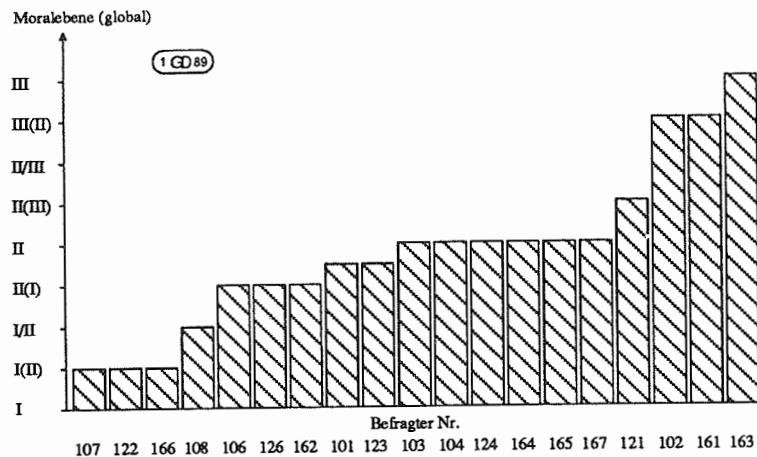
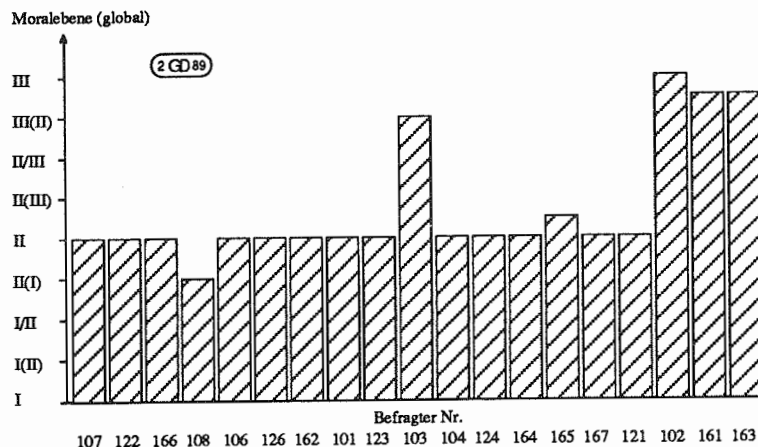


Schaubild 2: Niveaus der moralischen Urteilsfähigkeit 1987



Erläuterungen:

Moralebene (global)

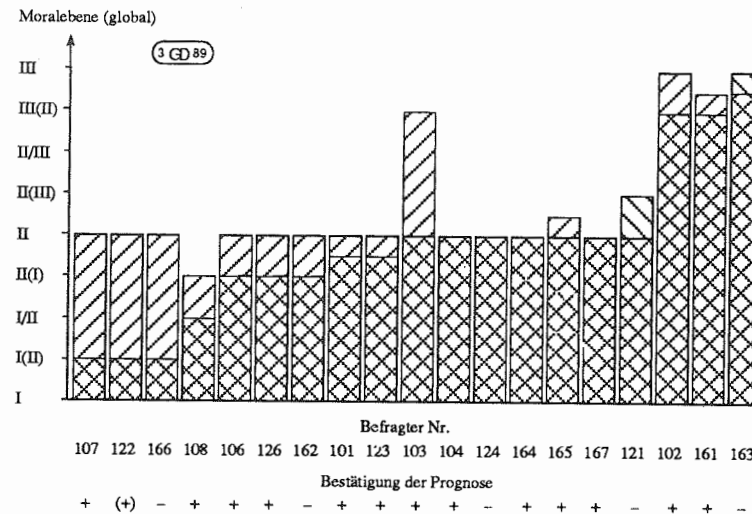
I(II) = überwiegend vorkonventionell, aber zum Teil schon konventionell.

I/II = etwa gleichermaßen vorkonventionell und konventionell.

II(I) = überwiegend konventionell, aber zum Teil noch vorkonventionell.

II = durchgängig konventionell usw.

Schaubild 3: Veränderungen der moralischen Urteilsfähigkeit 1980 bis 1987



Erläuterungen:

Moralebene (global)

I(II) = überwiegend vorkonventionell, aber zum Teil schon konventionell

I/II = etwa gleichermaßen vorkonventionell und konventionell

II(I) = überwiegend konventionell, aber zum Teil noch vorkonventionell

II = durchgängig konventionell usw.

Veränderung

Progression

Regression

Bestätigung der Prognose

+ = Prognose trifft voll zu.

(+) = Prognose trifft tendenziell zu: Veränderung in der erwarteten Richtung.

- = Prognose trifft nicht zu: erwartete Veränderung nicht eingetreten oder unerwartete Veränderung eingetreten (dabei beruhen drei dieser fünf Fälle auf "Meßfehlern").

uns mehr oder weniger geirrt. Hierzu zählen zunächst die zwei bereits erwähnten scheinbar regredierten Untersuchungspartner sowie ein ehemals durchgängig konventionell orientierter Befragter, bei dem wir 1987 zumindest *eine* überwiegend postkonventionelle Stellungnahme erwartet hatten, der aber angesichts aller fünf Konflikte unseres „moralischen Interviews“ *dominant* konventionell argumentierte, *daneben* jedoch zu drei Konflikten postkonventionelle Argumente vorbrachte, so daß unsere Prognose der Tendenz nach auch bei ihm zutraf. Die beiden anderen Lehrabsolventen hingegen waren vom überwiegend beziehungsweise partiell vorkonventionellen Denken zu durchgängig konventionellen Orientierungen übergegangen, ohne daß ihre Arbeitsbedingungen und sonstigen Lebensumstände das erwarten ließen. Ihre moralkognitive Entwicklung vermögen wir auch nachträglich nicht zu erklären; wir können nur vermuten, daß die Ausbildung konventionellen Denkens vielleicht auch schon durch *einzelne* jener biographischen Bedingungen gefördert wird, deren *Zusammenwirken* nach unseren Hypothesen hierfür erforderlich ist, oder/und daß andere soziale oder/und psychische Faktoren den Ausschlag gegeben haben könnten⁹.

5. Zwei Beispiele zur Moralentwicklung im beruflichen und privaten Lebensstrang

Wenden wir uns jetzt wieder den zutreffend prognostizierten Entwicklungen moralischen Denkens, speziell den moralkognitiven Progressionen zu und betrachten sie unter dem Aspekt der doppelten Sozialisation, das heißt der gleichzeitigen Beeinflussung der Personen durch ihre Berufsbiographie und ihr Privatleben sowie des Ineinandergreifens beider Prozesse. Von diesen Progressionen erscheinen vier primär durch berufliche, drei vor allem durch außerberufliche und vier gleichermaßen durch berufliche und außerberufliche Einflüsse bedingt. Bei genauerer Betrachtung sind aber auch hier (wie beim Kontrollbewußtsein) selbst dann, wenn die Sozialisation in *einem* Lebensbereich ausschlaggebend gewesen sein dürfte, die Auswirkungen des anderen Lebensstranges schwer wegzudenken. Zur Veranschaulichung skizzieren wir auch an dieser

Stelle zwei Einzelfälle, in denen die Interaktion der Bereiche deutlich in Erscheinung tritt.

Das gilt auch für das erste Beispiel, obwohl hier — wie beim Befragten 123, auf den wir im Zusammenhang mit dem Kontrollbewußtsein näher eingegangen sind — die berufliche Sozialisation im Vordergrund stand: Der *Befragte 107*, ein gelernter Maschinenschlosser, der seit seiner Ausbildungszeit in seinem Lehrbetrieb als Lehrlingsausbilder eingesetzt war (und diese Funktion auch noch 1987 ausübte), argumentierte 1980/81 noch überwiegend vorkonventionell, das heißt er betrachtete vor allem solche Konfliktlösungen als legitim, die seiner eigenen Interessenperspektive entsprachen beziehungsweise für jene Akteure der in unserem „moralischen Interview“ vorgegebenen Konfliktsituationen vorteilhaft waren, mit denen er sich in seiner Stellungnahme explizit identifizierte. Dieses Defizit haben wir auf mangelnde Zuwendung und Anerkennung in Elternhaus und Schule und auf seine spätere Überforderung in der Ausbilderrolle zurückgeführt: Weil er vom Vater mehr unterdrückt als unterstützt und durch die Lehrer mehr gefordert als gefördert wurde, stand er seinen Mitmenschen lange Zeit generell eher mißtrauisch, unsicher und innerlich fremd gegenüber, blieb er auf sich selbst verwiesen und vermochte kaum, sich in andere hineinzusetzen oder gar in ihrem Sinne zu argumentieren.

Dieses Handicap kontrastierte dann so stark mit den relativ hohen und komplexen kommunikativen Anforderungen, mit denen er sich in der Ausbilderrolle (als „Anwalt“ sowohl des Betriebs gegenüber den Auszubildenden als auch der Jugendlichen gegenüber den betrieblichen Ansprüchen, als Vermittler zwischen ökonomischen und pädagogischen Desideraten usw.) konfrontiert sah, daß er hier zunächst moralkognitiv eher regredierte und rein strategische, das heißt erfolgs- statt konsensbezogene Konfliktlösungen präferierte. Er hat damals also nicht sein moralisches Denken auf einem höheren Niveau reorganisiert und — konventionell — die sozialen Perspektiven und Handlungsorientierungen seiner Interaktionspartner übernommen oder — da er die Heterogenität der (normativen) Erwartungen *aller* Personen und Gruppen, mit denen er zu tun hatte, allenfalls auf postkonventioneller Ebene hätte bewältigen können — sich zumindest an den Erwartungen *einer*

seiner Bezugsgruppen ausgerichtet. Mangels kommunikativer Kompetenz vermochte er sich auch im Betrieb lange Zeit nicht jenen Respekt zu verschaffen, der ihm geholfen hätte, die Schwelle zum konventionellen Denken zu überschreiten.

Als zweiten Beispielfall haben wir auch für die moralische Sozialisation einen Untersuchungspartner ausgewählt, bei dem die Gewichte gleichmäßiger verteilt waren: Der *Befragte 103*, der ebenfalls Maschinenschlosser gelernt hat und nach der Lehre zunächst in seinem (sehr großen) Ausbildungsbetrieb in einer Reparaturkolonne arbeitete, nahm schon 1980/81 durchgängig auf der konventionellen Ebene zu den Konflikten unseres „moralischen Interviews“ Stellung und zeigte daneben bereits ansatzweise postkonventionelle Tendenzen. Auch *sein* damaliger Entwicklungsstand ließ sich — retrospektiv — plausibel erklären: Mit Konflikten wurde er schon als Kind konfrontiert (sein Vater war Trinker und in betrunkenem Zustand gewalttätig, die Ehe wurde frühzeitig geschieden), später war er vor allem während seiner Lehrzeit in Auseinandersetzungen (mit rivalisierenden Auszubildenden und autoritären Ausbildern) verwickelt; an Kommunikations- und Kooperationschancen hat es ihm nie gefehlt (er war ein beliebter Spiel- und Klassenkamerad, Mitglied einer Gruppe gleichgesinnter Lehrlinge und — nach der Lehrzeit — eines eng kooperierenden Teams von Reparaturschlossern und -elektrikern; eine Freundin hatte er auch); Zuwendung und Anerkennung fand er im Elternhaus (zunächst nur bei der Mutter, später auch beim Stiefvater); nachteilige soziale Folgen individuellen Fehlverhaltens hat ihm schon früh sein Vater demonstriert; soziale Verantwortung hat er vor allem im Beruf getragen (besonders bei der Reparatur unfallträchtiger Maschinen, bei der Kooperation mit weniger erfahrenen Kollegen und als Vertreter seines Vorarbeiters); nur eine Orientierungskrise war bei ihm zwar ebenfalls deutlich zu erkennen (er grübelte 1980 viel über den Sinn seines Lebens — als Erwerbstätiger, Privatmann und Staatsbürger — nach), aber noch längst nicht produktiv bewältigt; daher dachte er damals eben nur *ansatzweise* postkonventionell. In der Folgezeit hat er den Großbetrieb verlassen und sich eine neue Stelle in einem sehr kleinen Betrieb gesucht, in dessen Auftrag er in anderen Firmen Werkzeugmaschinen installiert und wartet, zunehmend auch entsprechende Aufträge für seine Firma akquiriert. Hier muß er

außerordentlich eigenverantwortlich handeln und ständig zwischen Herstellern, seiner eigenen Lieferfirma und Kunden vermitteln. Außerdem hat er einen Meisterkurs begonnen. Auch im Privatbereich hat er seine Unsicherheit über erstrebenswerte Ziele inzwischen überwunden und zusätzliche Verpflichtungen übernommen: Aus seiner Beziehung zur Freundin ist im Laufe der Jahre ein eheähnliches Verhältnis (ohne Trauschein) geworden, und die beiden haben ein (Wunsch-)Kind in die Welt gesetzt. Im Beruf und Privatleben hat er also wichtige, langfristig folgenreiche Entscheidungen getroffen, die seine Orientierungskrise beendeten; gleichzeitig hat er in beiden Bereichen an Verantwortung gewonnen. Zudem hat er sich weiterhin kritisch mit politischen Problemen auseinandergesetzt. Im Zusammenhang mit alldem sind seine zunächst nur schwach ausgebildeten Tendenzen zu postkonventionellen Orientierungen stärker geworden und zum Durchbruch gekommen, so daß in seinen moralischen Argumentationen 1987 postkonventionelle Denkmuster vorherrschen: Sein sozialer Aktionsraum ist jetzt durch eine Vielfalt von Anforderungen strukturiert, die schwer miteinander zu vereinbaren sind und denen er deshalb nicht — konventionell — durch unmittelbare Erfüllung spezieller Erwartungen, sondern nur — postkonventionell — durch um- und weitsichtige Anwendung genereller Prinzipien gerecht werden kann, die die Berücksichtigung auch seiner persönlichen Bedürfnisse nicht nur ermöglichen, sondern sogar verlangen. Sein Fall zeigt, daß Orientierungsprobleme, die gelöst werden müssen, wenn postkonventionelle Bewußtseinsstrukturen sich entwickeln sollen, auch bei Facharbeitern nicht nur das Privatleben oder die Politik betreffen, sondern Berufsperspektiven einschließen können.

Auch *bei anderen der untersuchten Lehrabsolventen* sind Anstöße, die zur Ausbildung postkonventioneller Orientierungen führten, nicht nur von privaten Erfahrungen — wie jenen, die aus einer leitenden Funktion in der kirchlichen Jugendarbeit oder aus der Begegnung mit fremden Kulturen auf Bildungsreisen erwachsen — ausgegangen; solche Impulse haben wir auch in der Arbeitssphäre gefunden. Das heißt die Auseinandersetzung mit Arbeitsbedingungen, betrieblichen Verhältnissen und beruflichen Perspektiven kann auch bei Absolventen einer metallgewerblichen Industrie-

lehre nicht nur konventionelle Orientierungen verstärken helfen, sondern — etwa auch in der Rolle eines Vorgesetzten ethnisch heterogener Gruppen oder eines Interessenvertreters von abhängig Beschäftigten — die Entfaltung postkonventioneller Denkformen begünstigen.

Anmerkungen

- 1 Dieses Projekt wurde von Lothar Lappe und den Autoren des vorliegenden Beitrags am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung durchgeführt. Von den zeitweise beteiligten Mitarbeitern hat Hans-Uwe Hohner am intensivsten mitgewirkt, und ihm möchten wir auch für Hinweise und Anregungen zu diesem Beitrag danken. In früheren Phasen der Projektarbeit standen die Modifikation vorhandener und die Entwicklung neuer theoretischer Konzepte im Vordergrund. Im Zusammenhang damit wurden auch Methoden zur empirischen Analyse von Sozialisationsprozessen zum Teil modifiziert und zum Teil neu entwickelt. Mit ihrer Hilfe wurde dann die Längsschnittstudie durchgeführt, aus der hier nur einige Ergebnisse verkürzt mitgeteilt werden. Detaillierter und umfassender soll in einer Monographie (Hoff, Lappe und Lempert 1989) über die Gesamtanlage und die Ergebnisse dieser Studie informiert werden. Dort wird es unter anderem auch um die gesamten Biographien der von uns untersuchten Facharbeiter sowie um deren subjektive Theorien zu Arbeit und Freizeit gehen, das heißt um Themen, die besonders gut in den Kontext dieses Sammelbandes passen würden, zu denen die Auswertung der Daten aber noch nicht abgeschlossen ist. Die theoretische Klassifikation derartiger Vorstellungsmuster zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit liegt jedoch der Untersuchung an Krankenpflegern im Beitrag von Femers und Hörrmann zugrunde.
- 2 Das gilt für sämtliche psychologischen Kontrollkonzepte und deren Operationalisierungen. Auch der Behauptung von Krampen (1987), mit mehrdimensional konzipierten Kontrollskalen könne man die von uns eingeführte interaktionistische Form des Kontrollbewußtseins erfassen, kann nicht zugestimmt werden. Denn mit Hilfe solcher Skalen lassen sich multikausale deterministische nicht von interaktionistischen Evaluationen abgrenzen.
- 3 Lediglich diese eine Art von Entwicklungsprozessen, also eine graduelle Zu- oder Abnahme von Internalität und/oder Externalität kann mit Hilfe üblicher Kontrollskalen erfaßt werden.
- 4 Nur in dieser präzisierten Form lassen sich die zuvor genannten Hypothesen auch empirisch falsifizieren. Es muß allerdings hier darauf hingewiesen werden, daß unsere Hypothesen nicht deterministische Kausalaussagen im

Sinne eines strikt nomologisch-deduktiven Wissenschaftsverständnisses beinhalten, sondern auf Wechselwirkungen von Handlungsspielräumen beziehungsweise Restriktionen sowie anderen biographischen Bedingungen und Persönlichkeitsentwicklung zielen. Gerade der einzige völlig unerwartete Befund (beim Befragten 161, vgl. Tab. 1) zeigt, daß ein antezedentes biographisches Ereignis und dessen Folgen (beim Befragten 161 der Berufswechsel und die damit einsetzende Gleichzeitigkeit von Handlungsspielräumen und Restriktionen) als Explanantia der zu erklärenden Entwicklung von Kontrollbewußtsein unzulänglich sind. Denn es muß immer der kaum ganz exakt prognostizierbaren Tatsache Rechnung getragen werden, daß äußere Ereignisse und deren Folgen nicht per se, sondern in ihrer subjektiv selektiven Perzeption und Evaluation persönlichkeitswirksam werden.

- 5 In Kontrast dazu stehen die Vorstellungen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit bei Krankenpflegern, über die Femers und Hörrmann im gleich folgenden Beitrag berichten. (Zur Überschneidung der Begriffe Identität und Kontrollbewußtsein vgl. Hoff 1988a; auch dort wird der Bezug zur Fallstudie 123 hergestellt.)
- 6 Die nachstehenden Kennzeichnungen moralischer Ebenen weichen leicht von den entsprechenden Definitionen Kohlbergs ab. Zur Begründung dieser Abweichungen siehe Lempert 1986.
- 7 Diese Konflikte betrafen folgende soziale Probleme, die sich in vorhergehenden Diskussionen mit anderen Facharbeitern als besonders aktuell für unsere Untersuchungspartner erwiesen hatten (und dies nach unseren Eindrücken auch während der gesamten Laufzeit unserer Längsschnittstudie geblieben sind):
 - ob man im Konfliktfall eher zu den Kollegen halten oder sich an den Erwartungen der Vorgesetzten orientieren soll,
 - ob Betriebsräte ihrer gesetzlichen Schweigepflicht auch dann genügen sollen, wenn sie damit den Kollegen, die sie gewählt haben, sehr schaden,
 - was ein Facharbeiter tun soll, von dem in seinem Betrieb die Mitarbeit an Produkten verlangt wird, deren Verwendung er als gefährlich oder sogar als unmenschlich betrachtet,
 - ob es richtig ist, daß politisch Verfolgte aus anderen Ländern in der Bundesrepublik aufgenommen werden, und
 - wie sich ein Amateurfußballer entscheiden soll, der seinem Verein versprochen hat, zwei Jahre lang regelmäßig am Training und an Spielen teilzunehmen, dessen Verlobung jedoch in die Brüche zu gehen droht, weil ihm zu wenig Zeit für seine Braut bleibt.
- 8 Wieweit die Homogenisierung eine generelle, vor allem intrapsychisch zu erklärende Tendenz der moralkognitiven Entwicklung im dritten Lebensjahrzehnt ausdrückt, die als Kristallisation personaler Identität interpretiert werden kann, und wieweit es sich dabei um ein Korrelat von Veränderungen der Arbeits- und Lebensverhältnisse unserer Untersuchungspart

ner handelt, die während der untersuchten Phase in jenen Dimensionen, die für die moralkognitive Sozialisation besonders wichtig erscheinen, (wider Erwarten) einander ebenfalls immer ähnlicher geworden sind, können nur Studien aus anderen Arbeitsmilieus und Lebenswelten erhellen, die in bezug auf Entwicklungsbedingungen moralischer Urteilsfähigkeit auf Dauer stärker divergieren. Festzuhalten bleibt, daß die strukturierte Ganzheit, die nach Kohlberg (1969, S. 352 f.) zu den Definitionskriterien moral-kognitiver Niveaus gehört, in der untersuchten Gruppe vielfach erst als Produkt langfristiger Entwicklungsprozesse aufgetreten ist.

- 9 Die gesamte Biographie dieser beiden Untersuchungspartner war durch das fast völlige Fehlen (manifester) sozialer Konflikte gekennzeichnet; zumindest soziale Auseinandersetzungen erscheinen demnach durch andere soziale Entwicklungsbedingungen moralischen Denkens „vertretbar“. Weiterhin könnte der Übergang zu konventionellen Orientierungen durch die permanente Konfrontation mit sozialen Erwartungen konventionellen Denkens und Handelns, wie sie in der Arbeits- und Lebenswelt der befragten Facharbeiter vorherrschen mögen, direkt gefördert werden. Intrapsychische Strukturen und Prozesse könnten vor allem als Voraussetzungen und Antriebe der Entwicklung des moralischen Bewußtseins von der konventionellen zur postkonventionellen Ebene eine Rolle spielen.

Literaturverzeichnis

- BALTES, M. M. und P. B. BALTES ;;(Hrsg): Aging and the psychology of control. Erlbaum, Hillsdale/NJ 1986.
- DURKHEIM, E.; Erziehung, Moral und Gesellschaft. Vorlesung an der Sorbonne 1902/1903. Luchterhand, Darmstadt 1973.
- ELIAS, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. I und II. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1976 und 1977.
- GARBARINO, J. und U. BRONFENBRENNER: Die Sozialisation von moralischem Urteil und Verhalten aus interkultureller Sicht. In: Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie, Hrsg. H. BERTRAM. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1986, 258—288.
- HABERMAS, J.: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1983.
- HOFF, E.-H.: Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit. Wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster. Huber, Bern 1986.
- HOFF, E.-H.: Identität und Arbeit. Berlin 1988a (hektogr. Manuskript).

- HOFF, E.-H.: Kontrolle und Moral. Berlin 1988b (hektogr. Manuskript).
- HOFF, E.-H.: Die Erfassung des Kontrollbewußtseins durch Interviews. In: Diagnostik von Kausalattributionen und Kontrollüberzeugungen, Hrsg. G. KRAMPEN, Hogrefe, Göttingen 1989, 186—193.
- HOFF, E.-H. und H.-U. HOHNER: Methoden zur Erfassung von Kontrollbewußtsein. Materialien aus der Bildungsforschung (im Druck), Max-PlanckInstitut für Bildungsforschung, Berlin 1989.
- HOFF, E.-H., L. LAPPE und W. LEMPERT: Methoden zur Untersuchung der Sozialisation junger Facharbeiter. Materialien aus der Bildungsforschung 24, Bd. I und II, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1983.
- HOFF, E.-H., L. LAPPE und W. LEMPERT: Biographie und Persönlichkeit. Eine Längsschnittuntersuchung bei jungen Facharbeitern (Arbeitstitel). Huber, Bern (in Vorbereitung).
- HOFFMANN, M. L.: Moral internalization: Current theory and research. Advances in Experimental Social Psychology 10, 83—133 (1977).
- HOHNER, H.-U.: Kontrollbewußtsein und berufliches Handeln. Motivationale und identitätsbezogene Funktionen subjektiver Kontrollkonzepte. Huber, Bern 1987.
- KOHLBERG, L. E.: Stage and sequence: The cognitive-developmental approach to socialization. In: Handbook of socialization theory and research, Hrsg. D. A. GOSLIN. Rand McNally, Chicago 1969, 347—480.
- KOHLBERG L. E.: Moral stages and moralization. In: Moral development and behavior. Theory, research, and social issues, Hrsg. T. LICKONA, G. GEIS und L. E. KOHLBERG. Holt, Rinehart & Winston, New York 1976, 31—53.
- KOHLBERG, L. E.: Essays on moral development. Bd. II: The psychology of moral development. The nature and validity of moral stages. Harper & Row, San Francisco 1984.
- KOHN, M. L.: Arbeit und Persönlichkeit: ungelöste Probleme der Forschung. In: Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung, Hrsg. E.-H. HOFF, L. LAPPE und W. LEMPERT. Huber, Bern 1985, 41—73.

- KRAMPEN, G.: Differentialpsychologie der Kontrollüberzeugungen. Hogrefe, Göttingen 1982.
- KRAMPEN, G.: Handlungstheoretische Persönlichkeitspsychologie. Hogrefe, Göttingen 1987.
- LEMPERT, W.: Moralische Urteilsstufen und Niveaus sozialer Aggregation. Zum Verhältnis von psychischen Strukturen und sozialen Anwendungsbereichen des moralischen Bewußtseins. In: Moralische Zugänge zum Menschen — Zugänge zum moralischen Menschen, Hrsg. F. Oser, W. Althof und D. Garz. Kindt, München 1986, 84-107.
- LEMPERT, W.: Individual morality and industrialized work: Some theoretical considerations. *Economic and Industrial Democracy* 9, 4, 475-496 (1988a).
- LEMPERT, W.: Moralisches Denken. Seine Entwicklung jenseits der Kindheit und seine Beeinflußbarkeit in der Sekundarstufe II. Neue deutsche Schule, Essen 1988b.
- LEMPERT, W.: Soziobiographische Bedingungen der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 40, 1, 62-92 (1988c).
- LEVENSON, H.: Activism and powerful others: Distinctions within the concept of internal-external control. *Journal of Personality Assessment* 38, 377-383 (1974).
- MÜLLER, H.-P.: Gesellschaft, Moral und Individualismus. Emile Durkheims Moraltheorie. In: Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie, Hrsg. H. BERTRAM. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1986, 71-105.
- PIAGET, J.: Das moralische Urteil beim Kinde. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1973 (zuerst veröffentlicht 1932).
- ROTTER, J. B.: Generalized expectancies of internal versus external control of reinforcement. *Psychological Monographs*, 80 whole No. 609) 1966.
- SPANG, W. und W. LEMPERT: Methoden zur Erfassung moralischer Urteilsfähigkeit. Materialien aus der Bildungsforschung (im Druck), Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1989.

Werner Kudera und Gerd-Günter Voß

Lebensführung zwischen Routinisierung und Aushandlung

Die Arbeitsteilung der Person unter Veränderungsdruck¹

Zusammenfassung: Der folgende Beitrag stellt einige Ergebnisse des Projekts „Veränderungen der Arbeitsteilung von Personen“ vor. Anhand einer Reihe von Fallbeispielen wird die Bedeutung von Routinisierung und Aushandlung bei der Konstruktion alltäglicher Lebensführung illustriert. Dabei wird von der These ausgegangen, daß die allenthalben diskutierten „Deregulierungsprozesse“ sowohl im Bereich der Erwerbsarbeit als auch im Bereich kultureller Traditionen neue Arrangements individueller Lebensführung erforderlich machen, die Stabilität und Kontinuität durch ein gesteigertes Maß an Rationalisierung sichern.

1. Einleitung

Seit einiger Zeit sind gesellschaftliche Entwicklungstendenzen zu beobachten, die auf eine strukturelle Veränderung von typischen Formen individueller Lebensführung hinweisen. Die aktuelle Diskussion um Themen wie „Wertewandel“, „Individualisierung“ oder „Pluralisierung von Lebensstilen“ lassen sich so verstehen, daß in der Verfassung von „Leben“ in unserer Gesellschaft etwas grundlegend in Bewegung geraten sein könnte. In der Tat ist es unsere Vermutung, daß zumindest bei bestimmten Gruppen von Personen die Form der alltäglichen Lebensführung einer zwar langsamen, aber tiefgreifenden Veränderung unterliegt. Auslöser hierfür scheinen im wesentlichen zwei gesellschaftliche Prozesse zu sein: der seit längerem diagnostizierte Wandel von Lebensorientierungen und die immer stärker sich durchsetzenden, einschneidenden Veränderungen der Bedingungen von Erwerbsarbeit.

Besonders auffällig sind z. B. der sozial breit angelegte und sich mit großer Kraft artikulierende Anspruch von Frauen an gleichberechtigte Berücksichtigung ihrer Interessen und die damit einherge-

henden Bemühungen um eine Entdifferenzierung der geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen. Darüber hinaus gibt es deutliche Hinweise auf massive Verschiebungen der Lebensinteressen und Lebensorientierungen vor allem bei Jüngeren und bei Personen mit gehobener Bildung, weg von einer bislang dominanten Zentrierung um Beruf und Familie hin zu anderen Lebensbereichen (vgl. K. M. Bolte u. G.-G. Voß. 1988).

Nicht minder dramatisch stellen sich in unseren Augen die aktuellen Umbrüche in der Verfassung der Erwerbstätigkeit dar. Mehr als eine historische Episode, sondern wohl eher eine relativ dauerhafte Erscheinung ist die sukzessive Auflösung der gestaltenden Kraft des sog. „Normalarbeitsverhältnisses“. Arbeits- und sozialrechtliche Deregulierungen in Verbindung mit tariflichen Vereinbarungen können mittelfristig zu einer weitreichenden, nicht nur berufliche Randgruppen tangierenden „Flexibilisierung“ von Beschäftigungs- und Arbeitszeitformen führen. Obwohl das Normalarbeitsverhältnis und der Normalarbeitstag immer noch dominant sind, verdichten sich Entwicklungen, die zur Erodierung von Lebensformen führen können, die um einen im Prinzip lebenslänglichen und arbeitszeitlich starr geregelten Beruf arrangiert werden. Teilzeitarbeit, prekäre Beschäftigungsverhältnisse, häufige Brüche in Erwerbskarrieren, flexibilisierte Arbeitszeitformen u.a.m. lösen nach und nach das Beschäftigungsverhältnis des an einem Lebensberuf orientierten Vollerwerbstätigen mit gesichertem Arbeitsplatz und starren Arbeit-Freizeit-Strukturen als Normalität ab.

Das Zusammentreffen dieser Entwicklungen sowohl im Bereich von subjektiven Orientierungen als auch auf Ebene objektiver Lebensbedingungen bedeutet für die Lebenspraxis der Betroffenen Chancen, aber auch einen erheblichen Problemdruck.

Wie werden die Betroffenen darauf reagieren? Welche Änderungen von Lebensführung werden auftreten, wenn die genannten Entwicklungen anhalten, sich vielleicht sogar — worauf einiges hindeutet — verstärken? Welche neuen Charakteristika werden die Lebensweisen annehmen, die Menschen in Reaktion auf flexibilisierte Erwerbsbedingungen auf der Grundlage von veränderten Orientierungen entwickeln?

Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten, denn nach wie

vor herrscht in den Sozialwissenschaften eine Sichtweise der Lebenspraxis von Menschen vor, die diese konzeptuell zerlegt, arbeitsteilig weiterbearbeitet und um die Subjekte als diese Praxis konstituierende Akteure bereinigt. Damit verschwindet tendenziell die Lebenspraxis als Gegenstand oder sie wird mehr oder weniger entsubjektiviert dadurch, daß nur noch gesellschaftlich definierte Lebensbereiche und -chancen als konstitutiv für die Art der Lebensführung betrachtet werden.

Zwar gibt es gute Gründe dafür, wenn immer wieder betont wird, daß in entwickelten Warentauschgesellschaften die vorherrschende Lebensform der Menschen durch die funktionale Trennung von zwei Sphären geprägt ist. Einem Bereich, in dem Kraft und Fähigkeiten der Person für Erwerbsarbeit verausgabt werden, um durch das entsprechend erzielte Einkommen das Leben materiell bestreiten und absichern zu können, steht ein anderer Bereich gegenüber, der der Regeneration der verausgabten Kräfte dient. Diese gesellschaftliche Segmentierung hat ihren konzeptuellen Niederschlag in den Dichotomisierungen von „Arbeit und Freizeit“ sowie von „Arbeit und Reproduktion“ gefunden. Was die Art dieser Vermittlung dieser Sphären anlangt, gibt es eine ganze Reihe von Hypothesen, die sich alle darin gleichen, daß das Subjekt selber als eine seine Lebenspraxis integrierende Instanz zugunsten einer funktionalen Betrachtung darüber geopfert wird, welche Bedeutung diese Sphären jeweils füreinander haben.

Genauso gibt es gute Gründe dafür, zu betonen, daß die individuelle Lebenspraxis keineswegs eine beliebig gestaltbare und gestaltete Angelegenheit allein der Person ist, sondern selber von gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen mitgeformt wird, die sich dem Zugriff und der Einsicht der Person durchaus entziehen können. Das heißt aber, daß Personen nicht nur mehr oder weniger autonome Subjekte ihrer Lebenspraxis sind, sondern als Produkte ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse zugleich mehr oder weniger auch Vollstrecker einer gesellschaftlichen Logik.

Abstrakt ist dieser Zusammenhang immer wieder in der Sprachfigur von der Wechselwirkung, der wechselseitigen Konstitution oder der Dialektik von Individuum und Gesellschaft festgehalten worden. Freilich ist dies mehr oder weniger salvatorisch geblieben, weil die reale Einheit dieser Dialektik nicht angemessen erfaßt

wurde. Die Psychologie sucht diese Einheit in der Konstruktion des Charakters oder der Identität, die Soziologie in Konstruktionen wie der Charaktermaske oder der Rolle. Unsere These ist, daß der logische Ort, wo die Vermittlung von Individuum und Gesellschaft, von Person und Umwelt ihre konkrete Gestalt annimmt, die Lebenspraxis oder genauer, die Konstruktion der praktischen Lebensführung von Personen ist. Einem Aspekt dieser Konstruktion hat sich die Biografieforschung verschrieben, die die Konstruktion des Lebens unter einer Entwicklungsperspektive betrachtet. Mit dem Konzept „Arbeitsteilung der Person“ versichern wir uns der Lebensführung der Personen unter der Perspektive ihres alltäglichen Vollzugs. Dabei interessieren uns nicht allein das jeweils spezifische Repertoire von Tätigkeiten einer Person und deren Verteilung auf Zeit und Raum, nicht allein die zugrundeliegenden Steuerungsprinzipien und -mechanismen — in Abhängigkeit von Arbeits- und Lebensbedingungen, von Optionen und Restriktionen, von Ansprüchen und Ressourcen — sondern auch und insbesondere, in welcher subjektiv konstituierten Konstruktion des Alltags der praktische Zusammenhang all dessen seine soziale Gestalt findet. Diesen weitgespannten Anspruch versuchen wir mit Hilfe eines Forschungskonzepts zu fokussieren, das im folgenden vorgestellt wird.

2. Die Arbeitsteilung der Person — ein Forschungskonzept zur Untersuchung der Konstruktion alltäglicher Lebensführung

Gegenüber dem vorherrschenden Blick auf das „Leben“ der Menschen unter dem Gesichtspunkt von „Chancen“ oder „Spielräumen“ wird mit dem Konzept „Arbeitsteilung der Person“ (vgl. Jurczyk, K. u. a. 1985; Kudera, W. und G.G. Voß, 1988) der Versuch gemacht, die permanente, konstruktive Leistung von Personen bei der praktischen Gestaltung ihrer Lebensführung in den Mittelpunkt zu stellen. Dieses Konzept thematisiert die Verteilung der Tätigkeiten von Personen auf verschiedene Lebensbereiche und deren Integration in subjektiven Konstruktionen der Lebenspraxis und verbindet folgende Dimensionen der Organisation des Alltags

im Rahmen eines jeweils spezifischen Arrangements der Lebensführung:

1. Real vollzogene Tätigkeiten und Aktivitäten nach deren Art, Umfang und Verteilung.
2. Handlungsleitende kognitive und normative Konzepte (Kategorien, Werte, Standards) sowie individuelle Optionen (Relevanzen).
3. Rahmenbedingungen (wie sie beispielsweise durch die Art der Erwerbsarbeit und durch soziale Beziehungen, aber auch die Stellung im Lebenszyklus gegeben sind).
4. Ressourcen (z. B. Zeit und Geld, aber auch kulturelle, soziale und infrastrukturelle Ressourcen).

Die lebenspraktische Organisation und Integration des jeweiligen Repertoires von Tätigkeiten durch die Individuen als Leistung sui generis nennen wir „Arbeitsteilung der Person“. Der traditionsreiche Begriff „Arbeitsteilung“ wurde für diesen Gegenstand ganz bewußt gewählt. Denn die Organisation der individuellen Lebensführung zeigt, strukturell betrachtet, auffallende Parallelen zu den Dimensionen und Prinzipien sowie zur Entwicklung der bislang thematisierten gesellschaftlichen Formen von Arbeitsteilung. Das strukturelle Muster all dieser Formen von Arbeitsteilung ist — wie von uns auch für die Arbeitsteilung der Person unterstellt — die Ausdifferenzierung und Integration eines Produktions- und Reproduktionszusammenhangs auf der Basis von Arbeit.

Systematisch und mehr oder weniger bewußt organisiert, geschieht diese Ausdifferenzierung und Integration bei Personen im Rahmen dessen, was Max Weber „methodische Lebensführung“ genannt hat. In Webers Idealtypus der methodischen Lebensführung als einer spezifisch rationalisierten, okzidental Lebensform ist als Maxime enthalten, daß das Leben selber eine knappe Ressource sei, mit der bedachtsam umgegangen werden müsse. Unter lebenszeitlicher Perspektive wird dabei relevant, was heute in der Lebensverlaufs- bzw. Biografieforschung als „Biografiekonstruktion“ konzeptualisiert worden ist. Demgegenüber impliziert der Idealtypus der methodischen Lebensführung jedoch auch eine alltagszeitliche Perspektive, die auf den Aspekt des Alltagshandelns zielt, also auf die konkrete Umsetzung von Lebensplanung in der Dimension des alltäglichen Lebens. Wir nennen diese individuelle

Strukturierung des alltäglichen Lebens „Alltagskonstruktion“. Dieses Konzept der „Alltagskonstruktion“ läßt sich operationalisieren über die Fragen, was Leute tagaus, tagein tun und welche Probleme sie damit haben, wie sie organisieren und ausgestalten, was sie tun und schließlich, warum sie es so und nicht anders tun. In den entsprechenden konkreten Arrangements bündeln sich — so unsere These — die alltäglichen Handlungen in den verschiedenen Handlungsbereichen in einem integrierenden Programm individueller, aber gleichwohl nicht beliebiger Lebensführung. In Mustern solcher Lebensführung erscheint die Organisation oder wenn man so will, die „Konstruktion“ des Alltags als auf Dauer ausgelegte, jedoch stets prekäre Balance von eigenen Ansprüchen, externen Anforderungen und verfügbaren Ressourcen einer Person. Diese Muster sichern als eingespielte Routinen Stabilität und Kontinuität. Probleme entstehen immer dann, wenn die „Geschäftsgrundlage“ solcher Routinen und Gewohnheiten hinfällig wird. Dann kann der Kollaps habitualisierter Formen der „Alltagskonstruktion“ zu Lebenskrisen führen, die ihrerseits als Sinnkrisen erscheinen können.

Jenseits der Möglichkeit einer Rekonstruktion von Mustern individueller Lebensführung leistet das Konzept „Arbeitsteilung der Person“ einen Beitrag zur Untersuchung des Zusammenhangs verschiedener Formen gesellschaftlicher Arbeit. Im Unterschied zu Ansätzen, die Formen gesellschaftlicher Arbeit unter ökonomischer oder arbeitsinhaltlicher Perspektive thematisieren, ist es möglich, auf der Grundlage einer subjektorientierten Forschungsperspektive (vgl. u. a. Bolte, K.M. 1983, Voß, G.-G., 1984) das alltagspraktische Zusammenspiel verschiedener Formen von Arbeit und deren Organisation auf der Ebene der Person und damit, wenn man so will, einen zentralen Aspekt dessen, was man subjektive „Mikroökonomie“ nennen könnte, zu analysieren, ohne damit der reduktionistischen Konstruktion eines „homo microeconomicus“ aufzusitzen.

Muster personaler Arbeitsteilung repräsentieren dementsprechend spezifische Formen der Verteilung und Integration von Tätigkeiten im Rahmen der individuellen Lebensführung. In dem Maße, wie solche Arrangements sich ausdifferenzieren und von traditionellen Mustern lösen, also bewußt gestaltet werden müssen,

läßt sich daran die Vermutung eines fortschreitenden Prozesses der Rationalisierung von Lebensführung knüpfen. Muster personaler Arbeitsteilung haben zugleich — obgleich subjektiv konstruiert — den Status eines gesellschaftlichen Mediums der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft auf der Ebene der alltäglichen Lebenspraxis und ihrer Organisation in Gestalt einer individuellen Lebensführung. Insofern läßt sich als These formulieren, daß es sich bei der Konstruktion des Alltags, wie sie in der Arbeitsteilung der Person zutage tritt, um einen gesellschaftlichen Integrationsmechanismus handelt, denn wo, wenn nicht in der alltäglichen Lebensführung geschieht die Verzahnung und Ausbalancierung von individuellen Ansprüchen und gesellschaftlichen Anforderungen, von subjektiven Konstruktionen und gesellschaftlichen Strukturen?

3. Routinisierung und Aushandlung als Mechanismen der Arbeitsteilung von Personen — empirische Beispiele

Im folgenden werden als Konkretisierung unseres Forschungskonzepts bestimmte Elemente der individuellen Konstruktion des Alltags exemplarisch näher beleuchtet, um damit die Frage zu beantworten, ob es charakteristische Strategien von Personen bei der konkreten Organisation ihrer Lebensführung gibt und wie diese aussehen.

Empirisch zeigt sich, daß Menschen bei der Organisation des Alltags und dabei im Besonderen bei der Vermittlung von individuellen Ansprüchen mit externen Anforderungen etwa aus der Erwerbsarbeit oder aus interpersonellen Beziehungen sich verschiedener Problemlösungsstrategien bedienen. Routinisierung und Aushandlung sind zwei offenbar besonders wichtige derartige Strategien. Dazu zunächst eine kurze Begriffsklärung: Von Routinisierung sprechen wir, wenn repetitive Alltagshandlungen den Charakter von mehr oder weniger gleichförmigen und zyklisch wiederkehrenden Ablaufprogrammen annehmen. Aushandlung nennen wir kommunikative Prozesse, in deren Rahmen interpersonal, d. h. mit anderen Menschen, Verständigung gesucht und hergestellt wird.

Und zwar Verständigung über:

1. Prinzipien der Lebensführung überhaupt,
2. über Rechte und Pflichten des Einzelnen im Rahmen der Alltagsorganisation sowie
3. über Modalitäten der konkreten Umsetzung.

Routinen regulieren in Gestalt eines Schemas zeitlich und sachlich immer wiederkehrende Tätigkeiten unter dem Gesichtspunkt von Effektivität, Aushandlungsprozesse regulieren in Gestalt eines Verfahrens mögliche Konflikte unter dem Gesichtspunkt von Rationalität. Die entsprechenden Alltagsstrategien können auf den ersten Blick wie unvereinbare Gegensätze erscheinen, sie treten in der individuellen Lebensführung jedoch in der Regel nebeneinander oder miteinander verschränkt auf. So gibt es keine Lebensführung ohne Routinisierung — Routinen sind das stabile Fundament, auf dem die Organisation des Alltags und nicht zuletzt auch Biografien aufbauen. Es gibt aber auch keine Lebensführung ohne Aushandlung Alltagsleben wäre ohne sie der bloß automatenhafte Vollzug internalisierter Ablaufprogramme. Typen von Lebensführung unterscheiden sich freilich erheblich darin, in welchem Ausmaß und in welcher Form Routinisierung und Aushandlung vorherrschen, auf welcher Basis sie funktionieren und worauf sie sich jeweils erstrecken.

Eine Reihe von empirischen Beispielen soll illustrieren und wirklich nur illustrieren, worum es konkret geht. Sie repräsentieren einen Ausschnitt aus der Analyse von vierzig explorativen Interviews, die unter den Gesichtspunkt maximaler Kontrastierung möglicher Formen von Lebensführung durchgeführt wurden. Die entsprechenden Befunde basieren also auf einer selektiven und punktuellen Sondierung eines Terrains, das so bunt ist wie eben das Leben nur bunt sein kann. Dennoch, gerade wenn in vierzig ganz unterschiedlich gelagerten Fällen sich gleiche Elemente in der Gestaltung alltäglicher Lebensführung zeigen, dann hat ein solcher Befund trotz zunächst noch schmaler empirischer Basis ein hohes Maß an Triftigkeit.

2.1 Routinen als Stabilitätsbedingung der Alltagskonstruktion

Beim ersten Fall handelt es sich — dies gleich vorweg — um ein extremes Beispiel von Routinisierung im Alltag. Es wurde jedoch ganz bewußt gewählt, weil an ihm — gerade wegen seiner übersteigerten Züge — vieles umso deutlicher wird, was uns sonst allzu normal, weil allzu vertraut, erscheinen könnte.

Herr A. ist ein Gewohnheitsmensch. Arbeitsam, gewissenhaft, zuverlässig und pünktlich wie er ist, zeichnet sich seine Lebensführung durch eine strikte biografische Planung mit den Eckwerten: Arbeit, Familie, Eigentumswohnung sowie durch eine ebenso strikte Organisation seines Alltags aus. Auf der einen Seite hat er tüftlerisch Wohnung und Hobby-Werkstatt nach ergonomischen Gesichtspunkten angelegt und auch den Haushalt mit Technik so ausgestattet, daß optimales Arbeiten möglich ist. Auf der anderen Seite ist seine Freizeit genauso dicht und repetitiv strukturiert wie seine Arbeitszeit in einem Industriebetrieb, wo er als Lehrlingsausbilder tätig ist. Sein Tagesablauf ist ein Muster an Gleichförmigkeit. Seine gesamten Aktivitäten sind terminiert und verlaufen nach einem festen Schema, das sich seit Jahren nicht mehr geändert hat. Auch das Wochenende macht keine Ausnahme, und selbst der Urlaub verläuft im Prinzip wie die Wochenenden. Als Abschluß entsprechender Schilderungen sagt er anfangs noch selber erstaunt, dann mit zunehmender Selbstgewißheit: „Das ist alleweil das Gleiche, das geht bei uns allweil so dahin.“

Dieses Beispiel mag wie eine erfundene Karikatur aussehen, ist jedoch lediglich Ausdruck einerseits einer rigiden Orientierung am Prinzip der Nützlichkeit, die rationelles Handeln gebietet und Leerlauf nicht duldet wenn man so will, die kleinbürgerliche Erscheinungsform protestantischer Ethik. Es ist andererseits Ausdruck einer Strategie zur Vermeidung von Überraschungen und Mißerfolgen. Bestärkt wurde diese Orientierung am Prinzip methodischer Lebensführung durch einen Schicksalsschlag, der sich am Beginn seiner Ehe ereignete, als er über die Berufstätigkeit seiner Frau mit sich handeln ließ, was er nur mit sehr gemischten Gefühlen und gegen seine Überzeugung tat. Ein desaströser Ausgang dieses einzigen Kompromisses bestärkte seine Überzeugung von der Notwendigkeit einer von ihm strikt durchgeplanten

und durchrationalisierten Organisation des alltäglichen Lebens.

Seither plant er um so kompromißloser. Seine Frau mußte ihren Beruf aufgeben und sich auf den Haushalt und die Kinder konzentrieren, die im übrigen ebenfalls — das sagt er ganz stolz — nach Plan in exaktem Jahresabstand zur Welt kamen und so besonders sparsam bewirtschaftet werden konnten. Basis dieser von ihm definierten und von seiner Frau nach seiner Darstellung ohne Widerspruch mitgetragenen Alltagskonstruktion ist ein für beide selbstverständliches, traditionelles Rollenverständnis: Der Mann ist Familienoberhaupt und Alleinverdiener, die Frau besorgt den Haushalt und kümmert sich um die Familie, was einschließt, vom Mann lästige Dinge fernzuhalten.

Der dargestellte Fall zeigt, daß Routinisierung im Rahmen der Lebensführung zwei Funktionen erfüllt:

Bezogen auf einzelne Tätigkeiten gewährleistet Routinisierung Effektivität und den heilsamen Zwang, auch wirklich tun zu müssen, was man tun möchte und tun sollte. Bezogen auf die Lebensführung insgesamt sichert Routinisierung Stabilität und Kontinuität. Vor allem aber entlastet sie als individuell konstituierte Ordnung eigener Art und schützt vor Überraschungen.

Was in diesem Beispiel zu Tage tritt, ist eine ganz bestimmte Art von Routinisierung des Alltags als bewußt eingesetzte Strategie zur Erzeugung von Ordnung und Stabilität. Es finden sich freilich durchaus auch andere Formen. So können Stabilität und Kontinuität von Arbeits- und Lebensbedingungen selbst auch wiederum eine Routinisierung der Lebensführung in Gestalt einer relativ starren, repetitiven Konstruktion bewirken. Dabei kann eine solche Konstruktion als fester und umfassender Rhythmus von Routinen je nachdem, ob man innerhalb dieses Rahmens über seine Zeit selbst verfügen kann oder aber fremder Verfügung ausgesetzt ist, als sicheres Fundament oder als einschnürendes Korsett für das alltägliche Leben erfahren werden. Auch dies mögen zwei Beispiele veranschaulichen.

Herr B. stammt aus kleinen, dörflichen Verhältnissen mit handwerklicher Tradition. Er ist ein Mann in den besten Jahren, gleichwohl unverheiratet und lebt seit langem mit seiner Mutter, die ihm den Haushalt führt, zusammen in einem mit viel Eigenarbeit ge-

bauten Haus. Seine berufliche Biografie wurde im wesentlichen von seinem Vater geplant und auch nach dessen Vorgaben vollzogen. Entsprechend erlernte er zunächst das gleiche Handwerk wie sein Vater und trat in dessen Fußstapfen, übernahm aber dann — wiederum auf Anraten seines Vaters — einen Kiosk, den er ein Viertel Jahrhundert bis heute erfolgreich bewirtschaftet und dabei sämtliche anfallenden Arbeiten selbst erledigt. Das sichert ihm die Unabhängigkeit eines „self-made-man“, wie er selber sagt und die Zufriedenheit eines Mannes, dem nicht nur seine Arbeit Spaß macht, sondern auch seine Funktion als kommunikatives Zentrum für seine zahlreiche und treue Kundschaft. Seinen künftigen Lebensweg sieht er genauso vorgezeichnet wie seinen bisherigen, er ist „in der Bahn“ — und so wird Herr B. bis zum Ruhestand weiterhin wochentags um 6 Uhr aufstehen, in Ruhe frühstücken, von 9-18 Uhr in seinem Laden stehen, die Kunden nach deren Wünschen bedienen, sich deren Geschichten und Nöte anhören, dann müde, aber zufrieden nach Hause gehen, ein wenig fernsehen und pünktlich um 22 Uhr schlafen gehen. Dies ist sein Arbeitsalltag, den er zwar selber als Trott bezeichnet, gleichwohl nicht in einem pejorativen Sinne, sondern im Gegenteil, im Sinne einer selbstverständlichen Normalität jenseits von Gut und Schlecht. Gegenüber diesem hauptsächlich durch Arbeit bestimmten Alltag ist ihm der Sonntag heilig. Der Sonntag bietet ihm die Möglichkeit, das zu tun, wozu er während der Woche nicht in der Lage ist und verhilft gleichzeitig dazu, Abstand zu gewinnen, um am Montag die Arbeitswoche frohgemut wieder beginnen zu können.

Herr B. ist ein einfacher und bescheidener Mensch, ohne große Bedürfnisse, der Spaß an seiner Arbeit hat, der Geselligkeit liebt und es gerne gemütlich hat — und er hat dabei eine durchaus offene und tolerante Art. Das einzige, was er nicht mag, sind unvorhergesehene Überraschungen, und dem beugt er, soweit es ihm möglich ist, durch Routinen vor: indem alles seinen Ort hat, alles seine Zeit hat und alles seinen Sinn hat. Und in dieser Ordnung bewegt er sich wie der Karpfen im Teich.

Seine nahezu ritualisierte Lebensführung basiert auf einer ökonomischen Absicherung durch den eigenen Laden und das eigene Haus, auf einer sozialen Absicherung durch die Einbindung in ein soziales Netz, bestehend aus Familie, Verwandtschaft und Dorf —

Herr B. ist ein bekannter und beliebter Bürger — schließlich auf einer praktischen Absicherung durch Festhalten an Bewährtem und auf einer sinnhaften Absicherung durch Orientierung an traditionellen Werten und durch die Chance, sich selbst zu verwirklichen.

Sowohl die Regelmäßigkeit der Lebensführung als auch deren breite Absicherung konstituieren einen Rahmen, der nicht nur Raum läßt, alles zu tun, was man tun möchte, sondern überdies die Möglichkeit eröffnet, alles in Ruhe anzugehen und gerade nicht in jene Zeitnot zu geraten, die inzwischen als das Signum moderner Lebensweise erscheinen könnte. Gewiß handelt es sich bei diesem Beispiel um eine mikrosoziale Enklave — um ein Modell von Lebensführung, das pastorale Züge trägt. Immerhin läßt sich daraus lernen, daß eine durchroutinisierte Lebensführung von hoher Regelmäßigkeit keineswegs notwendig mit öder Langeweile oder Stumpfsinn gleichgesetzt werden muß. Die Beständigkeit und Überschaubarkeit einer solchen Ordnung kann das Gefühl der Geborgenheit vermitteln und löst das Problem des Umgangs mit Zeit sozusagen von selber dadurch, daß es ein für allemal gelöst ist und nicht ständig erneut gelöst werden muß. Man kann sich wie im Schlafe durch die Zeit bewegen, weil sie tendenziell immer dieselbe bleibt und man empfindet sie nicht als knapp, weil man innerhalb der Grenzen des etablierten Rhythmus das unterbringen kann, was man selber möchte.

Das Erscheinungsbild einer zeitlich und sachlich strikt geregelten und sich über Jahre hin reproduzierenden Lebensführung, wie sie am Fall des Herrn B. deutlich geworden ist, findet sich auch im folgenden Fall des Herrn C. wieder. Der Unterschied resultiert — und das ist nicht ganz unerwartet — aus den Bedingungen von Arbeit und Leben. So steht der unabhängigen Existenz eines kleinen und erfolgreichen Selbständigen mit einer ausfüllenden Erwerbsarbeit im Falle des Herrn B. die abhängige Existenz eines klassischen industriellen Lohnarbeiters gegenüber, dem seine Arbeit eine Last ist und ihm nicht die Möglichkeit bietet, ihr einen anderen Sinn abzugewinnen als den, dafür ein Einkommen zu beziehen. Herr B. ist Herr seiner selbst und seiner Zeit und lebt in seiner Arbeit; Herr C. arbeitet, um zu leben, über seine Arbeit und seine Zeit wird weitgehend von anderen verfügt.

Herr C. geht auf die 50 zu, ist verheiratet und Arbeiter im Ferti-

gungsbereich eines großen Industriebetriebes. Seine Ausbildung als Automechaniker in der Werkstatt seines Vaters entsprach dessen Willen, während er selber eigentlich als berufliches Ziel eine Bürotätigkeit angestrebt hatte, sich mit diesem Wunsch aber nicht durchsetzen konnte. Dies bestimmt bis heute sein Verhältnis zu seiner Arbeit. Er trennte sich bald im Unfrieden von seinem Vater und übernahm nicht, wie vorgesehen, die elterliche Werkstatt, sondern nahm eine Arbeit in dem schon erwähnten Industriebetrieb auf. Dort machte er eine für Industriearbeiter relativ rasche Karriere und wurde bald Vorarbeiter. Der seit einiger Zeit von ihm erwartete Übergang zum Meister fällt ihm jedoch wegen der notwendigen Prüfungen schwer. Immerhin hat er die höchste Tarif-Lohngruppe erreicht und ist, was die finanzielle Seite seiner beruflichen Tätigkeit anlangt, relativ zufrieden. Darüber hinaus steht seine 25jährige Betriebszugehörigkeit ins Haus, was Unkündbarkeit bedeutet und zusammen mit der erreichten Lohnhöhe ökonomische Stabilität für den weiteren Lebensweg verspricht.

Von Anfang an arbeitet Herr C. in Wechselschicht. Da er in einiger Entfernung von seiner Arbeitsstätte auf dem Dorf wohnt, ist er auf den Werksbus angewiesen. Dies hat zur Folge, daß mit An- und Abfahrt insgesamt 12 Stunden seines Tages von der Erwerbsarbeit absorbiert sind und dies in einem Rhythmus, der allwöchentlich erneut die gleichen Adaptionsprobleme erzeugt. Seit 25 Jahren steht er eine Woche lang einmal um 4 Uhr früh auf und kommt gegen 16 Uhr nach Hause, einmal muß er zur Mittagszeit das Haus verlassen und kehrt gegen Mitternacht zurück. Dieses durch die Bedingungen der Erwerbsarbeit aufgeherrschte Zeitregime läßt nicht viel frei verfügbare Zeit, die ihrerseits wiederum durch häusliche Notwendigkeiten — Arbeit in Haus und Garten, Einkäufe tätigen etc. — weitgehend aufgezehrt wird. Unter der Woche bleibt allenfalls hin und wieder ein wenig Raum für einen Rückzug von allem, um nur für sich allein zu sein und Hobbies wie Briefmarken sammeln, Volksmusik hören und Reiseprospekte studieren, nachzugehen. Ansonsten verläuft ein Werktag wie der andere: bei Frühschicht nach dem Nachhausekommen Kaffee trinken, ein Nickerchen machen, häusliche Arbeiten verrichten, ein wenig fernsehen und früh schlafen gehen — bei Spätschicht nach dem Frühstück häusliche Arbeiten verrichten, Mittagessen und in die Arbeit fah-

ren. Das Wochenende ist familialen Unternehmungen gewidmet, läßt aber auch nur wenig Möglichkeiten, Abstand zu gewinnen. Die Anforderungen seiner beruflichen Arbeit holen ihn spätestens am Sonntagnachmittag wieder ein, wo er in Gedanken die Arbeit der kommenden Woche zu bedenken und zu organisieren beginnt.

Seine derzeitige Tätigkeit fällt ihm zwar nicht schwer, verschafft ihm aber auch kaum Befriedigung — und da auch außerhalb der Erwerbsarbeit nicht viel Zeit für die Realisierung individueller Ansprüche bleibt, konzentrieren sich seine Optionen auf das Wochenende, insbesondere aber auf den Urlaub und auf die Zeit der Rente. Erst da fängt für ihn das eigentliche Leben an, während sein Arbeitsalltag nahezu automatenhaft abläuft — zwar ständig angefüllt mit Problemen, die es zu bewältigen gilt, aber es sind immer die gleichen Probleme, und sie sind immer im gleichen, starren zeitlichen Rahmen verortet. All dies erzeugt in ihm das Gefühl von Zeitlosigkeit und Zeitknappheit zugleich.

Wie bereits angedeutet, wohnt Herr C. auf dem Dorf. Er hatte in einen landwirtschaftlichen Nebenerwerbsbetrieb eingeheiratet, die Landwirtschaft aus finanziellen Gründen jedoch bald aufgegeben, zumal er zu dieser Art von Tätigkeit überhaupt keine Beziehung finden konnte. Mit der entsprechenden Lebensweise hat er auch dadurch sichtbar gebrochen, daß der Bauernhof komplett abgerissen und ein neues Wohnhaus errichtet wurde. Seine anfänglichen Versuche, im sozialen Kontext des Dorfes Fuß zu fassen, hat er nach nicht allzu langer Zeit aufgegeben; er ist selber nicht eigentlich in das dörfliche Leben integriert und bis heute ein „Fremder“ geblieben, wie er selber sagt.

Entfremdete Arbeit, Fremdheit im den privaten Lebensbereich umgebenden sozialen Kontext und ein seine Zeit regulierendes Prokrustesbett lassen ihn ein reduziertes, privatistisch zugeschnittenes Leben führen, in dem er bei sich selber nur ist in den kleinen Fluchten des kursorischen Rückzuges, den größeren Fluchten des Reisens im Urlaub und der perspektivischen großen Flucht in die Rente. So ubiquitär ist bei ihm das Gefühl externalisierter Verfügung über sich und seine Zeit, daß er sich sogar zu Hause am liebsten von seiner Frau anschaffen läßt, was er jeweils tun soll.

Das Erscheinungsbild einer durchroutinisierten, repetitiven Lebensführung ist auf den ersten Blick in beiden Fällen erstaunlich

ähnlich, ebenso gleicht sich eine ganze Reihe von Indikatoren der allgemeinen Lebenslage. Beide, sowohl Herr B. als auch Herr C., haben etwa das gleiche Alter, beide haben eine handwerkliche Ausbildung hinter sich, beide üben einen anderen als den erlernten Beruf aus und sind seit langen Jahren am gleichen Ort tätig, beide sind (*ceteris paribus*) ökonomisch abgesichert, beide stammen aus ländlichem Kontext und leben auch jetzt wiederum auf dem Dorf, beide haben relativ bescheidene Ansprüche an das Leben, beider Lebensrhythmus ist weitgehend durch die vorgegebene Zeitstruktur ihrer jeweiligen Erwerbsarbeit definiert, beider Lebensführung ist durch ein Ausmaß an Stabilität und Kontinuität gekennzeichnet, daß Überraschendes allenfalls durch ein Unglück möglich erscheint. Dennoch, die Unterschiede sind eklatant; sie sind freilich nicht auf der Ebene der zeitlichen Strukturierung zu verorten, sondern auf der der Sinnstruktur.

Im einen Fall gestattet es die Repetitivität des Eingespielten und Bewährten nämlich, abgesichert durch eine Orientierung an traditionellen Werten und durch die Einbindung in ein soziales Netz aus Kundschaft und Dorf, innerhalb eines festen Rahmens selbst zu disponieren und die eigenen Ansprüche an Arbeit und Leben sinnhaft miteinander zu verbinden. Im anderen Fall ist die fremdverfügte Repetitivität des Alltags mit geringer eigener Dispositionsmacht nur in instrumenteller Einstellung (vgl. Kudara, W. et.al. 1979) zu bewältigen, wobei die eigentlichen Ansprüche an das Leben in kleinen Nischen der Alltagskonstruktion befriedigt oder verschoben werden müssen. Verstärkt wird dieser Instrumentalismus durch eine parzellierte Existenz, die weder im Betrieb noch im Dorf zu Hause ist. Darüber hinaus ist die Lebensperspektive des einen im Jetzt verankert — und dafür schafft die Wiederkehr des Immergleichen Sicherheit und Verlässlichkeit. Die Lebensperspektive des anderen ist auf einen archimedischen Punkt fixiert. Und von dort her betrachtet, gibt es zwei Leben: das Arbeitsleben, das durch die rigide Normalität der Alltagsroutinen zwischen viel Arbeitszeit und wenig Freizeit bestimmt ist — und das eigentliche Leben, das real auf den Urlaub und antizipatorisch auf die Zeit der Rente vertagt ist.

2.2. Aushandlung als Verfahren der Stabilisierung der Alltagskonstruktion

Bemerkenswert ist, daß wir in unseren Interviews überhaupt mehr von Routinen erfahren als von Aushandlungsprozessen. Schilderungen des Alltags werden in der Regel als gleichförmig ablaufende, in bestimmter Weise rhythmisierte Normalität aufgeordnet. Gerade auch das zeigt übrigens, daß wir es bei „Alltag“ und „alltäglicher Lebensführung“ mit einer Konstruktion zu tun haben — mit einer Konstruktion, die auf Stabilität und Kontinuität basiert, in der Unberechenbarkeit als Störfaktor erscheint. Mit einer Konstruktion, in der Routine von großer, Spontaneität von geringer Bedeutung ist; in der Regulierung viel Raum einnimmt, Konflikte nur kursorisch auftauchen; in der als zeitliche Perspektive Zyklizität dominiert, Entwicklung kaum vorgesehen ist; in der schließlich Last eine hervorragende Rolle spielt, Lust eine marginale. Anders formuliert: sofern sie funktioniert, erscheint die Konstruktion des Alltags als Selbstverständlichkeit jenseits von Gut und Schlecht, jenseits von Glück und Unglück. Unglück taucht in diesem Zusammenhang in terms von Konflikten und Krisen auf, die alles über den Haufen zu werden drohen — Glück allenfalls als Surplus, dem in der Konstruktion des Alltags eigentlich kein systematischer Ort zukommt. Dies bedeutet keineswegs, daß die Personen in ihrem Alltagsleben nicht glücklich oder unglücklich wären, nicht sich freuen oder leiden würden. Im Rahmen der Konstruktion des Alltags wird dies freilich selten thematisiert, sondern wird — und dies allerdings mitunter sehr auffällig — als „Farbe“ emergent. Man könnte es auch so sagen, daß die Ebene der Emotionen, obwohl fundamentaler Bestandteil des alltäglichen Lebens, zwar die jeweilige „Stimmung“ der Lebensführung definiert, in deren Konstruktion jedoch keinen unmittelbaren Ausdruck findet.

Mit einem Seitenblick auf die Sozialisationsforschung läßt sich im übrigen festhalten, daß die Alltagskonstruktion, insofern sie ein auf Dauer angelegtes, individuelles Arrangement der Person im Umgang mit sich und seiner Umwelt darstellt, auf die Person selber als ein Objektives zurückwirkt. In seiner Alltagskonstruktion schafft sich das Individuum selber Bedingungen, denen es sich und sein Verhalten unterwirft und unterwerfen muß.

Gleichviel, auch wenn in den Erzählungen über den Alltag die Methodik der Lebensführung in Gestalt von Stabilität verbürgenden Routinen dominiert, so finden sich doch eingestreut in solche Alltagsroutinen auch Aushandlungsstrategien und zwar mit sehr unterschiedlicher Gewichtung bei den verschiedenen Personen. Diese Aushandlungsstrategien sind auf zwei Grundtypen zurückführbar, die sich — obwohl sie in der alltäglichen Praxis oft ineinander übergehen — analytisch sehr gut voneinander abheben lassen. Der eine Typus läßt sich als *pragmatisch-experimentell* charakterisieren, der andere als bewußt eingesetzte *Methode diskursiven Aushandelns*.

Zunächst zum pragmatisch-experimentellen Typus, der wiederum mit einem Beispiel illustriert werden soll.

Im Zentrum der Alltagskonstruktion von Frau D. stehen ihr Beruf als selbständige Bauzeichnerin und ihr gleichzeitiges Interesse an der Aufrechterhaltung der Beziehung zu ihrem Ehemann. Vor ihrer Selbständigkeit war Frau D. im Öffentlichen Dienst angestellt. Mit der Umstellung auf eine selbständige Erwerbsarbeit hat Frau D. eine radikale Umorientierung ihrer eigenen Rollenvorstellungen und der Partnerbeziehung vollzogen. Vorher hatte sie neben ihrer eigentlichen beruflichen Tätigkeit viel Zeit in die Mitarbeit im Geschäft ihres Mannes investiert, die gesamte Hausarbeit übernommen und außerdem die kranke Mutter des Ehemannes in der gemeinsamen Wohnung gepflegt. Mit ihrer beruflichen Umorientierung hat sie bewußt einen Wechsel ihres Selbstverständnisses vollzogen, von der erwerbstätigen Ehefrau mit anhängendem Haushalt hin zur Berufstätigen, für die die Hausarbeit keineswegs mehr eine selbstverständliche Pflicht bedeutet. Aus dieser neuen Konstellation resultieren Konflikte zum einen um die Mitarbeit im Geschäft des Ehemannes, die — symbolisch aufgeladen — ein wichtiges Element der „Gemeinsamkeit“ war. Zum anderen gibt es Konflikte um die Arbeitsteilung im Haushalt.

Ausführlich beschreibt Frau D. ihren Umgang mit diesen Konflikten, die sie einerseits zu regulieren versucht, indem sie mit ihrem Mann darüber redet — andererseits durch aggressive Verweigerung. Darüber hinaus betreibt sie eine Strategie der allmählichen Umverteilung von Arbeit, indem sie sich „diplomatisch“ verhält und einen Prozeß des „Zuschanzens“ und „Abwälzens“ in Gang

setzt, — gelegentlich auch durch bewußt inszeniertes Vergessen — bis sich schließlich wie von selbst ein verändertes Arrangement von Rechten und Pflichten ergibt.

Deutlich wird an diesem Beispiel eine Strategie des Setzens von Fakten, eines abtastenden oder vorpreschenden Handelns oder Verweigerns und der instrumentelle Einsatz des „Darüber-Redens“. Auf diese Weise werden in einem lebensweltlichen Verfahren von trial and error, von Handeln und Bereden, Ansprüche praktiziert, Spielräume ausgetestet, Zumutbarkeiten und Grenzen aufgedeckt und in den Kanon der alltäglichen Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten überführt, auf dem wiederum Routinen aufbauen können.

Gegenüber dieser pragmatisch-experimentellen Aushandlungsstrategie ist der andere Typus von Aushandlung, den wir diskursiv nennen, eine bewußt eingesetzte, rationale Methode der expliziten Verständigung über personale und interpersonale Arbeitsteilung. Diskursives Aushandeln in diesem Sinne ist — soweit wir es bis jetzt überschauen an ganz spezifische Vorstellungen von der richtigen Gestaltung von Lebensführung gebunden. Leitideen solcher Vorstellungen vom richtigen Leben sind Autonomie, Selbstverwirklichung und die prinzipiell gleichberechtigte Geltung individueller Ansprüche. Auch hierzu ein Beispiel:

Herr E. beschreibt sein Lebensprogramm mit folgenden Worten: „Keine Macht für niemand, weder im privaten noch im öffentlichen Bereich. Und als Schwerpunkt eigentlich immer versuchen, so zu leben, daß ich mit mir selber in Einklang bin und auch mit den Leuten, die um mich herum sind.“

Dazu gehört auch, den Widerspruch von Arbeit und Freizeit aufzulösen in einem nicht-fremdbestimmten, integralen Lebenszusammenhang. Aktuell realisiert er dieses Programm als Geschäftsführer in einem selbstverwalteten Betrieb, durch freie Partnerschaft statt durch Ehe, und durch Abkehr von der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Rahmen einer Wohngemeinschaft. Der erklärte Zweck, ein Leben möglichst frei von Zwängen, Routinen und Traditionen zu führen, wird durch lockere und jeweils diskursiv ausgehandelte Absprachen ad hoc realisiert. Das Funktionieren dieses Systems spontaner Aushandlung beruht in hohem Maße auf der Selbstverantwortlichkeit jedes Einzelnen

und damit ist dieses Verfahren nicht nur anspruchsvoll, sondern auch anstrengend.

Zugleich werden die Grenzen dieses Systems in den Schilderungen von Herrn E. rasch deutlich. Zum einen entwickeln sich die diskursiven Aushandlungen zuweilen selbst zum Ritual, sie werden ausufernd und ineffektiv oder sie werden nicht mit der gebotenen Offenheit und Ehrlichkeit geführt. Dazu Herr E.: „Der Anspruch ist da, aber wir können an den Anspruch nicht heran“. Zum anderen kommt auch dieses über das Medium diskursiven Aushandelns konstruierte System selbstbestimmten Lebens nicht ohne Routinisierung aus. Auch der selbstverwaltete Betrieb ist den Gesetzen des Marktes unterworfen und die kleine Tochter von Herrn E., für die sich alle Mitbewohner der Wohngemeinschaft gleichermaßen verantwortlich fühlen, entwickelt Ansprüche, über die zu diskutieren sinnlos ist. Die durchgängige Betreuung des Kindes muß durch Institutionalisierung eines Kinderdienstes sichergestellt und arbeitsteilig organisiert werden. Immerhin, die Institution des permanenten Aushandelns ermöglicht trotz aller Schwächen Stabilität durch eine Flexibilität, die in anderen Systemen alltäglicher Lebensführung nicht in gleicher Weise möglich ist, da Rechte und Pflichten hier prinzipiell verhandlungsfähig bleiben.

Bisher wurde illustrativ plausibel zu machen versucht, daß Routinen und Aushandlungsprozesse als zentrale, stabilitätssichernde Regulationsmechanismen des Alltags wirksam werden. Von den Befragten wurden, obwohl sie ihren Alltag vorwiegend in terms von Routinen beschreiben, gleichwohl immer wieder typische Situationen genannt, die nicht nur eine Umstrukturierung ihrer Alltagskonstruktion erforderlich machen, sondern auch einen erhöhten Aushandlungsbedarf erzeugen. Hierbei handelt es sich im wesentlichen um vier *Schlüsselsituationen*:

1. Um biografische Weichenstellungen, die jeweils neue Lebensabschnitte markieren und szientifisch als Statuspassagen gefaßt worden sind, insbesondere Eheschließung, die Geburt von Kindern, Ruhestand.
2. Um Veränderungen der Bedingungen von Erwerbsarbeit, insbesondere solche, die die Zeitstruktur des Alltags, aber auch der beruflichen Biografie betreffen, wie z. B. Schichtarbeit, Kapovaz, Teilzeitarbeit, Befristung von Arbeitsverhältnissen.

3. Um Veränderungen, wie sie sich aus der Lösung von Personen aus traditionellen Geschlechtsrollenzuschreibungen ergeben; dies betrifft, wie nicht weiter verwunderlich, vor allem Frauen.
4. Schließlich um Veränderungen von Ansprüchen an Arbeit und Leben, mit denen Konsequenzen aus Erfahrungen gezogen werden, die der berufliche und private Alltag insbesondere dann produzieren kann, wenn er nicht mehr richtig funktioniert.

Diese Schlüsselsituationen sind jede für sich jeweils Gegenstand spezifischer Disziplinen, nämlich der Biografie- bzw. Lebensverlaufs-forschung, der Industrie- bzw. Arbeitssoziologie, der Frauenforschung und der sogenannten Wertewandelforschung. Die Fruchtbarkeit unseres Forschungskonzeptes sehen wir u. a. darin, daß sie es möglich macht, diese arbeitsteilig bearbeiteten Probleme mit der Kategorie der Alltagskonstruktion als einer integrierenden Perspektive untersuchen zu können: denn die reale Einheit der Lösung dieser Probleme ist die alltäglich Lebenspraxis der Person.

Zum Abschluß einige Überlegungen zur Relevanz und zur Entwicklung von Routinisierung und Aushandlung in der alltäglichen Lebensführung für das System der gesellschaftlichen Arbeit.

Bisher war vor allem von Strategien der Organisation des Alltags die Rede; dahinter ist vielleicht zurückgetreten, was eigentlich deren Gegenstand ist. Routinisierung und Aushandlung sind Strategien, mit denen Personen Art und Umfang ihrer Tätigkeiten in privatem und öffentlichem Bereich sowie im Bereich der Erwerbsarbeit arrangieren. In den hierin sichtbar werdenden Mustern personaler Arbeitsteilung drückt sich der praktische, also nicht nur der programmatische Stellenwert der verschiedenen Lebenstätigkeiten aus.

Wenn sich zunehmend zentrale Bedingungen der Erwerbsarbeit verändern, wenn ferner die traditionellen Geschlechtsrollenzuschreibungen an Verbindlichkeit verlieren und wenn sich verstärkt Ansprüche auf selbstbestimmtere Formen der Lebensführung artikulieren, so ist zu erwarten, daß in gravierendem Maße der Aushandlungsbedarf, bezogen auf die Organisation des Alltags von Personen wächst. In welcher Form sich solche Aushandlungsprozesse vollziehen und in welche Richtung sie verlaufen, wird zu prüfen sein. Auf jeden Fall läßt sich bereits jetzt sagen, daß damit ein

höheres Maß an Unsicherheit und Unberechenbarkeit in der Lebensführung von Personen entsteht als das bisher der Fall war. Diejenigen — allen voran die Betriebe —, die bislang mit einer stabilen und kalkulierbaren Kooperations- und Leistungsbereitschaft von Personen haben rechnen können, werden sich auf diese neue Unberechenbarkeit einstellen müssen.

Auf der anderen Seite dürften die steigenden und unkalkulierbarer werdenden Anforderungen an eine selbstgestaltete Lebensführung die Notwendigkeit mit sich bringen — soll nicht eine von außen determinierte, reaktive Lebensweise die Folge sein — den Alltag bewußter und planmäßiger, aber auch flexibler zu organisieren und damit die Lebensführung insgesamt zu *rationalisieren*.

Nicht leicht zu beantworten ist vorerst die Frage, an welchen Kriterien sich eine solche gesteigerte Rationalität orientieren wird und welche neuen Formen sich daraus ergeben. Ob diese Rationalität notwendig auch ein höheres Maß an Vernunft und Sinn bedeutet, bleibt ebenso offen. Vermuten läßt sich jedoch, daß, ähnlich wie in industriellen Organisationen, wo zunehmend starre Funktionsteilungen durch flexible Strukturen ersetzt werden, auch die entsprechenden Arrangements der Lebensführung den Charakter von flexiblen „Neuen Re-Produktionskonzepten“ annehmen könnten.

Anmerkung

¹ Die hier vorgestellten Überlegungen und Befunde entstanden im Rahmen des Teilprojektes A 1 des Sonderforschungsbereiches 333 der Universität München „Veränderungen der Arbeitsteilung von Personen“. An der Durchführung dieses empirischen Forschungsprojekts sind beteiligt: K. M. Bolte, L. Behringer, W. Dunkel, K. Jurczyk, W. Kudera, M. Rerrich, G.-G. Voß

Literaturverzeichnis

- BOLTE, K.M.: Subjektorientierte Soziologie — Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: K.M. BOLTE und E.TREUTNER (Hg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt/New York: 1983.
- BOLTE, K.M. und G.-G. Voss: Veränderungen im Verhältnis von Arbeit und Leben. Anmerkungen zur Diskussion um den Wandel von Arbeitswerten. In: L. REYER und J. KÜHL (Hg.): Resonanzen. Arbeitsmarkt und Beruf Forschung und Politik. Festschrift für Dieter Mertens. Beiträge aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 111. Nürnberg 1988.
- JURCYK, K., TREUTNER, E., VOSS G.-G., ZETTEL, O.: „Die Zeiten ändern sich“ — Arbeitszeitpolitische Strategien und die Arbeitsteilung der Personen. In: S. HRADIL (Hg.): Sozialstruktur im Umbruch. Festschrift für K.M. Bolte. Opladen 1985.
- KUDERA, W. ET. AL.: Gesellschaftliches und politisches Bewußtsein von Arbeitern. Frankfurt a.M. 1979.
- KUDERA, W. UND G.-G., VOSS: Veränderungen in der Arbeitsteilung von Personen. In: R. SCHMIEDE (Hg.): Arbeit und Subjektivität. Bonn 1988.
- VOSS, G.-G.: Bewußtsein ohne Subjekt? Zur Kritik des industriesoziologischen Bewußtseinsbegriffs. Großhesselohe 1984.

Anton Amann

In den biographischen Brüchen der Pensionierung oder der lange Atem der Erwerbsarbeit

Zusammenfassung: Menschen sind unter Knappheitsbedingungen gezwungen, Koordinationsleistungen zwischen sachlichen, zeitlichen und normativen Anforderungen zu erbringen; sie tun dies in der Form der „Balance-Arbeit“ im Rahmen „erlernter Dispositionsspielräume“. In diesen sind institutionell abgesicherte Prioritäten dieser Anforderungen verankert, die, objektiv gesehen, Beruf und Arbeit über Familie und Beziehungen stellen und die, subjektiv gesehen, als entsprechende Bewußtseins- und Handlungsmuster wieder sichtbar werden. Die Pensionierung stellt den Fall einer gesellschaftlicher Zwungen Veränderung der Balance-Arbeit dar. Zur systematischen Illustration dienen Belege qualitativer Art aus einer Untersuchung bei Stahlarbeitern.

1. Einleitung

Wiewohl in der Sozialisationsforschung an die Stelle der Vorstellungen einer gesellschaftlichen Determination der Persönlichkeitsentwicklung oder einer naturgesetzlich bestimmten organischen und psychischen Reifung längst die Annahme eines „die Realität produktiv verarbeitenden“ Subjekts getreten ist und auch die Erwachsenensozialisation nicht mehr als eine neben der frühen Kindheit vernachlässigbare Größe gilt, hat diese Situation auf die Diskussion über die Pensionierungsthematik und die sie begleitenden Lernprozesse bei den Betroffenen, insbesondere in ihrer sozialpolitisch forcierten Form der Frühpension, bisher keinen besonderen Nachholdruck ausgeübt. Dabei scheint gerade diese Phase im Lebensverlauf vieler Menschen von besonderer Bedeutung zu sein, da sie im gesellschaftlichen und familiären Kontext von entscheidenden Veränderungen begleitet wird, materielle und immaterielle Ko-

sten verursacht, Lebenspläne erschüttert, unvorbereitet trifft, wohl doch auch Chancen zu Neuem birgt und sicherlich für die Persönlichkeitsentwicklung nicht unerheblich ist.

Das Forschungsdefizit hat sicherlich eine seiner Ursachen in der Tatsache, daß die relevanten Entwicklungen in den Arbeitsmarkt- und Sicherungssystemen der westlichen kapitalistischen Länder „erst“ eineinhalb Jahrzehnte andauern und Sozialforschung gesellschaftlichen Problemvorgaben gegenüber sich eben meist reaktiv verhält; eine innerwissenschaftliche Ursache ist aber wohl dort zu suchen, wo die theoretische Fassung des Vermittlungsverhältnisses zwischen äußeren und inneren Strukturen, zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und individuellen Kognitionen und Emotionen, weder kohärent entwickelt, noch gar auf sozialisatorische Prozesse im späten Erwachsenenalter angewendet worden ist.

In den folgenden Erörterungen versuche ich, die Grundlinien eines Konzeptes zu skizzieren, mit dessen Hilfe solche Vermittlungsprozesse systematisch erfaßt werden könnten. Dafür ist es nötig, einen Rahmen zu entwerfen, in dem es möglich ist, „Übergangsphänomene“ aus struktureller *und* individueller Perspektive zu erfassen und die Ereignisse mit den Wahrnehmungen und Neudefinitionen zu verknüpfen, die Menschen angesichts der bevorstehenden Pensionierung ohne Zweifel vornehmen. Als empirische Illustrationshilfe, die nur einen auf der Erfahrung Betroffener beruhenden Teil der gesamten Fragestellung betrifft, einer Akzentuierung aber dienlich ist, nämlich die Frage nach biographisch vermittelten Elementen in den Pensionserwartungen von Stahlarbeitern, dient eine Fallstudie, die vor 4 Jahren in Österreich durchgeführt wurde.¹

Für viele von uns, ob jugendlichen oder höheren Alters, ist das Wort Frühpension schon geläufig geworden. Doch der erste Blick zeigt bereits, daß Vieles daran so selbstverständlich gar nicht ist. Bis vor wenigen Jahren noch galt Frühpensionierung als eine sozialpolitisch unproblematische Maßnahme, garantiert durch die Sozialgesetzgebung und von vielen Lohnarbeitern erwünscht und herbeigesehnt. Inzwischen hat sich das Bild entscheidend geändert. Angespannte Staatsfinanzen und permanent notwendige Zuschüsse zur Sozialversicherung aus den nationalen Budgets haben zu erhöhter Sensibilität und Mißtrauen gegenüber der Sinnhaftigkeit

der Maßnahmen und ihrer Kosten geführt. Häufig sind bereits kritische Stimmen zu hören, die die Frühpensionierung nicht ungefragt für das Glück aller Betroffenen halten, aus ökonomischen Überlegungen wird längst schon wieder die Hinaufsetzung des rechtlichen Pensionsalters verhandelt. Welchen Nutzen die sozialpolitisch/betriebswirtschaftliche Strategie hat, Arbeitsplätzemangel durch Frühpensionierung zu lindern, ließe sich aus verschiedenen Perspektiven beleuchten (Amann 1988d). Beschäftigungssystem und Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik stellen eine Ebene dar, das Unternehmen eine zweite, und das Individuum, seine Familie und sein Privatleben schließlich eine dritte.

Hier soll die Frühpensionierung vor allem als ein bedeutsamer und einschneidender Vorgang in der biographischen Phase des Älterwerdens im Beruf und des Übertritts in die Pension untersucht werden (zum Hintergrund von Arbeitsmarkt und sozialer Sicherung vgl. Amann 1988). Unter der breiter angelegten Perspektive des „älteren Arbeitnehmers“ wird eine Reihe von Entwicklungen sichtbar, in deren Rahmen es aus sozial- und arbeitsmarktpolitischen Gründen zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit den möglichen Konsequenzen kommen muß, in deren Rahmen sich aber auch der Erkenntniswert detaillierter Fallstudien besser einsehen läßt als dies angesichts drängender Strukturprobleme manchem gelingen will. Die im Hintergrund stehenden Veränderungen in den strukturellen Berufs- und Arbeitsbedingungen und die gleichfalls sich ändernde Wahrnehmung und Bewertung der Lebenssituation älterer Arbeitnehmer sind ihrerseits Ausdruck eines umfassenderen Wandels, in dem das Zusammenspiel zwischen Beschäftigungssystem und sozialstaatlichem Sicherungssystem, zwischen soziokulturellen Definitions- und Einordnungsprozessen und individueller Entwicklung und Biographie Konsequenzen birgt, die mit dem bisher entwickelten Repertoire staatlicher Interventionsinstrumente ebenso schwer zu steuern wie mit den individuell angeeigneten Kompetenzen zu bewältigen sind.

Die Schwierigkeiten des Erfassens subjektiver Prozesse, die im Zusammenhang mit institutionalisierten (und erzwungenen) Übergängen vom Arbeitsleben in den „Ruhestand“ in Gang gesetzt werden, hängen mit der einfachen und doch nie befriedigend beantworteten Frage zusammen: „Was tun wir, wenn wir tätig sind?“

(vgl. Arendt 1981). Drei Elemente sind es, die wir in Anlehnung an die Ausführungen von Hannah Arendt in Rechnung stellen müssen: *Arbeiten* als das ständig notwendige Tätigsein im Stoffwechsel mit der Natur, *Herstellen* als das Produzieren einer zweiten Natur, einer künstlichen Welt von Dingen, *Handeln* als das Etablieren und Gestalten von Beziehungen zwischen Menschen, um „Politik“ im weitesten Sinn zu betreiben. Früh schon entstand in den Utopien und gesellschaftsphilosophischen Zukunftsentwürfen die Idee, daß die Arbeitsgesellschaft das „Reich der Notwendigkeit“ überwinden werde können, dem dann jenes der „Freiheit“ folge. Zur Diagnose des Jochs der Notwendigkeit gehört jene der mit der Arbeit verbundenen Übel, die sich ins Handeln fortsetzen: Entfremdung des Menschen, Verfall von Familie und Privatheit, die — jüngst so benannte — Kolonisation der Lebenswelt durch Systemimperative. Seit jeher hat die Diagnostiker dieser Prozesse zugleich auch verwundert, daß Individuen die Mechanismen des Jochs nicht nur nicht durchschauen können, sondern darüberhinaus sogar dieser Welt gegenüber sich versöhnlich zeigen. Gesundheitsgefährdende Anforderungen und Belastungen sind sie imstande, in subjektive Eigenschaften (von Versagen bis Disziplin und Leistungsethik) umzudeuten, Schäden, Mißerfolge und Ausgrenzungen lernen sie, persönlichem Verschulden zuzuschreiben. Widersprüche und Brüche im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen System werden als individualisierte Konkurrenz erlebt.

Die ganze Palette an Problemstellungen, die sich mit diesen Bemerkungen auftut und die auf Diskussionen philosophischer und geschichtlich-theoretischer Art zurück bis in die Französische Aufklärung und die Schottische Moralphilosophie verweisen, kann hier klarerweise nicht entfaltet werden. An dieser Stelle geht es mir darum, an einem sehr begrenzten Teilbereich empirischer Erfahrung der Frage von strukturellen Bedingungen und ihrer subjektiven Bewältigung unter konzeptuellen Gesichtspunkten nachzuspüren.

Konzeptuelle Vorüberlegungen

2. Knappheit der Ressourcen erzwingt Balance-Arbeit

Wir sind gewöhnt, davon auszugehen, daß die Mittel, mit deren Hilfe sich die Menschen ihr Leben einrichten, immer knapp sind. Zeit ist knapp, Geld ist knapp, die physischen Kräfte sind knapp — Knappheit aber erzwingt Koordination. Jenseits der psychischen, ökonomischen und biologischanthropologischen Grundlagen, auf denen sich die spezifischen Bedingungen eines allgemeinen Knappheitsbegriffs bestimmen lassen, interessieren hier aber die Formen sozialer Organisation, also die institutionalisierten Bereiche, in denen jene Momente wirksam werden, die den Menschen zur Koordination zwingen und die für ihn „Arbeit“ bedeutet, weil er weder über unbegrenzte Wahrnehmungs- und Verarbeitungspotentiale im geistig-psychischen Bereich, noch über unbegrenzte ökonomische Mittel und physische Kräfte verfügt.

Pragmatisch sind *drei Bereiche* zu unterscheiden, in denen verschiedene gesellschaftliche Institutionen Arbeit, Herstellen und Handeln der Individuen beeinflussen, steuern, oder gar kontrollieren. Der erste ist jener der *Berufs- und Arbeitswelt* mit seiner charakteristischen Prägung durch Produktion, Arbeitsorganisation und Leistungskontrolle und den spezifischen Sozialbeziehungen der Arbeitswelt. Der zweite ist jener von *Ehe und Familie*, er wird im Alltag häufig als außerhalb und wesentlich unabhängig vom ersten, ja gar als dessen Gegenwelt, wahrgenommen. Auch in ihm bestehen institutionell verankerte Pflichten und Aufgaben, die in ihrer Verbindlichkeit vom einzelnen als unüberspringbar wahrgenommen werden. Der dritte Bereich schließlich ist jener der „freien“ *sozialen Beziehungen*, der, im Vergleich zu den beiden anderen, ein geringeres Maß an Institutionalisiertheit und weniger unentfliehbar Regulative birgt.

Wichtig ist nun, daß der Mensch seine Energien und Kräfte verteilen muß, er hat *Balance-Arbeit* zu leisten.² Während eines langen Abschnitts seines bisherigen Lebens hat der erste Bereich dominiert, in ihm haben sich des Menschen eingelebte Konformismen herausgebildet, aber auch Opposition gegen vorgefundene und zugemutete Verhältnisse (das Problem von Zwang und Autonomie).

Der Berufs- und Arbeitsbereich entzieht Energien, die in den anderen Bereichen dann fehlen. Familien- und Freizeitleben erscheinen als Unterbrechung des Arbeitsprozesses, als Gegensatz zur Berufswelt. Der Zwang zur ökonomischen Sicherung der Existenz räumt der Berufsrolle primäre Bedeutung ein. Wir können, gemessen am Institutionalisiertegrad und an der Verbindlichkeit der jeweiligen Normen, eine Hierarchie feststellen, in der die Berufs- und Arbeitswelt oberste Verbindlichkeit und Steuerungskapazität besitzt, die freien sozialen Beziehungen die geringste. Aus allen drei Bereichen erwachsen dem Individuum Verpflichtungen, Erwartungen, aber auch Angebote und Möglichkeiten zu Dispositionen, in allen dreien befriedigt es Bedürfnisse und Wünsche, erlebt es Lust und Leid.

Die Unterscheidung dieser drei Bereiche gilt natürlich spezifisch für jene Gruppe von Menschen, die über längere Zeit in festen Erwerbsverhältnissen stehen und in Familien leben. Allgemeiner läßt sich diese Unterscheidung folgendermaßen fassen: Zu den notwendigen Strukturen, die der Aufrechterhaltung einer hochkomplexen Welt dienen, zählen die Trennung von sachlichen, zeitlichen und sozialen Dimensionen des *Erlebens* im Sinne einer relativen Invarianz der einzelnen Dimensionen gegenüber Veränderungen in den anderen (vgl. Luhmann 1971, 144) und die Trennung der entsprechenden Dimensionen in der *Sozialorganisation* im Sinne einer durch normative Sicherung (gesetztes Recht, Sittennormen) festgelegten Selbständigkeit der Zielprogramme und Anforderungsmuster gegenüber den jeweils anderen. In anderen Worten: Menschen müssen so sozialisiert werden, daß sie Stabilität in ihrer Selbstorganisation erreichen und nicht von Augenblick zu Augenblick alles anders werden könnte, Institutionen müssen die Möglichkeit auf Dauer stellen, ihre sachlichen, zeitlichen und normativen Ordnungen gegenüber jenen anderer in eine geregelte Konkurrenz zu bringen, die von den Individuen anerkannt wird (Gesetze über Karenz-, Pflege- und Erholungsurlaub stellen normative Sicherungen dar, die die Konkurrenz zwischen Arbeitswelt und Familie regeln).

Für das Individuum ergibt sich daraus ein im Lauf des Lebens sich veränderndes, komplexes Feld von sachlich, zeitlich und normativ strukturierten Handlungsmöglichkeiten, angesichts derer geplant und verzichtet, zwischen denen gewählt, entschieden, aber

auch „vermittelt“, kurz: *Balance-Arbeit* geleistet werden muß. Anforderungen, Erwartungen, Angebote und Dispositionen sind innerhalb der drei Bereiche jeweils spezifisch strukturiert und in hohem Maße nach Prioritäten geordnet. Wahlen und Entscheidungen erfolgen nie individuell beliebig, sie sind an die gesellschaftlich vorgegebenen Prioritäten, sie sind aber auch an erlernte Muster erfolgreichen Handelns und an Gewohnheiten im Wahrnehmen und Handeln gebunden. Um es noch schärfer zu formulieren: die Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Individuen sind untrennbar mit jenen Prioritäten und Spielräumen verbunden, die in den drei Bereichen institutionalisiert sind. Die äußeren Dispositionsspielräume sind nichts anderes als die zwischen den einzelnen institutionalisierten Bereichen etablierten Muster abgesicherter Selbständigkeiten ihrer sachlichen, zeitlichen und normativen Prioritäten, sie haben den Zwangscharakter „sozialer Tatsachen“ gegenüber dem Individuum.

Zwei Argumente sind nun in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung: Gegenüber einer Struktur ungleich verteilter Prioritäten, die im allgemeinen von relativer Stabilität ist — ein Charakteristikum, das ich oben bereits erwähnt habe —, haben wir jedoch auch subjektive Dispositionsspielräume anzunehmen, die es dem Individuum gestatten, seine Bedürfnisse zu befriedigen, sich Wünsche plötzlich zu erfüllen, die bisher nicht im Bereich des Möglichen lagen, oder ein Ziel auf einer Mehrzahl von Wegen zu erreichen. Wir können daher, ausgehend von der Notwendigkeit einer ständigen Balance-Arbeit zwischen den drei Bereichen, mit Sicherheit annehmen, daß diese Balance-Arbeit vom Menschen in einer *Struktur von Dispositionsspielräumen* organisiert wird, die zu nützen er ein Leben lang lernt, was wiederum in unterschiedlichem Ausmaß gelingt. Trotz allen „Zwanges“ der genannten externen Prioritätsmuster gestalten aber Individuen ihr Handeln nicht in sklavischer Abhängigkeit, sondern mit unterschiedlichen Ausmaßen an Autonomie. Unter Verknüpfung von externen Bedingungen und innerer Autonomie ist so von *erlernten Dispositionsspielräumen* zu sprechen — ein Begriff der „beide Seiten“ erfassen soll. So ist alle erzählte Erfahrung, so subjektiv geworden sie auch scheinen mag, Erfahrung von Individuen nur insoweit, als sie eine über die objektiven Verhältnisse vermittelte ist. Erfahrungen (Erleb-

nisse) sind Angelpunkte menschlicher Individualität und Sozialität zugleich. Sie sind Niederschläge vergangener und vergehender Interaktionen ebenso, wie sie Entwürfe künftiger sind (vgl. Lorenzer 1980, Bd. 2, 624).

Die Pensionierung stellt insofern einen Wandel in der Balance-Arbeit und der Struktur erlernter Dispositionsspielräume dar, als das Ausscheiden aus dem Berufs- und Arbeitsbereich mit einem Schlag eine Reihe bisher verbindlicher und institutionalisierter Ligaturen und Optionen außer Wirkung setzt, andere dagegen stärker in den Vordergrund treten läßt (Arbeiten und Herstellen tritt zurück im Vergleich zum Handeln, das aber seinerseits in seinen institutionalisierten Momenten erhebliche Veränderungen erfährt). Die aus breiter Erfahrung bekannte Tatsache, daß längstens nach einem halben oder einem Jahr die Kontakte zu den ehemaligen Arbeitskollegen absterben, ist Ausdruck dieser veränderten Balance auf der Ebene individuellen Sich-Orientierens und Handelns, nachdem die äußeren Prioritäten sich verändert haben. Da allerdings die lange gelernten Orientierungen und Erwartungen sich in die Persönlichkeit integriert haben, dauern sie über die Pensionierung hinaus; sie führen einerseits zu Vorstellungen über die Pensionszukunft, die mit dem, was bisher getan wurde, nahezu identisch sind, sie führen andererseits dazu, daß Verhaltensweisen vorhalten, obwohl sie nicht mehr durch institutionelle Regulative erfordert werden. Ich interpretiere viele der so auffälligen und manchmal verwunderlichen Verhaltensweisen von Menschen in der Pension, ihre Schwierigkeiten, sich an die neue Situation anzupassen, als eine nicht gelungene Veränderung in ihrer Balance-Arbeit im Sinne eines Nicht(mehr)-übereinstimmens zwischen vorhandenen institutionalisierten Regulativen und Möglichkeiten und jenen individuellen Vermögen, die in einem Bereich erfolgreich gelernt und eingesetzt wurden, dem man nun nicht mehr angehört.

3. Welche Brüche und Balancen?

Literatur zur Pensionierung gibt es inzwischen zuhauf und nicht wenig davon ist gekennzeichnet durch Ideologien, die in der Tradition der Idee der Reiche von Notwendigkeit und Freiheit stehen, allerdings nun meist individualistisch verstandener Reiche. Nachdem die andere, egalitäre Gesellschaft am Horizont nicht sichtbar wurde (selbst nicht nach Jahrzehnte dauernden Großexperimenten), hat sich die Aufmerksamkeit wohl auf Glück und Unglück im einzelnen Leben, auf den Lebenslauf verlagert. In einer groben und deshalb etwas vereinfachenden Sicht lassen sich zumindest zwei solcher Orientierungen ausmachen: die „Krisenperspektive“ und die „Hoffnungsperspektive“. Die Krisenperspektive hat vor allem in journalistischen und populär gemeinten Publikationen Aufmerksamkeit erlangt (wobei wissenschaftlich verstandene Arbeiten allerdings keineswegs davor gefeit waren); die „Marginalisierung“ der Älteren wurde beschworen, ihre „Devaluierung“ und „Randständigkeit“. Ich stimme damit keineswegs in den Chor jener ein, die am Alter nur sozialstaatlich vermitteltes Glück sehen wollen, doch wie alle Generalisierungen, die ohne das Korrektiv empirischer Detailanalyse auskommen wollen, wurden auch diese um den Preis der Oberflächlichkeit, ja Fehlinterpretation vorgenommen. Die spektakulärste Version war jene des „Pensionschocks“, die die Pensionierungsphase geradezu in die Nähe eines pathogenen, ja letalen Prozesses rückte; eine ernstzunehmende empirische Bestätigung wurde dafür bisher nicht gefunden. Die Hoffnungsperspektive, die in seltsam weitem Abstand zur ersten liegt, kennzeichnet einen beträchtlichen Teil jener Literatur, die mit dem Etikett der „Lebenshilfe“, der „Anleitung für erfolgreiches Älterwerden“ und des „Ratgebers“ versehen wird. Auch diese Perspektive hat den Mangel einer ungenügenden empirischen Absicherung nach sozio-ökonomischen Merkmalen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen.

Einige Autoren, die sich in differenzierterer Weise mit dieser Frage auseinandersetzten, wie z. B. Claudine Attias Donfut (1979), sind zu dem Ergebnis gelangt, daß die Erwartungen an die Pension und die Vorstellungen über sie nach Alter und sozialer Gruppenzugehörigkeit variieren, ganz im Sinne von Pierre Bourdieus „Klas-

senunterschieden“ (1979), daß sie der Tendenz nach positiv gefärbt sind und einige Zeit nach der Pensionierung sich durchaus noch positiver entwickeln können.

Anders, als es im Falle solcher Überblickstendenzen geschieht, will ich hier eine starke Differenzierung vornehmen: ich vertrete die Auffassung, daß Orientierungen, Alltagsinterpretationen und Hoffnungen für die eigene Pensionszukunft von den jeweilig erlernten Dispositionsspielräumen, resp. ihren inhaltlichen Festlegungen geprägt sind, die im Laufe der Jahre erworben wurden; sie bestimmen in hohem Maße die Vorstellungen über und die Wünsche an die kommende Lebensphase, die als vorausliegende den Menschen zu denken möglich ist.

Aus methodischer Sicht ist eine Einschränkung und zugleich eine Präzisierung vorzunehmen. Das mir zur Verfügung stehende Material hat den Charakter von Aktualinterpretationen in der Situation kurz vor der Pensionierung und stammt aus einer besonderen Population: Arbeitnehmer in der eisenerzeugenden Industrie Österreichs. Es fehlt dazu sowohl eine „experimentelle“ Kontrolle anhand einer Gruppe aus einer anderen Beschäftigungsbranche als auch eine nachträgliche Befragung derselben Gruppe nach der Pensionierung. Trotzdem ist das Material geeignet, die Sinnhaftigkeit meiner These zu untermauern. Der methodologische Status des hier entwickelten Konzepts hat meta-theoretischen Charakter. Es ist ein Versuch, das Spannungsfeld zwischen Erwerbsleben und Pension, das im Übergang vom einen zum andern (Pensionierung) aktualisiert wird, nach bestimmten Gesichtspunkten systematisch zu strukturieren. Das Konzept hat also wesentlich heuristischen Charakter und nicht jenen einer empirisch abgesicherten Theorie. Das von mir verwendete Material — explorative, biographisch orientierte Interviews — repräsentiert Inhalte und Formen subjektiver Rezeption und Verarbeitung eines segmentierten Berufs- und Familienalltags. Ausdrücklich soll hier eine häufig anzutreffende Vermischung von Realitätsebenen vermieden werden: es werden *nicht* „objektive“ Bedingungen der Arbeits- und Familienwelt mit „subjektiven“ Rezeptionen und Evaluationen verknüpft (nach dem Denkmodell korrelationsstatistischer Zusammenhänge), sondern die Analyse an den von den Individuen selbst hergestellten Relationen zwischen den einzelnen Bereichen angesetzt (vgl.

zu diesem Thema die systematisch-kritische Arbeit von Hoff 1984).

Damit bezieht sich die Analyse nicht auf tatsächliches Verhalten, sondern auf alltagstheoretische Vorstellungen über das eigene Verhalten der Befragten und dessen Einlagerung in die soziale Welt. Diese Orientierung der wissenschaftlichen Analyse ist aus dem Begründungszusammenhang eines wesentlich interaktionistisch-lebensweltlich verstandenen Paradigmas legitimierbar (Amann 1987), denn innerhalb dessen ist es schlechthin „nicht vorstellbar, daß identische Individuen wichtige Ereignisse, Prozesse, Rollen, Situationen oder Bereiche in ihrem Alltag nicht auch in irgendeiner Weise perzeptiv, evaluativ und dann handelnd verknüpfen“ (Hoff 1984, 176).

Ist also der methodologische Status des Konzepts der einer meta-theoretischen Strukturierung des Objektbereichs, so ist jener des Materials, das zur systematischen Illustration verwendet wird, jener der „Reflexivität“ der Individuen über ihre Welt(en), d. h. der je subjektiven Verknüpfung von Erfahrung, Bewertung und Handlungsplan identischer Subjekte.

Im Sinne *objektiver* Bedingungen ist es leichter, angemessen von Brüchen zu sprechen, die die Pensionierung begleiten. Der allbekannte Einkommensverlust, die „Entlassung“ aus dem Erwerbsleben und das damit verbundene Wegfallen eines vorausgesetzten Tages- und Wochenrhythmus gehören zu diesen Bedingungen (vgl. Amann 1989). Brüche im *subjektiven* Bereich sind schwerer zu diagnostizieren; sie betreffen wesentlich den Wandel der Identität, zumindest aber die Frage, wie die Menschen über Wechselfälle und Änderungen in ihrem Leben hinweg sich der Kontinuität ihres Lebens bewußt bleiben. Ob Brüche wahrgenommen und erfahren werden, hängt wesentlich von zwei Aspekten ab: von einer Balance in der Gegenwart, dem „Gefühl“ der Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und einer biographischen Linie durch die Zeit, die den Beriff der „eigenen Geschichte“ zuläßt. „Die einzelnen Ereignisse und Erlebnisse müssen so untereinander verknüpfbar sein, daß sich dem betrachtenden Interpreten, meistens dem Ich selbst, ein Sinn erschließt“ (Jeggle 1988, 201) — Pension als „Belohnung“ für lebenslange Arbeit, zusammen mit der Vorstellung, daß nun „die Jungen“ arbeiten sollen, dürfte ein solches „Sinnmodell“ dar-

stellen — „Brüche und Diskontinuitäten sind nur ertragbar, wenn sie in diesem (sic!) Zusammenhang eingepaßt werden können; das Ich braucht die Gewähr, daß es, und sei es im nachhinein betrachtet, es selbst bleibt, d. h. sein Lebenslauf einer nachzuzeichnenden Logik gehorcht“ (Jeggle 1988, 201).

4. Ordnung und Zeit

Erzählte Lebensgeschichten beginnen häufig mit der Beschreibung von Verhältnissen und Gegebenheiten der Kindheit, mit Bezügen zu Familie, Nachbarschaft und örtlich-kleinräumigen Bedingungen des Lebens — das Individuum „ordnet“ sich ein (vgl. Amann 1989). Dies geschieht nicht von ungefähr. Bereits mit dem Eintritt in die Generationenfolge: wann und wo, als das Kind wessen geboren — bezieht das sich zurückerinnernde Individuum die „genealogische Optik“ (Claude Levi-Strauss) und auch die Optik „kollateraler“ Bedingungen im Sinne eines organisierenden Geflechts bestimmter symbolischer Ordnungen (Verwandtschaftsbeziehungen, Namengebung, das „Haus“ etc.). Die symbolischen Ordnungen werden durch andere ergänzt, innerhalb derer das Individuum seine Lebenslage einrichtet — insgesamt also die ökonomischen Verhältnisse, die kulturellen Praktiken, die Relevanzsysteme alltäglicher Sinnstiftung, die Machtfelder und Ethiken und schließlich auch die Übergangsriten (z. B. Altersstufenregelungen), die den Wechsel der Lebensabschnitte und sozialen Ränge markieren. Wichtig ist zu sehen, daß diese in der (imaginären) Kontinuität des Lebenslaufs bewußt gemachten Ordnungen und Einpassungen des Lebens in Ordnungen die Frage nach der Zeit berühren. Allerdings nicht nur im Sinne von Norbert Elias als einer Einführung des Individuums in die Zeitordnung in der Form eines kulturellen Timing (Elias 1984), sondern darüber hinaus in der Weise, daß das zeitliche Nacheinander, also die *chronologische* Ordnung der Lebenserinnerungen, zugleich auch als *kausal*typisches Geschehen verstanden wird, und zwar so, daß ein Ereignis oder eine Phase aus den anderen folgerichtig hervorzugehen scheinen — kein freies Assoziieren, sondern Assoziationen, die im Dienste einer Sinngebung

chronologischer und kausaler Abläufe erscheinen (vgl. Rath 1988). Wir werden sehen, daß diese chronologischen und kausalen Verknüpfungen in der oben bereits genannten „Reflexivität“ der Individuen über ihre Welt(en) eine überragende Rolle spielen.

Dieses Denkmodell des zeitlichen Einordnens des Erlebens in jene „ursprüngliche Konstellation, die bei der Geburt des Subjekts, für sein Schicksal und (...) in seiner Vorgeschichte, leitend war“ (Lacan 1980, zit. nach Rath 1988), wiederholt sich in modifizierter Form beim Ereignis der Pensionierung. Es kommt zu Selbstzuweisungen der eigenen Position in Gestalt der Zeit- und Rangdiagnose. Der Ältere, der seine eigenen Möglichkeiten in Relation zu jenen der Jüngeren setzt und bemerkt, daß die „Zeiten“ sich geändert haben, der Schweißer, der die gesundheitsgefährdende Arbeit als Medium betrachtet, durch das er aus der Menge der anderen Beschäftigten prestigehaft sich herausgehoben fühlt: sie beide diagnostizieren ihren „Ort“ in Relation zu vorausgegangenen Entwicklungen (z. B. Karriere vom einfachen zum spezialisierten Arbeiter) und zu geänderten Verhältnissen im Generationenvergleich. Die chronologisch-kausale Verknüpfung, die in den Augen des Erzählenden die Ordnung des bisherigen Lebens aufbaut, bestimmt in hohem Maße auch, was von der Zukunft erwartet wird. Weil früher zu wenig Zeit und Gelegenheit war zu reisen, oder Hobbies zu betreiben, soll dies in Zukunft vermehrt geschehen; dasselbe gilt aber eben auch für die Pflege familiärer und nachbarschaftlicher Beziehungen. Aus dem Zuwenig, das zeitlich vorauslag, soll (deshalb) ein Mehr werden, das später noch kommt. Claudine Attias-Donfut hat darauf hingewiesen, daß kurz vor der Pensionierung die „ehemaligen Arbeitssklaven“ die „Freiheit“, „Unabhängigkeit“ und das „Ende der Zwänge“ proklamieren, „begierig, sich endlich ihre Lebenszeit anzueignen. Darum drehen sich ihre Gespräche, das ist das zentrale Leitbild, das sie vermitteln“ (AttiasDonfut 1988, 70).

Nach diesen Vorüberlegungen, denenzufolge der Übergang in die Pension nicht von vornherein als totaler Bruch gesehen werden muß, sondern eher die Idee einer Balance-Arbeit unter sich merklich umgestaltenden Bedingungen favorisiert werden kann, gilt es nun, die empirische Analyse diesen Gedanken einzufügen.

5. Die Studie

Im Jahre 1983 erließ das Bundesministerium für Soziale Verwaltung (Wien) eine Verordnung, derzufolge in der eisenerzeugenden Industrie Österreichs Frauen, die das 52. und Männer, die das 57. Lebensjahr erreichen, durch eine Sondermaßnahme aus dem Erwerbsleben ausscheiden müssen. Da die Altersgrenze für eine vorzeitige Pensionierung (aufgrund langer Versicherungsdauer, Arbeitslosigkeit oder Berufsunfähigkeit) bei 55 bzw. 60 Jahren liegt, hatte diese „Aktion-52/57“ den Charakter einer vorgezogenen Frühpension, auch wenn der Begriff pensionsrechtlich hier nicht exakt zutrifft.

Wir entschieden uns für eine Fallstudie in einem größeren Betrieb der eisenerzeugenden Industrie, in dem wir durch explorative Interviews mit biographischer Orientierung die Sichtweise der Betroffenen erkunden wollten.³ Den methodischen Vorüberlegungen entsprechend galt es, sowohl Personen zu befragen, die von der „Aktion-52/57“ erfaßt wurden als auch solche, die im Stichjahr das entsprechende Lebensalter noch nicht erreicht hatten. Wir waren davon ausgegangen, daß Betroffensein bzw. dessen Gegenteil (also von der „Aktion“ nicht erfaßt zu werden) zu unterschiedlichen Bewertungen der Pensionierung und Erwartungen an die Pension führen müßten. Um es vorwegzunehmen: Eine klar unterschiedliche Beurteilung der aktuellen Situation und der Zeit nach dem Austritt aus dem Erwerbsleben ließ sich zwischen den Betroffenen und den Nicht-Betroffenen nicht finden. Allenfalls wurde von jenen, die noch länger arbeiten mußten, Bedauern darüber ausgedrückt, sie beneideten jene, die „schon gehen konnten“.

Aus der Größe der eisenerzeugenden Betriebe in Österreich ergab sich, daß wir die Untersuchung in einem Betrieb der „Vereinigten Österreichischen Stahlwerke“ (VOEST: verstaatlichte Industrie) durchführen mußten, um eine entsprechende Zahl von Personen zu erfassen, auf die diese Sondermaßnahme zutreffen würde. Die Erhebung fand in einem (Fitting-) Werk statt, in dem zum Zeitpunkt der Untersuchung ca. 1.100 Personen beschäftigt waren.

Von den 24 auf Tonband festgehaltenen Interviews wurden 15 ausgewählt und vollständig transkribiert, aus den restlichen 9 wurden Einzelpassagen entnommen, wenn sie sich besonders gut zur Analyse einzelner Fragen eigneten. Es ergab sich eine Verteilung der Interviews auf 14 Arbeiter, 6 Arbeiterinnen, 2 männliche und 2 weibliche Angestellte.

Bei allen befragten Arbeitern und Arbeiterinnen fanden wir eine *positive Eintellung* gegenüber dieser Form der vorgezogenen Frühpension, die Angestellten äußerten Bedenken. Am deutlichsten wurden die positiven Einstellungen vor allem bei jenen, bei denen ein nur geringer zu erwartender Einkommensverlust mit beeinträchtigter Gesundheit zusammentraf — ein Ergebnis, über das auch andere berichten (vgl. Lehr 1984). Beide Aspekte trafen in diesem Betrieb zu. Einerseits sagten Arbeiter und Arbeiterinnen, daß sie durch Belastungen (wie Staub, Lärm, Hitze und Kälte und langes Stehen) körperlich, mitunter auch seelisch, sich beeinträchtigt fühlten, andererseits bedeutete das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben für sie — zumindest für die Männer — nur einen geringen Einkommensverlust (vor allem aufgrund der Sonderstellung der Arbeitnehmerschaft in der verstaatlichten Industrie zur damaligen Zeit). „Die Angestellten sind deshalb gegen Maßnahmen der Frühpensionierung wie die Aktion 52/57, weil sie weniger gesundheitlich beeinträchtigt sind und überdies materielle Nachteile haben. (...) Das Gefälle ist dann höher, wenn das Activeinkommen über der Höchstbemessungsgrundlage von öS 21.695,- (1.1.1984) liegt, d. h. bis zu dieser Einkommenshöhe beträgt die Pension etwa 80% des Activeinkommens. Neben dieser Leistungsbegrenzung durch Festlegungen der Sozialversicherung wirkt sich die kürzere Betriebszugehörigkeit (= weniger Versicherungszeiten) der befragten Angestellten auf die Pensionshöhe aus“ (Kolland 1988, 76).

Der vorgezogene Übergang in die Pension ist, so lautet eine erste Einschätzung, kein Ereignis für sich, sondern eine Veränderung im gesamten Lebenskontext mit einschneidenden Umgewichtungen in den äußeren Dispositionsspielräumen von Arbeit/Beruf, Familie und Privatheit, die auch erheblich geänderte Koordinationsleistungen gegenüber früher verlangen.

6. Der Zwang der Verhältnisse und die Macht der Gewohnheit

Der Begriff der Struktur erlernter Dispositionsspielräume soll einerseits die gesellschaftlich bedingten, von außen als objektive Verhältnisse vorgegebenen Momente in der Lebenslage eines Menschen bezeichnen, andererseits die von ihm selbst unter diesen Gegebenheiten erlernten und praktizierten Wahrnehmungen und Handlungsweisen. In diesem Zusammenhang gewinnen Erfahrungen Bedeutung, sie schließen sich in Bedeutsamkeitshorizonten zusammen und stellen relativ dauerhafte Grundlagen der Selbst- und Fremdinterpretation dar. Erlebnisse/Erfahrung werden typisiert und den Bedeutsamkeitshorizonten eingelagert; sie werden zu Bezugspunkten der Beurteilung und Bewertung eigenen und fremden Handelns. An zwei Fällen soll das Zusammenspiel von äußerem Zwang und innerer Verarbeitung, die Verknüpfung von Erfahrung und Handlungsplan in der Reflexivität der Befragten demonstriert werden.

Frau U., 51 Jahre, wird in einem halben Jahr in Pension gehen, arbeitet seit 14 Jahren als Staplerfahrerin, pflegt seit dem Tod der Schwiegermutter den alten Vater, betreut seit jeh den Haushalt und hat Familie. Sie erlebt Streß und Belastung in vielfältiger Weise:

Ich bin net im Akkord — aber sonst is alles Akkord. I bin mitten drin im Streß. Wenn die was brauchen und i komm net zurecht, schreien sie, net. (...) Es ist schon ein Streß. Im Sommer die Hitz. Wir haben zwar Elektrostapler, aber die werden auch warm. Es is schon ein Streß; i fahr jetzt das viehrzehnte Jahr, aber i bin auch ganz schön müd, obwohl i eingefahren bin, gell!“

Die sachlichen und normativen Anforderungen im Arbeitsbereich erzeugen Belastungen spezifischer Art, doch zugleich zeigen sich auch Weisen der Anpassung, der Selbstbehauptung gegenüber diesen Belastungen:

Wehleidig bin i net. Mir tut alles rundherum auch weh. Aber, i bin von Haus aus net wehleidig. I geh zu keinem Doktor net — wenigstens findt er nix.

Die Anforderungen der Berufswelt verlängern dann ihre Wirkung hinein in die Familie in Form der physischen Belastung und des Zeitdiktats; wie an vielen Stellen, wird auch hier die Priorität der Arbeitswelt gegenüber anderen Bereichen sichtbar. Nur, im Falle

der Frauen wird zugleich auch die doppelte, ja mehrfache Belastung offenbar:

I bin auch, wenn i zu mittag, wenn ich heimfah — i bin oft so müd, daß i überhaupt niemanden sehn will. Ist ja klar. (...) So viel Zeit hat man eh nicht. Eine Frau hat alleweil Arbeit. (...) Na, wenn i heimkomm, muß i erst machen, was die anderen Frauen vormittags machen. Das is einmal klar, gell. Was die anderen den ganzen Vormittag Zeit haben, muß i halt in zwei Stunden machen, net.

Dazu kommen „die Jungen“, die im ersten Stock des selbsterbauten Hauses wohnen, von wo das Enkelkind immer herunterkomme, der alte pflegebedürftige Vater, der in einem anderen Ort lebt. Die Koordination, das Ausbalancieren der Anforderungen aus den verschiedenen Bereichen, setzt die Familie hinter die Arbeit, Hobbies und Freizeit hinter die Familie. Bis in die vorgestellten Rhythmen der Zeiteinteilung in der Pension verlängert sich die längst akzeptierte Vorstellung der Frau, auch dann für Haushalt, Enkel und Pflege verantwortlich zu sein. Neben dem Beruf und in der Pension: die Frauen sind es, die mehr Belastung auf sich nehmen müssen. Die Erleichterung vom Arbeitszeitdruck wird als verbesserte Chance in der Verpflichtung zur Pflege vorausprojiziert, dieser dann „mit mehr Ruhe“ obliegen zu können. Wie Zynismus klingt es, daß sie, die mit Mehrfachbelastungen leben mußten, nun die gewonnene Zeit in der Pension gewissenhafter für Haushalt und Pflege verwenden können (und wollen) — Erleichterungshoffnungen, die uns noch öfters begegnen werden.

Herr W., er wird von der „Aktion“ nicht erfaßt, ist heute (Interviewdatum) 56 Jahre alt. Mit 28 Jahren trat er in den Betrieb ein und erlernte das Schweißerhandwerk, nachdem er vorher landwirtschaftlicher Arbeiter gewesen war. Schweißer blieb er bis 1980, als ein Kehlkopfleiden ihn zwang, eine andere Arbeit (Härteprüfer und Gußrichter) zu übernehmen. Schweißen ist eine anstrengende und gefährliche Tätigkeit. Die Anstrengung merkt man täglich, die Gefährlichkeit erst nach langen Jahren. Wiederholt taucht im Gespräch das Bedauern auf, nicht mehr schweißen zu können, aber auch der Hinweis auf die Gewöhnung, auf die Macht der Routine. Als er hörte, daß er mit dieser Arbeit aufhören müsse, habe er einen Schock bekommen und wollte erst nicht. Es fiel ihm schwer, denn er war begeistert von seiner Arbeit, hatte sie immer gern ge-

macht, für ihn war es interessant, was er „zusammenbringt“; auf jeden Kurs sei er gefahren, wenn es die Möglichkeit gab, und habe Prüfungen gemacht.

Na, i war mit Leib und Seel Schweißer und, i weiß ned, i täts heut noch genauso gern (...). Es gibt Hitz durch das Schweißen. Ich hab im Glühhaus geschweißt, da sind die Öfen nebenan. Was war zum Schweißen, war mit 400 Grad, 500 Grad und 600 Grad haben wir's auch schweißen müssen, net.

Im Stahlguß hatte er geschweißt, da gab es schwierige Sachen und anstrengend war es auch, trotzdem gewöhne man sich daran, „eine Arbeit, wie jede andere“. Dann tauchten die ersten Beschwerden auf, fünfmal war er im Krankenhaus, die Untersuchungen waren eine Tortur, und dann stand es fest. Die Diagnose klang schlecht und Werksarzt und Betriebsrat reagierten sofort: er wurde auf einen Schonarbeitsplatz gesetzt.

In den Antworten und Erzählungen von Herrn W. klingt das Hohelied von Ordnung und Disziplin, von Leistung und Status des Tüchtigen. Das tägliche Aufstehn, in der Früh um vier Uhr werde er munter, sagt Herr W., habe ihm nie etwas ausgemacht, die Leistung, die in der Arbeit erbracht werden muß, erbringe er gern, die Moral von Arbeit, Ordnung, Pünktlichkeit, das Renommee mit der gefährdenden und zugleich qualifizierten Arbeit, die einen aus der Masse anderer Arbeiter heraushebt — all das bestimmt sein Selbstverständnis und danach wird er auch von den anderen beurteilt. Das Mithalten-Können mit den anderen ist von großer Bedeutung, es taucht im Gespräch immer wieder auf, manchmal wie eine überhöhte Vorstellung immer noch vorhandener eigener Fähigkeiten („... ein Fünzig-Kilo-Sackl heb ich noch jederzeit“). Auch die gefährliche Arbeit, das Unfallrisiko müssen dazu herhalten, um die Ideologie der Leistung und der Ordnung über das Maß hinaus zu erfüllen, das meist gefordert wird. Immer wieder taucht die Tendenz zur Gewöhnung auf, die Tendenz zur „Normalisierung“ der Gefahr, wie sie erlernt wird: wenn Atemschutzvorrichtungen der Akkordarbeit hinderlich sind, werden sie eben nicht benützt. Gefahr wird zum festen Bestandteil der Arbeitswelt. Zugleich liegt im Moment der gefährlichen Arbeit das Außerordentliche, das Status verleiht (und höheres Selbstwertgefühl), in der Normalisierung des Außerordentlichen die Bedingung, daß unachtsame Selbstgefähr-

dung möglich ist. So wird der Schweißer zur Metapher selbstzerstörerischer Tüchtigkeit.

7. Wem langweilig wird, der ist selbst schuld daran?

Die Strukturen erlernter Dispositionsspielräume zeigen eine große Variationsbreite in den Wahrnehmungs- und Handlungsweisen, die interindividuell deutlich verschieden sind, sie weisen aber auch typische Gemeinsamkeiten auf. Die arbeitsfreie Zeit zeigt, ähnlich wie die Arbeitszeit, häufig eine deutliche und starke zeitliche Strukturierung, die Wiederkehr von Handlungsmustern (eingelebten Regelmäßigkeiten), meist abhängig vom Diktat der Arbeitswelt.

Eine ähnliche Typik wie in der Darstellung gegenwärtiger Tätigkeiten zeigt sich auch in der Beschreibung dessen, was möglicherweise in der nahen Pension getan wird, was die Wünsche und Pläne sind. Nach den verschiedenen Weisen der vorausgedachten Pensionshoffnungen und -pläne habe ich zwischen Optimisten, Pragmatisten und Pessimisten unterschieden. Drei von den Befragten fallen durch ihre Euphorie und Einfallsfülle auf: diese drei habe ich *Erwartungsoptimisten* genannt, sie strahlen Zuversicht aus und Tatendrang für die kommenden Jahre. Sie begeistern sich daran, was sie alles tun werden und wie wenig sie Sorge haben, daß ihnen „langweilig“ und „fad“ werden könnte.

Als eine zweite Minorität lassen sich ihnen jene an die Seite stellen, denen die Pensionierung nur Ruhe von der Arbeit, Hoffnung auf eine Zeit bedeutet, in der die Last und Bürde geringer wird und in der man vielleicht noch etwas genießen, ein wenig Lust erleben kann. Unter ihnen stechen besonders die hervor, denen ihre eigene angegriffene Gesundheit die zukünftigen Jahre nicht mehr so rosig erscheinen läßt; der Kreis der geplanten und gewünschten Tätigkeiten ist klein, die Hoffnungen sind gedämpft — sie habe ich die *Erwartungspessimisten* genannt.

Zahlenmäßig überwiegen jene, die ich die *Erwartungspragmatisten* nannte. 15 von den 24 Befragten fallen unter diese Bezeichnung, sie werden in der Pension das tun, was jetzt auch schon ge-

schiebt: sich den Kindern und Enkeln widmen, am Haus weiterbasteln und reparieren, reisen und manchen Hobbies nachgehen — nur eben mit sehr viel mehr Zeit, die dann nicht mehr vom Berufs- und Arbeitsbereich aufgesogen wird. Sich schonen, sich's gut gehen lassen stellt die eine Seite in der Zukunftsorientierung dieser Personen dar, die meisten der bisherigen außerberuflichen Tätigkeiten weiterhin pflegen, gezielter und mit mehr Zeit, die andere Seite.

Nicht nur bei Männern, die unter härtesten Bedingungen arbeiten, steht der Wunsch nach Pensionierung im Vordergrund, weil man krank ist, sich ausgepumpt und verbraucht fühlt; auch Frauen, die in einer Angestelltenposition arbeiten, haben eine ähnliche Perspektive. Der Alltag im gleichen Betrieb, die kollektive Erfahrung des beschwerlichen Arbeitslebens, der Belastungen außerhalb, der Dominanz der Arbeit über alles andere (selbst die Möglichkeiten partnerschaftlicher Intimität richten sich noch nach dem Rest an Zeit, den die sich überlappende Schichtarbeit beider übrig läßt) lassen das Gegengewicht von (scheinbarer) Privatheit und freudvoller Tätigkeit kärglich erscheinen.

Aus den bisherigen Darstellungen wird klar, daß die Erwartungen an die Pension *Erleichterungshoffnungen* sind, daß die eigene Gesundheitssituation im Zusammenhang mit der Tätigkeitsart und außerdem mit der Art konkreter Belastung wahrgenommen wird und daß sich Zukunftserwartungen auf das Stereotyp von ein paar schönen Jahren einschränken. Mit dem Hinweis auf Ausgepumptsein wird zugleich ein Erwartungshorizont für die eigene Zukunft vorgegeben. Er ist der schwach sichtbare Reflex der nur selten an die helle Oberfläche des aktuellen Bewußtseins gehobenen Einsicht, daß sich der Zwang der gesellschaftlichen Gegebenheiten über die Köpfe der Individuen hinweg und gegen das, was Individualität und Freiheit sein könnten, durchgesetzt hat.

Doch wie verschränkt sich die zentrale Thematik Gesundheit mit anderen Bereichen in weiteren Interviews? Uns fiel eine Rücknahme von Ansprüchen, eine Anpassung nach unten auf, die sowohl durch Außenzuschreibung als auch durch Selbstwahrnehmung erzwungen wird.

Auf die Frage des Interviewers, was die „Aktion“ für ihn bedeute, antwortet Herr L., 57 Jahre alt:

Ja die, ..., also die 57, was da is, net. Die, was gehn können, ja, jedes Jahr is ein Geschenk, net. Weil, wann einer 42 Jahr arbeitet, hat er eh ein Recht, daß er einmal ausspannen kann. (...) Weil, manche Leut falln ja früher um. Die kriegen ja, net, net einmal eine Pension — also zumindest erlebt er keine. (...) Ich bin froh; wird eh ein jeder froh sein, wenn er einmal seit dem 41er Jahr unterwegs is, net. Und dann wird ja alles zuviel, wenn'st älter wirst, da schaut alles ganz anders an, net. A Junger, der hat mehr Energie, ja, der will des und des und jenes, der braucht des, net. (...) Was, was, was, der hat eh schon a Haus und der hat eh... So schaut des nämlich wirklich aus, net. Dann sagt er: „Es ist später als du denkst, wir müssen noch wohin gehn; schau'ma, gehn'ma, fahrn'ma, daß wir ein wenig rauskommen, net!“ Und so is des. Und so rennt ja das Leben ab. Wenn'st gesund bist, gehts, net. Nur, wenn einer schlecht bei einand is....

Mit dem allgemeinen Gedanken, daß Pensionierung und Ruhe von der Arbeit wünschenswert seien, aufgrund des ausgepumpten Lebens (mit 57!), ich nenne dies den „Status der geminderten Lebensenergie“, verbindet sich die Überzeugung, daß man nach einem solchen Arbeitsleben ein „Recht“ auf Ruhe erworben habe. Der Ruhestand als eine Wohltat, ja als ein Geschenk gesehen, denn manchem ist er gar nicht mehr gegönnt. Wer älter wird, hat „ausgedient“; das Wort bezeichnet in zweifacher Weise, was eingetreten ist: der Dienst (an der Produktion) wird nicht mehr erwartet, das Erreichen des entsprechenden Alters läßt die rechtlichen Regelungen wirksam werden, und außerdem *kann* auch nicht mehr gedient (geleistet) werden; der Mensch ist erschöpft, jedes Jahr außerhalb von Arbeit und Produktion „ist ein Geschenk“ — übrigens: wessen? Andererseits erwirbt der Mensch ein Recht — und in dieser Zwiespältigkeit muß die Antwort tatsächlich gesehen werden: ein wahres Geschenk dieses Recht, das man „erworben“ hat.

Das lange Arbeitsleben, das einem ein Recht auf Ruhe einräumt, der Status des „Älteren“, der dieses „Recht“ noch unterstreicht, und die wahrgenommene geminderte Lebensenergie stiften den Sinnzusammenhang aus einer chronologisch-kausalen Linie des Lebensverlaufs, die die „Balance“ im Übergang (Bruch?) zur Pension erst ermöglicht.

8. Träume und Hindernisse — Gewohnheit hat Macht

Besonders bei jenen, die, nach eigener Auskunft, schon lange im Betrieb sind, ist der Wunsch nach Ruhe und Ende der Anstrengung zu spüren, aber auch nach Ausspannen und Erleben, ehe die angegriffene Gesundheit, Alter und Tod es unmöglich machen. Die *Pläne*, die sich mit der Zeit nach der Pensionierung verbinden, sind häufig *bestimmt von den Gewohnheiten*, die sich eingeschliffen haben, von dem, was als das längst Geübte im Bereich des Privaten gelten kann. Woran man jetzt durch Arbeit und Tagesrhythmus gehindert wird, das soll gerade dann, nach der Pensionierung, häufiger und ausgedehnter zu seinem Recht kommen. Herr S., 57 Jahre, auf die Frage nach langgehegten Wünschen, die er sich jetzt in der Pension gerne erfüllen möchte:

Na ja, wenn i eh sag: ein bisserl noch sehn von der Welt. Was i halt versäumt hätt, wär halt ... gibts ja, net, Träume. (...) Südamerika sehn. So wie Alaska, 4 Wochen des anschauen. Na ja, wir sind (bisher) anhängt beim Herumfahren, net. Das wär halt was. Was anderes sehn. Was anderes sehn, andere Länder, halt a bisserl, net. Nur ein Teil, weil viel kann man eh net. (...) Wenn wir die 40jährige (Betriebszugehörigkeitsprämie) zusammenhalten würden, da könnt ma einen Camper kaufen und irgendwas machen halt, net. Und wenns da in Österreich ist, is ja auch schön. In Österreich hat man auch noch nicht alles gesehn. Weil man ja keine Zeit net ghabt hat. Und dann natürlich in der Pension, da nimmst du dir ja allerhand vor. Dort, dort, das und das. Na, und was ist, wenn'st nicht mehr kannst und wenn'st d'Krankheit aushalten mußt, da kann'st des schon wieder weggeben. Mußt daheim sitzen bleiben oder hockst gar im Krankenhaus drin. Ja des gibts auch, net. Da weißt ned, was da herkommt, morgen, übermorgen. Des weißt ja ned, net?! (...) Ja was, du kannst ned. Weil wenn'st am Montag wieder arbeiten gehen mußt, wo will'st denn hin? Und Samstag, Sonntag sind zuviele Leut. Da is eh uninteressant für einen Alten. Für einen Jungen schon, weil der hat eh überall seine Hetz und Gaudi. Is ja so. Und dann, ein jeder Junger sagt: „Na, was hat denn der Alte da verloren?“, wenn'st woraufgehst oder wo hinkommst. Oder einer sagt: „Horch, sind wir auf der richtigen Route, lauter Invalide?“ Wenn du Anstoß nimm'st und sagst: „Horch, du mußt erst dort hingehn, wo wir schon waren“, das darfst gar nicht sagen, weil dann schießt der ja schon in die Höh. Hats auch schon gegeben, net. Ja, des gibts. Er sieht ja des: des is ein alter Herr, der hat weiße Haar, net. Des sieht er ja. Und wie der da raufkommt, macht der sich schon Gedanken.

Die Wünsche und Pläne, ja sogar „Träume“, sind wohl weit verbreitet; sie umfassen, was die sozial-ökonomischen Bedingungen erfor-

dern, aber auch ermöglichen. Reisen und etwas von der Welt sehn, spielt bei Herrn S. eine wichtige Rolle, allerdings in einem Verständnis, dem mehr die Qualität des Wunschs anhaftet, das bereits im Moment, da er daran denkt, unsicher wird angesichts der Hindernisse, die ihm entgegenstehn. Die Ziele, die in diesen Wünschen, oder gar Träumen, sichtbar werden, wiederholen jene Angebote, die der moderne Tourismus als die attraktiven verkauft: allgemein das Eindrucks- und Erwartungsgestöber „anderer Länder“ und besonders eben Exotisches — Alaska, Südamerika.

Die Rücknahme der Träume aufs Realisierbare wird bestimmt durch das Geld, das dafür notwendig ist und durch die Gesundheit und Leistungsfähigkeit, die man sich selbst zutraut. Plötzlich wird die Beschränktheit der Möglichkeiten sichtbar; die Unvorhersehbarkeit dessen, was kommt, macht vorsichtig in den Zukunftsplänen, die unaufhebbare Wirksamkeit dessen, was ist, zeigt die Begrenzung des möglichen Handelns.

Lassen sich Argumente finden, die sicher und unausweichlich zeigen, daß es in der Pension dann anders wird? Es bleibt das Wochenende, an dem sich aber eben viele tummeln (müssen) und dort wird es „uninteressant für einen Alten“. Hier beginnt im Gespräch die Reflexion über den Kernpunkt des Verhältnisses zwischen Handlungsmöglichkeiten und Handlungsgrenzen. Schritt für Schritt, von der limitierenden Wirkung des Produktionsrhythmus über die Abneigung gegen den Massenbetrieb der Freizeitindustrie, kommt es zum Altersvergleich, der für den Sprechenden nachteilig ausfällt. Die Jungen können überall hin, in fingierter Rede und Gegenrede legt er das Spannungsverhältnis offen, das er wahrnimmt. „Was hat denn der Alte da verloren“ wird als Mißtrauensantrag wahrgenommen, die Replik ist bekannt: „Ihr müßt erst einmal dort hin, wo wir schon waren“ — der Konflikt ist angelegt. Die im Jüngeren gespiegelte Wahrnehmung seiner selbst schließlich formuliert Herr S. geradezu „klassisch“: „Er sieht ja des: des is ein alter Herr, der hat weiße Haar, net. Des sieht er ja. Und wie der da raufkommt, da macht sich der schon Gedanken.“

Herr S. begann mit Träumen und kam schrittweise zu immer stärkeren Eingrenzungen dessen, was ihm möglich und wünschenswert schien, und was in seiner eigenen Interpretation zukünftigen Handelns blieb, bewegte sich im Kreis des Gewohnten. An ihm

wird sichtbar, was auch die Reflexivität der meisten anderen charakterisiert: es zieht sich ein doppelter Gedanke nahezu überall durch — die Palette möglicher zukünftiger Tätigkeiten wird aus dem Repertoire des gegenwärtig Gewohnten und Nötigen entworfen (die Strukturen erlernter Dispositionsspielräume behalten die Oberhand), das erhoffte Neue daran betrifft eine Rahmenbedingung — mehr Zeit für manche Dinge wird sich ergeben oder wird erhofft. Die Erwartungen an die Pensionszukunft sind keine Entwürfe neuer Welten — was war, bestimmt, was sein wird.

9. Nochmals aus der Sicht der Frau

Frau Sch., 51 Jahre, arbeitet seit 16 Jahren im Betrieb als Kontrolleurin (Visitiererin).

Der (der Mann) atmet jetzt schon auf, weil er hat mich ja nicht arbeiten gehen lassen wollen. Nein, der war strikt dagegen — das hab alles ich gemacht, eigentlich. Ich hab gesagt: „Schau“, hab ich gesagt, „ich krieg auch dann einmal eine Pension, und“, hab ich gesagt, „ich hab so viele Jahre, ich will die nicht verlieren“ (sie hatte früher schon, mit einigen Unterbrechungen, mehrere Jahre gearbeitet).

Das Motiv war klar, sie wollte dazu beitragen, daß „man etwas auf die Seite bringt“, weil die Pension dann „sowieso nicht so berühmt“ sei. Die Berufstätigkeit beider verlangt Balance-Arbeit und sie führt, wie schon dargestellt, zu einer typischen Prioritätensetzung im Berufsbereich, begleitet von einer spezifischen Erscheinung: dem Preis, den die Frau zahlt. Die Frauen wissen um diesen Preis und — akzeptieren ihn häufig, weil sie es so gelernt haben. Und so sind auch die individuellen Prioritäten wiederum geprägt, sie spiegeln das umfassendere Muster einer arbeitsdominierten Welt, in der der Bereich des Handelns den Männern Privilegien reservert.

Hobbies konnte sie in den letzten Jahren kaum nachgehen — aber wenn halt bei den Kindern irgendetwas war, daß eines krank war oder was, dann hat Anderes zurückstehen müssen — net. (...) Ja die Kinder, net, is eh klar, daß man jederzeit, wenn ein zweites (Enkelkind) krank ist, daß man ihnen auf das eine aufpaßt, zwischendurch, wie jetzt momentan, net. Man findet es ja für selbst-

verständlich, (...) das is halt alles ein Streß, ein furchtbarer Streß, net. (...) Aber, das gehört alles dazu, net, das hat sowieso eine jede Frau, net. Aber wenn du arbeiten gehst, tuts halt mehr weh, net.

Unterscheidet sich dieses Muster der aktuellen Situationsbewertung und auch deren Projektion in die Zukunft (wie wir bei Frau U. schon gesehen haben) eindeutig zwischen Männern und Frauen, so gleicht sich ein anderes aufs Haar: die Verknüpfung, die zwischen ausgebeutetem Leben und mit Erleichterungshoffnungen versehener Pension hergestellt werden.

Ich werd mich richtig schonen, das hab ich mir vorgenommen. Die Jahre, die ich noch vor mir hab — ich werd mirs richtig gut gehen lassen, wirklich wahr. (...) Ich hab mit meinem Mann darüber geredet, hab ich gesagt: „Du, wenn ich zuhause bin, werde ich öfter schwimmen gehen, weil das ist für meine Gesundheit gut, das rät mir jeder Orthopäde“, hab ich gesagt, und das werd ich durchführen. (...) Naja, ich bin eigentlich — ich bin nicht recht gesund. Das merke ich halt am besten selber und mein Mann halt, net, das is ganz klar, (...) und ich habs auch nicht geglaubt, daß das durch das Arbeitengehen ist; ganz ehrlich gesagt, ich hab das nie wahrhaben wollen.

Damit will ich zum Schluß versuchen, die Grundthese, die ich am Anfang formulierte, nochmals zu differenzieren. Alltagsinterpretationen der gegenwärtigen Situation und Hoffnungen und Pläne für die Pensionszukunft werden von den Strukturen erlernter Dispositionsspielräume geprägt, die im Laufe der Jahre erworben wurden. Innerhalb dieser Strukturen verknüpfen die Individuen im Sinne eines (wahrscheinlichen) Kontinuitätsbedarfs in der Interpretation des eigenen Lebensablaufs in einer chronologisch-kausal gedachten Linie frühere Entwicklungen und spätere Effekte. In der hier untersuchten Population fanden sich vor allem die Vorstellungen einer durch harte Arbeit geschädigten Gesundheit, eines durch Arbeit erworbenen Rechtes auf Ruhe und Erleichterung und einer Verkürzung der Bereiche des Handelns durch Arbeiten und Herstellen — ein Defizit, das in der Pension gemildert werden soll, wobei allerdings die Vorstellungen darüber, was dann geschehen werde, umfassend von dem geprägt sind, was jetzt schon vorherrscht.

Innerhalb dieses generellen Musters findet sich aber ein eminenter Unterschied zwischen den Geschlechtern. Zwar fühlen sich auch Frauen durch das Arbeiten geschädigt und um viele Dinge gebracht, ähnlich wie die Männer; doch zusätzlich war ihr Arbeiten

immer schon um eine weitere, von Männern selten geleistete Tätigkeit vermehrt: den Haushalt führen, Familienarbeit und Pflegearbeit leisten. Nachdem diese „Aufgaben“ Elemente ihrer erlernten Dispositionsspielräume darstellen, werden sie klarerweise auch in die Zukunft projiziert. Für beide gilt also, daß sein wird, was war, nur — für die Frauen wird das, was sein wird, womöglich weniger sein als für die Männer.

Anmerkungen

¹ An der Studie waren beteiligt: Anton Amann, Max Böhm, Franz Kolland und Otto Penz. Sie wurde im Ludwig Boltzmann Institut für Sozialgerontologie und Lebenslaufforschung (Wien) durchgeführt und mit einem internen Forschungsbericht abgeschlossen.

² Diesen Begriff verwende ich in Anlehnung an jenen der „Balance-Ökonomie“ bei Oskar Negt und Alexander Kluge, der allerdings dort eine etwas andere Bedeutung hat (Negt und Kluge 1981).

³ Teilanalysen des hier verwendeten Materials wurden bereits vorgelegt (Amann 1988b und 1988c). Ich beziehe mich dabei teilweise auf „Fälle“, die dort auch schon verwendet wurden und erweitere dort grob skizzierte Interpretationsmodelle um einen weiteren Schritt.

Literaturverzeichnis

- AMANN, A.: Soziologie. Ein Leitfaden zu Theorien, Geschichte und Denkweisen. Böhlau, Wien 1987 (2. Aufl.).
- AMANN, A.: Elements for a theory of transition from work life to retirement. Paper presented at the Congress of the Polish Gerontological Association at the University of Gdansk (Sept. 1988) 1988.
- AMANN, A.: Pensionierung: Hoffnung auf ein paar schöne Jahre? In: Arbeit, Freizeit, Lebenszeit. Hrsg. L. ROSEN MAYR und F. KOLLAND. Westdeutscher Verlag, Opladen 1988b, 111-130.
- AMANN, A.: Weil, wenn einer 42 Jahre arbeitet, hat er ein Recht, daß er einmal ausspannen kann. In: Alter und Alltag. Hrsg. G. GÖCKENJAN und von H.V. KONDRATOWITZ. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1988c, 183-199.

- AMANN, A.: Aging societies: The status and prospects of European countries. Paper presented at the Annual Meeting of the American Gerontological Association in San Francisco (Nov. 1988) 1988d.
- AMANN, A.: Die vielen Gesichter des Alters. Verlag ÖSD, Wien 1989.
- ARENDT, H.: Vita activa oder vom tätigen Leben. Piper, München 1981.
- ATTIAS-DONFUT, C.: Loisir et formation des générations. In: Society and Leisure. Bd. 2/2 1979.
- ATTIAS-DONFUT, C.: Die neuen Freizeitgenerationen. In: Arbeit, Freizeit, Lebenszeit. Hrsg. L. ROSEN MAYR und F. KOLLAND. Westdeutscher Verlag, Opladen 1988, 57-73.
- BOURDIEU, P.: La distinction. Critique social de jugement. Les éditions de minuit, Paris 1979.
- ELIAS, N.: Über die Zeit. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1984.
- HOFF, E.-H.: Gesellschaftlicher Zwang und individueller Freiraum? In: Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit, Hrsg. H. MOSELER und S. PREISER. Beltz, Weinheim 1984, 167-190.
- JEGGLE, U.: Kontinuität in der Lebensgeschichte von Nazis. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 84/3-4 1988, 201-211.
- KOLLAND, F.: Nach dem Arbeitsleben Konzentration auf die Familie? In: Arbeit, Freizeit, Lebenszeit. Hrsg. L. ROSEN MAYR und F. KOLLAND. Westdeutscher Verlag, Opladen 1988, 75-92.
- LACAN, J.: Der Individualmythos des Neurotikers. In: Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse 5/6 1980.
- LEHR, U.: Pensionierung. In: Gerontologie. Hrsg. U. D. OSWALD u. a., Stuttgart 1984, 318-329.
- LORENZER, A.: Die Analyse der subjektiven Struktur von Lebensläufen und das gesellschaftlich Objektive. In: Analytische Sozialpsychologie, Hrsg. H. DAHMER. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1980, Bd. 2, 619-631.
- LUHMANN, N.: Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In: Politische Planung, N. LUHMANN. Westdeutscher Verlag, Opladen 1971, 143-164.
- NEG, O. und A. KLUGE: Geschichte und Eigensinn. Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 1981.

RATH, C.-D.: Der Lebenslauf als Produktion imaginärer Kontinuität. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 84/3-4 1988, 167-188.

Walter R. Heinz

Perspektiven einer künftigen Forschung zur doppelten Sozialisation Erwachsener¹

Zusammenfassung: Ausgehend von betrieblichen Modernisierungsstrategien werden Veränderungstendenzen im Erwerbsverlauf und im Rollenverständnis von Frauen und Männern als Thema der beruflichen Sozialisation eingeführt. Im Anschluß daran werden Zusammenhänge zwischen gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen und Chancen des Abbaus geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung skizziert. Schließlich werden Schwerpunkte für die Analyse der doppelten Sozialisation Erwachsener vorgeschlagen.

In der Sozialisationsforschung bestehen beim Thema der Sozialisation Erwachsener im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in Beruf und Familie und deren Veränderungstendenzen schwerwiegende Defizite (vgl. Klaus Hurrelmann 1986). Für Theoriebildung und Forschung besteht ein Nachholbedarf insbesondere für die Analyse des Zusammenhangs zwischen beruflichen Sozialisationsprozessen und den Chancen für eine Transformation geschlechtsspezifischer Identitätsmuster, die sich mit dem Strukturwandel in der Berufsarbeit und den Familienbeziehungen eröffnen. Die Biographien von Frauen und Männern entsprechen immer weniger den Kontinuitätsmustern des Familienzyklus bzw. des Berufsverlaufs. Darauf weisen neuere Forschungsergebnisse zur Erwerbsbeteiligung von Frauen und Müttern und zur Relativierung des männlichen Erwerbsmodells deutlich hin. So ergeben sich für Erwachsene durch Veränderungen in der Berufs- und Familienarbeit neuartige Handlungsanforderungen und Optionen. Die damit verknüpften Sozialisationserfahrungen, Interpretations- und Aushandlungsprozesse können eine Auflösung traditioneller geschlechtsspezifischer Identitätsformen unterstützen.

Auf diese Entwicklung muß sich auch die Sozialisationsforschung einstellen, die bislang den Revierabgrenzungen zwischen Erwerbsbereich und privatem Lebenszusammenhang wie sie in der Berufs- und Industriosozio-logie einerseits und der Familiensozio-

logie andererseits üblich sind, weitgehend gefolgt ist. Die Forschung über Frauenarbeit in Beruf und Familie hat jedoch eine realistische Wende eingeleitet und gezeigt, daß die beruflichen und privaten Anforderungen wechselseitig miteinander verknüpft sind. Dies bedeutet auch für die berufliche Sozialisationsforschung, daß sie in ihren Gegenstandsbereich das Verhältnis von beruflicher und familialer Arbeit einbeziehen muß, um dem Doppelcharakter der Identitätsbildungsprozesse im Erwachsenenalter gerecht werden zu können.

Im folgenden werden zunächst Veränderungstendenzen im Verhältnis von Berufs- und Familienarbeit dargestellt, dann Zusammenhänge zwischen der Individualisierung des Lebenslaufs und den neuen Formen der Arbeitsteilung zwischen Beruf und Familie diskutiert und schließlich Bezugspunkte für eine Erweiterung des Konzepts der beruflichen Sozialisation vorgeschlagen.

1. Neue Konturen im Verhältnis von Berufs- und Familienarbeit

Das Erwerbsverhalten und die beruflichen Chancen von Frauen und Männern sind durch gesellschaftliche Zuschreibungsprozesse und den geschlechtsspezifisch strukturierten Arbeitsmarkt bestimmt. Die familialen Aufgaben gelten immer noch als Kern der Fremd- und Selbstdefinition von Frauen, ihre Berufsarbeit wird als vorübergehend und nach Vereinbarkeitskriterien mit dem Familienzyklus definiert. Die Umgangsweisen in Betrieb und Familie sind jedoch nicht durch geschlechtsspezifisch geprägte Formen der Arbeitsteilung völlig determiniert. Sie werden auch durch das Arbeitsverständnis und die Reproduktionsstrategien der Subjekte bestimmt. So findet sich beispielsweise bei Facharbeitern eine andere Bewältigungsweise der Arbeitsbelastungen als bei ungelernten Arbeiterinnen. Erstere sehen ihren Lebenslauf durch die Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit im Betrieb bestimmt; letztere durch die Vereinbarkeitsoptionen von Erwerbs- und Familienaufgaben. Trotz gesteigerter Erwerbsbeteiligung von Frauen unterscheiden sich berufliche Sozialisationsprozesse immer noch in ihrer Reich-

weite für die Lebenskonzepte und Selbstdefinitionen von Männern und Frauen. Entsprechend gestaltet sich auch die betriebliche Ausbildungs- und Beschäftigungspolitik, die mit der Unersetzbarkeit der männlichen Stammbesetzung und der Ersetzbarkeit weiblicher Rand- bzw. Teilzeitbeschäftigter rechnet. Auch wenn dies in idealtypischer Form nur für große Unternehmen mit stark ausgeprägten internen Arbeitsmärkten gilt, so orientiert sich die betriebliche Rekrutierungs- und Beschäftigungsstrategie an der männlichen Normalbiographie und deren Zentrierung auf die Berufsarbeit. Spiegelbildlich wird von einer Hausarbeits- und Familienorientierung und durch den Familienzyklus bedingten Unterbrechung der Berufstätigkeit bei Frauen ausgegangen. Die institutionellen, arbeitsmarkt- und familienpolitisch verfestigten Barrieren für den Aufbau einer weiblichen Berufsbiographie werden in diesen unterstellten Lebenslaufstandards vernachlässigt. Da die soziale Lage und die Gestaltungschancen in Familie und Beruf durch die unterschiedlichen strategischen Positionen am Arbeitsmarkt festgelegt werden, sind gesellschaftliche Ungleichheit und berufliche Sozialisation eng mit den Optionen für eine kontinuierliche und qualifizierte Berufstätigkeit verknüpft, die eine aktive Gestaltung von Lebensläufen fördern bzw. einschränken. An der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie konkretisiert sich heute die Reichweite geschlechtsspezifischer Handlungsspielräume. Die Arbeitserfahrungen von Frauen, so Barbara Pieper (1988, S. 97) „lassen sich also gar nicht erst berufs- bzw. betriebsimmanent, sondern nur aus den ambivalenten Bedingungszusammenhängen heraus untersuchen, denen lohnabhängige Frauen und insbesondere Mütter im Erwerbs- und Haushaltsbereich ausgesetzt sind.“ Die Selbstdefinitionen und die sozialen Beziehungen von erwerbstätigen Frauen und Männern können sich allerdings durch ambivalente Berufs- und Familienerfahrungen verändern, wenn die Bewältigung der entstehenden Belastungen bei den Partnern zur Suche nach neuartigen Handlungsmustern führt. Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß sich das geschlechtsspezifische Kontrastverhältnis zwischen den Bereichen Beruf und Familie umstrukturiert, wenn durch die wechselseitige reale Angewiesenheit der Ehepartner auf häusliche Versorgung und Erwerbseinkommen und die Berufsorientierung der Frauen das normative Klima in den Familien

und die Alltagspraktiken sich wandeln. Eine Umverteilung oder gar Neuverteilung von Zuständigkeiten für Haus und Beruf könnte auf zweifache Weise ausgelöst werden: Die Partnerbeziehung verliert ihre selbstverständliche Dauerhaftigkeit durch Gleichheitsforderungen der Frauen und/oder die Berufsarbeit verliert ihre Verbindlichkeit als lebenslange Vollerwerbstätigkeit für die Männer. Diese Entwicklungen könnten aufeinanderzulaufen und zu „einem spannungsreichen Abstimmungsprozeß führen ... (die Familienmitglieder müssen) erst einmal und immer wieder neu aushandeln, was denn ihre gemeinsame Sache eigentlich ist“ (Pieper 1988, S. 100). Diese Aushandlungsprozesse machen den Beteiligten ihre Interessen und Lebensvorstellungen deutlich und können unter günstigen Bedingungen (z. B. Kinderbetreuung, Teilzeitbeschäftigung auch für Männer) zu Einsichten führen, die Handlungsspielräume von Frauen für Berufstätigkeit erweitern und Handlungsverpflichtungen für Männer in der Familie erzeugen. Der Wandel von Handlungsmotiven bleibt jedoch symbolisch, wenn er nicht durch Strukturveränderungen im Beschäftigungssystem gestützt wird. Wie die Untersuchung von Regina Becker-Schmidt und ihren Kolleginnen (1983) gezeigt hat, führen die Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen in den widersprüchlichen Handlungszusammenhängen des Betriebs und der Familie zu Erfahrungsmustern, die sowohl Veränderungswünsche wachhalten, als auch Ausbruchversuche bremsen. Wenn Frauen Ausbruchversuche machen, so sehen sie sich jedoch erheblichen strukturellen Widerständen ausgesetzt. Obwohl heute junge Frauen schulisch breiter und besser qualifiziert sind als junge Männer, gestalten sich ihre beruflichen Ausbildungswege und Übergänge in die Erwerbstätigkeit immer noch als eine Serie von Engpässen. Nicht nur ist das Spektrum der Ausbildungsberufe schmal, auch die Beschäftigungs- und Einkommenschancen von Frauen liegen unter denen der Männer. Auch wenn heute immer mehr Frauen, vor allem Ehefrauen, erwerbstätig werden und immer seltener ihren Beruf unterbrechen, so sind sie meist auf Arbeitsplätze verwiesen, die weder ihren schulischen und noch beruflichen Qualifikationen entsprechen, die unterbezahlt und risikoreich sind. Dieses Dilemma formuliert Elisabeth Beck-Gernsheim, wenn sie schreibt (1988, S. 110), „die alte Versorgung über den Mann wird zunehmend fraglich — und die neue

über eigene berufliche Arbeit reicht oft kaum zum Existenzminimum aus.“

Nun löst aber die Erwerbstätigkeit der Frauen und Mütter einen allmählichen Umdenkungsprozeß bei ihren Partnern aus. Diese Entwicklung ist der arbeits- und industriesoziologischen Konzeptualisierung von Frauenarbeit weitgehend entgangen, da sie den Gesamtzusammenhang der weiblichen Erwerbstätigkeit nicht ausreichend berücksichtigt. Wenn Frauen heute versuchen, trotz eingeschränkter Handlungsspielräume auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie eine eigenständige Lebensplanung zu realisieren, dann muß die Sozialisationsforschung zur Analyse dieser neuen Selbstkonzepte und Biographieentwürfe eine Begrifflichkeit entwickeln, die sich auf Familienarbeit und Berufsarbeit, Arbeitsmarkt und das Geschlechterverhältnis zugleich bezieht.

Einen erheblichen Wandel in den Lebenskonzepten junger Paare zeigt die neue Brigitte-Studie (Gisela Erler u. a. 1988): Junge Frauen und deren Partner halten heute die Berufstätigkeit für wichtiger als den Haushalt. Dabei ist ihnen beruflicher Aufstieg weniger wichtig als eine interessante Erwerbstätigkeit mit Handlungsspielräumen. Der Wunsch, Beruf und Familie zu verbinden, ist bei jungen Frauen und Männern gleich stark entwickelt. So beteiligen sich die jungen Väter stärker an der Betreuung der Kinder, setzen allerdings ihre Vollerwerbstätigkeit fort. Für die Mütter bleibt weiterhin das Dilemma, Beruf und Familie vereinbaren zu müssen. So leben vor allem solche jungen Mütter mit kleinen Kindern als Hausfrauen, deren schulische und berufliche Qualifikationen gering und Arbeitsmarktbedingungen ungünstig sind. Dennoch versuchen sie, entweder die Kinderphase durch eine frühe Rückkehr in die Erwerbstätigkeit zu verkürzen oder mit Hilfe privater oder staatlicher Kinderbetreuung die Familienaufgaben mit Teilzeit-Erwerbsarbeit zu kombinieren. Obwohl bei den Ansichten über Beruf und Familie die befragten Partner weitgehend übereinstimmen, bestehen latente Konflikte, die aus der Diskrepanz zwischen der hohen Wertschätzung des Berufes und der konkreten Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern erwachsen.

Zu dieser Entwicklung paßt die Entdeckung eines neuen Sozialtypus: In letzter Zeit sind die „neuen Väter“ ins Gespräch und in die Forschung gekommen; ihnen wird eine Abkehr von traditio-

nellen Vorstellungen in der familialen Arbeitsteilung, ein „normativer Einstellungswandel“ (Nave-Herz 1988, S. 243) bescheinigt. Väter beteiligen sich jedoch sehr selektiv an den in der Familie anfallenden Arbeiten, sie beschäftigen sich vor allem nach Feierabend und am Wochenende mit ihren Kindern, die Hausarbeit überlassen sie weiterhin den Frauen, auch wenn diese berufstätige Mütter mit kleinen Kindern sind. „Die Verknüpfung der Vater- mit einer Berufsrolle besitzt also weiterhin in unserer Gesellschaft einen hohen Grad von Verbindlichkeit“ (Nave-Herz 1988, S. 244). Obwohl die Doppelorientierung von Frauen auf Familie und Beruf gesellschaftlich anerkannt ist, liegt die Last des Familienalltags also weiterhin bei den Müttern. Die Väter erleben sich jedoch durchaus für die Familie verantwortlich. Gerade in der Aufbauphase der Familie nach dem ersten Kind sind sie bemüht, die Lebensführung durch besonderen Arbeitseinsatz zu verbessern. Im Lichte der Konzeption doppelter Sozialisation kann ihr Handeln nicht allein als Auswirkung der Zwänge einer Berufskarriere, sondern auch als Folge eines neuen Rollenverständnisses, in dem die moralische Ökonomie der Familie an Bedeutung gewinnt, verstanden werden. Selbst wenn die Ideologie des männlichen Familienernährers weiterhin das Selbstbewußtsein von Vätern prägt, so verändert sich ihre eher am Rande der Familie organisierte Lebensführung allmählich zu der Rolle eines Teamspielers im Arrangement der Familie. Der neue Sozialtypus kann aus ganz unterschiedlichen sozialen Erfahrungen stammen: Das neue Verständnis der Vaterrolle findet sich einmal bei Männern mit höherem Bildungsstand und Berufsstatus, zum anderen hängt es aber mit Enttäuschungen in der Erwerbstätigkeit bei Männern mit geringer Qualifikation zusammen. Letztere empfinden ihre Arbeit vielfach als Routine, die man quasi nebenbei — ohne inhaltliches Interesse — erledigt. So sagt ein junger Vater in der Brigitte-Studie: 'Ein Kind, das ist was sinnvolles, der Beruf, der ist nur für's Geldverdienen.' Der Familiensinn der „neuen Väter“ kann also durch Defiziterfahrungen im Beruf entstehen, oder auf der Überzeugung gründen, daß qualifizierte Berufsarbeit vereinseitigt.

Die Ergebnisse der Studie von Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller (1986) legen nahe, daß mit der Zunahme der Erwerbstätigkeit von Müttern auch das Familienmodell mit dem Vater als

Haupternährer an Realitätsgehalt verliert. Aus der Perspektive des Berufsmodells ist die Dominanz der Erwerbstätigkeit im männlichen Lebenslauf jedoch noch nicht zu Gunsten einer neuen Aufteilung von Familien- und Berufsarbeit gebrochen. Trotz der faktischen Erwerbsbeteiligung von Müttern wird deren Berufstätigkeit als vorübergehend bzw. durch die Familienaufgaben bestimmt definiert. So sind Hausarbeit und Kinderbetreuung Frauensache geblieben. Erwerbstätige Mütter müssen weiterhin die konkurrierenden Aufgaben und Ansprüche von Familien- und Berufsarbeit durch eine Art Rollenverdoppelung ausbalancieren. Auch die Brigitte-Studie dokumentiert, daß die Meinungsunterschiede der sonst übereinstimmenden jungen Partnern bei der Befürwortung der Erwerbstätigkeit der Mütter deutlich zunehmen: Die Partnerinnen überschätzen die tatsächliche Zustimmung ihrer Männer. Dies interpretieren Erler u. a. (1988) dahingehend, daß starke Veränderungswünsche bei den Frauen, die den Partner in die Umgestaltung der Arbeitsbedingungen einbeziehen, vorhanden sind. Als Anhaltspunkt für die gestiegenen Ansprüche nach Selbstbestimmung bei jungen Ehefrauen und Müttern, kann gewertet werden, daß die ambivalente Haltung gegenüber ihrer Doppelrolle bei berufstätigen Müttern in den Hintergrund getreten ist und diese nun eher bei den Hausfrauen auftritt, die eine Rückkehr in den Beruf vorhaben. Die berufstätigen jungen Mütter legen größeren Wert darauf, daß der Vater sich gleichwertig an der Hausarbeit beteiligt und die Kinder bald selbständig werden. Es überrascht nicht, daß es die Frauen mit der besten Schulbildung und Berufsausbildung sind, die auch das stärkste inhaltliche Berufsinteresse äußern und sich durch Haushalt und Kinder nicht ausgefüllt fühlen.

Aus diesen Befunden von Studien aus den letzten fünf Jahren läßt sich entnehmen, daß durch Veränderungen in der Arbeitswelt und in den Familienbeziehungen Freiräume entstanden sind, die durch Prozesse der doppelten Sozialisation gestaltet werden müssen. Dies hat bei erwerbstätigen Müttern zu Forderungen nach einer besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie geführt. In dem Maße wie es gelingt, für Frauen Berufswege und Arbeitsbedingungen zu öffnen, die ihr Selbstvertrauen durch Sozialisationsprozesse im Betriebszusammenhang stärken, dürfte dies Rückwirkungen auf die allmähliche Erosion von Doppelstandards bei der Arbeitsteilung

in der Familie haben. Dies kann zu einer Neubewertung der geschlechtsspezifischen Wertvorstellungen und Leistungsmaßstäbe im Berufs- und Familienbereich führen und letztlich zu einer Umgestaltung der Arbeitsverhältnisse, deren einseitige Festlegungen bislang weitgehend zu Lasten der erwerbstätigen Frauen und Mütter gehen.

2. Individualisierung des Lebenslaufs als Chance für eine Neuaufteilung von Berufs- und Familienarbeit?

Für die biographische Planung hat sich die Orientierung der Frauen am Lebenszyklus stärker abgeschwächt als die Orientierung der Männer an der Berufslaufbahn. Die Zugzwänge, die sich für Frauen aus dem Familienzyklus und den traditionellen Formen des Zusammenlebens ableiten, scheinen einem kulturellen Umwertungsprozeß zu unterliegen. So deutet Martin Kohli (1986) die Destandardisierung im Privatleben eher als „Ansprüche auf individuelle Entfaltung“ und weniger als die Auswirkung unsicherer Erwerbsverläufe auf die Labilisierung von Familienbeziehungen. Es scheint sich hier ein gegenläufiger Prozeß anzudeuten: Frauen orientieren ihre Lebensplanung zunehmend auf kontinuierlicher Erwerbstätigkeit, Männer sehen in einer stärkeren Beteiligung insbesondere an der Kindererziehung eine emotionale Entlastung bzw. alternative Sinngebung gegenüber entfremdenden Arbeitsbedingungen. Setzt sich diese Entwicklungstendenz zu einer dem Anspruch nach selbstbestimmten Aufteilung oder Neukombination von Berufs- und Familienarbeit bei Frauen und Männern weiter fort, dann ist dies ein Indiz für die Individualisierung von Lebensweisen: nämlich die Freisetzung von Frauen und Männern von traditionellen, geschlechtsspezifischen Normalbiographien. Exemplarisch für diese Entwicklung sind die Handlungsstrategien qualifizierter Frauen in verschiedenen Familiensituationen, die als Angestellte einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen. Wie Christel Eckardt (1985) durch biographische Interviews dokumentiert, können durch Teilzeitarbeit berufliche Sozialisationsprozesse entstehen, die eine persönliche Stabilisierung in der Lebensführung und -planung unter-

stützen. Diese Strategie gegen Doppelbelastung und Einseitigkeit eröffnet Handlungsspielräume in der Familie und im Arbeitsmarkt, indem sie die psychosozialen Ambivalenzen im subjektiven Verhältnis von Beruf und Familie durch eine flexible Erwerbstätigkeit reduzieren hilft.

Die Konfliktrichtigkeit der neuen Arrangements zwischen Arbeit und Familie, die bei der Koordination zwischen den Ehepartnern angesichts der männlichen Beharrungstendenzen virulent wird, sollte allerdings nicht unterschätzt werden. Die Wahlfreiheit zwischen Familie und Beruf ist durch die mangelnden Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und die Beschäftigungsstrategien der Betriebe stark eingegrenzt. Die hinter Beziehungskrisen stehenden Prozesse des sozioökonomischen Wandels, die sich im „Dreieck von Bildung, Arbeitsmarkt und Mobilität“ ergeben, werden dadurch zu einem scheinbar individuellen Problem“ (Beck-Gernsheim 1986, S. 216).

Die Erwartungen an eine sinnvolle Berufstätigkeit und an Freiräume bei der Gestaltung des Privatlebens zielen auf eine Aufhebung der Segmentation beider Lebensbereiche. Solche Ansprüche zeichnen sich in den Lebensplänen der jüngeren Generation ab, die traditionelle Männer- und Frauenrolle wird durch neue Lebenslaufkonzepte allmählich ersetzt. Dazu trägt auch die Auflösung geradliniger Lebenslaufmuster für Beruf und Familie bei.

Was Ditmar Brock und Hans-Rolf Vetter (1988) für die Zukunft des Verhältnisses von Industriearbeit und Biographie vermuten, kann als Entwicklungsperspektive auch für die doppelte Sozialisation Erwachsener gelten. Die Ausbreitungen neuer technisch-koperativer Arbeitsstrukturen im Gefolge betrieblicher Modernisierungsprozesse reduziert die Möglichkeit zur Identifikation mit berufsfachlich definierten Tätigkeitsprofilen und dies erschwert die Aufrechterhaltung beruflich geprägter Selbstdefinitionen. In der subjektiven Verarbeitung löst sich das „kulturell verankerte Zusammenspiel von biographischen Lebensperspektiven und ökonomischen Entwicklungsdynamiken“ (1988, S. 179) auf. An die Stelle einer auf Berufsarbeit zentrierten Identität treten individuell zu kombinierende Bezugssysteme. Eigene biographische Erfahrungen und Wertsetzungen müssen nun die Aufgabe übernehmen, Sinn in die Berufsarbeit zu transportieren. Dies bedeutet aber, daß die aus

der beruflich definierten Lohnarbeit stammenden Standards an sozialen Orientierungen nicht mehr als Fundus für die Konstruktion einer Biographie zur Verfügung stehen und die „privaten Deutungshorizonte, die keinen weiteren Anspruch auf eine sozialnormative Geltung im Sinne übergeordneter Standards für die Industriegesellschaft erheben“ (1988, S. 180) an Bedeutung gewinnen werden. Falls es zutrifft, daß dadurch ein Vakuum an biographischer Sinngebung entstehen wird, dann ist es angesichts der vorgetragenen Überlegungen und Befunde nicht unwahrscheinlich, daß die neuen Verbindungslinien von Berufs- und Familienarbeit und die damit verbundenen Sozialisationsprozesse im individuellen Lebenslauf dieses Vakuum füllen können.

3. Das Verhältnis von Beruf, Arbeitsmarkt und Familie als Bezugspunkt für die berufliche Sozialisationsforschung

Betriebliche Modernisierungsprozesse und neue Technologien haben zu flexiblen Beschäftigungsformen und zur Aufwertung des individuellen Arbeitsvermögens geführt. Dadurch deutet sich ein Trend zur Rückgewinnung von Kontrollchancen der Arbeitskräfte in komplexen Fabrik- und Verwaltungsarbeiten an: Verfahrenswissen, technische Sensibilität und Eigenregulierung erweitern die Handlungsspielräume der Beschäftigten. Auf der Seite der Individuen haben steigende Erwartungen nach Selbstregulierung und eigenständiger Lebensplanung Auswirkungen auf die Durchführung und das Tempo der betrieblichen Modernisierungsstrategien. Genau in diesem Entwicklungszusammenhang eröffnen sich auch neue Optionen für die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienarbeit. Und zwar für Frauen *und* Männer. Diese Individualisierung ist jedoch nicht ohne Risiken: Einerseits wird eine flexible Lebensführung unter Einbeziehung der Erwartungen und Anforderungen von Beruf und Familie durch neue Arbeitsformen — vor allem der flexiblen Arbeitszeit — ermöglicht, andererseits entsteht daraus eine erhöhte Abhängigkeit von betriebsspezifischen Modernisierungsstrategien und die Verpflichtung, sich privat für den beruflichen Konkurrenzkampf fit zuhalten.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich folgende Schwerpunkte für die Weiterentwicklung der beruflichen Sozialisationsforschung:

1. Analysen sozial strukturierter Ungleichheit von Berufs- und Familienverläufen auf Makro- und Mikroebene. Dazu gehört auch die Untersuchung von Veränderungen in der Berufsstruktur, wie sie sich vor allem durch das Wachsen des Dienstleistungssektors abzeichnen und des damit verbundenen Wandels der Qualifikationsanforderungen,
2. Veränderung und Kontinuität von Erwerbsverläufen, die je nach Arbeitsmarktsegment, also nach berufsfachlichen, geschlechtsspezifischen und betrieblichen Beschäftigungskriterien, unterschiedlich strukturiert sind. Ausweitung und Verengung inhaltlicher und zeitlicher Handlungsspielräume bei der Berufsarbeit und deren Verknüpfung mit dem Familienleben.
3. Wie gelingt es den Individuen, restriktive und selbstbestimmte Anteile der Erwerbs- und Familienarbeit in ihren Alltag und in ihr Lebenskonzept zu integrieren?

Wenn Orientierungskrisen, Wert- und Normenkonflikte eigenständig verarbeitet werden, dann fördert dies die Entwicklung von „post-konventionellen“ Vorstellungen, die als subjektive Bedingungen für ein konstruktives Austarieren von Erwartungen des Berufs- und Familienlebens wirksam werden. Wie die Ergebnisse von Hoff und Lempert (in diesem Band) zeigen, hat unter solchen Bedingungen das Kontroll- und Moralbewußtsein männlicher Facharbeiter Entwicklungschancen. Überträgt man dies auf die doppelten Sozialisationsprozesse, die für das Bewußtsein von erwerbstätigen Müttern konstitutiv sind, dann müßten diese schon in den ersten Berufsjahren ein hohes Maß an post-konventionellen Moralvorstellungen und an interaktivem Kontrollbewußtsein entwickeln. Anzunehmen wäre weiterhin, daß die Wechselwirkung zwischen den Handlungsanforderungen im Berufsverlauf und den Aushandlungsprozessen im Privatzusammenhang eine eigenständigere Lebensplanung und Handlungsautonomie in Beruf und Familie begünstigen.

Falls es in Zukunft gelingen sollte, die betrieblichen Modernisierungsstrategien mit umfassenderen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen zu koppeln, die eine qualifizierte und kontinuierli-

che Erwerbstätigkeit mit den Kriterien der Vereinbarkeit von Familienaufgaben für Frauen *und* Männer verbindet, dann würde die „kulturelle Evolution der Arbeit“ (Ulrich Beck) zu einer Überwindung geschlechtsbezogener Doppelstandards und letztlich zu einem aushandlungsfähigen, egalitären Muster der Verbindung von Berufs- und Familienarbeit führen.

Ein erweitertes Verständnis der Chancen und Risiken von beruflichen Sozialisationsprozessen (vgl. Heinz 1988) könnte dazu beitragen, die Vermittlungsschritte zwischen gesellschaftlichem Strukturwandel und psychosozialen Entwicklungsprozessen zu untersuchen und dabei konkrete Utopien, Handlungsspielräume und Gestaltungsbarrieren ausleuchten, die sich aus der doppelten Sozialisation Erwachsener ergeben. Da sich auch die traditionellen Maßstäbe für die Institutionalisierung des Lebenslaufs lockern, verliert der Familienzyklus an Verbindlichkeit für die weibliche Biographie und die Berufskarriere ist nicht mehr alleiniger Maßstab für die männliche Biographie. Sozialisationsforschung steht also vor der Aufgabe, zu untersuchen, wie die in der Lebenspraxis von erwerbstätigen Frauen und Müttern tagtäglich praktizierte Vermittlung von Privat- und Erwerbsleben sich zu einem neuen Lebenslaufmodell verallgemeinert; inwieweit die allmählich im männlichen Bewußtsein entstehende Verbindung zwischen Berufs- und Familienorientierung auch Handlungskonsequenzen hat. Für die berufliche Sozialisationsforschung würde die Aufnahme dieser Perspektive bedeuten, die Widersprüche zwischen der strukturellen Reproduktion und der biographischen Konstruktion von Verbindungslinien zwischen Berufs- und Familienleben zu analysieren. Dabei wären vor allem die aktiven Gestaltungsprozesse an Übergängen und Bruchstellen zwischen diesen beiden Lebensbereichen als Chancen und Risiken der doppelten Sozialisation Erwachsener zu untersuchen.

Anmerkung

¹ Dieser Aufsatz wurde während eines Aufenthalts am Netherlands Institute for Advanced Study in the Humanities and Sozial Sciences (NIAS) verfaßt.

Literaturverzeichnis

- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: Weibliche Berufskarriere? Die Folgen für Frauen und Männer; in: K. M. Bolte (Hrsg.): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Weinheim: VCH, Acta humaniora 1988.
- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft; in: BERGER, JOHANNES (Hrsg.): Die Moderne — Kontinuität und Zäsuren. (= Sonderband 4 der „Sozialen Welt“). Göttingen: Schwartz 1986.
- BECKER-SCHMIDT, REGINA; BRANDES-ERLHOFF, M.; RUMPE, R.; SCHMIDT, B.: Arbeitsleben — Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn 1983.
- BROCK, DITMAR und VETTER, HANS ROLF: Desintegrative Effekte der neuen Technologien — die Auflösung klassischer Berufsperspektiven bei industriellen Facharbeitern; in: K. M. BOLTE (Hrsg.): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung“ der Universität München. VCH, Acta Humaniora, Weinheim 1988, S. 163-181.
- ECKERT, CHRISTEL: „Ich habe meinen Lebensstil noch immer nicht gefunden“ — Anpassungsdruck und Individuierung in weiblichen Berufsbiographien; in: H. G. BROSE (Hrsg.): Berufsbiographien im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag 1986.
- ERLER, GISELA; JAECKEL, MONIKA; PETTINGER, RUDOLF und SASS, JÜGEN: Kind? Beruf? oder beides? (Brigitte-Untersuchung 1988), Hamburg: Brigitte, München: DJI 1988.
- HEINZ, WALTER R.: Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt: Jugendliche zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken; Das Argument 1988, Nr. 168, S. 198-207.
- HURRELMANN, KLAUS: Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim/Basel: Beltz 1986.
- KOHLI, MARTIN: Gesellschaftszeit und Lebenszeit; in: BERGER, JOHANNES (Hrsg.): Die Moderne — Kontinuität und Zäsuren. (= Sonderband 4 der „Sozialen Welt“). Göttingen: Schwartz 1986.

- METZ-GÖCKEL, SIGRID u. MÜLLER, URSULA: Der Mann. Reinbek: Rowohlt 1986.
- NAVE-HERZ, ROSEMARIE: Zum Wandel der Vaterrolle; Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1988, 8, S. 242-245.
- PIEPER, BARBARA: Familie und Beruf — Zum Zusammenhang unterschiedlicher Arbeitsformen in unserer Gesellschaft; in K. M. BOLTE (Hrsg.): Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Weinheim: VCH, Acta humaniora 1988.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- AMANN, ANTON, Prof. Dr., Institut für Soziologie, Universität Wien, Alserstraße 33, A-1080 Wien
- BORN, CLAUDIA, Dr., Universität Bremen, SFB 186, Rembertiring 29, 2800 Bremen 1
- BROCK, DITMAR Dr., Deutsches Jugendinstitut, Freibadstr. 30, 8000 München 90
- FEMERS, SUSANNE, Dipl.-Psych., Kernforschungsanlage Jülich, Programmgruppe „Technik und Gesellschaft“, Forschungsgruppe „Mensch und Technik“, Postfach 1913, 5170 Jülich
- HEINZ, WALTER R., Prof. Dr., Universität Bremen, SFB 186, Rembertiring 29, 2800 Bremen 1
- HÖRRMANN, ULRIKE, Dipl.-Psych., Psychologisches Institut, Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Alle 45, 1000 Berlin 33
- HOFF, ERNST-H., Prof. Dr., Psychologisches Institut, Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften I, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 1000 Berlin 33
- KNAPP, GUDRUN-AXELI, Dr., Psychologisches Institut, Universität Hannover, Welfengarten 1, 3000 Hannover 1
- KRÜGER, HELGA, Prof. Dr., Universität Bremen, SFB 186, Rembertiring 29, 2800 Bremen 1
- KUDERA, WERNER, Dr., Universität München, SFB 333, Hohenzollernstr. 81, 8000 München 40
- LEMPERT, WOLFGANG, Prof. Dr., Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, 1000 Berlin 33
- VOSS, GÜNTER, Dr. Universität München, SFB 333, Hohenzollernstr. 81, 8000 München 40

291 Saarländische ULB



00086248901015

93 - 17589